

Fontane Blätter 76 2003

In diesem Heft:

THEODOR FONTANE: *Wir lernen das*. Ein Novellenentwurf
– Herausgegeben von CHRISTINE HEHLE / Der Neu-
ruppiner »Gedächtnis-Ofen« – KLAUS-PETER MÖLLER /
Geschichte als Prozeß – EDA SAGARRA / Aspekte der
Reise in *Vor dem Sturm* und dem *Stechlin* – CLAUDIA
BUFFAGNI / »Das Eigentliche bleibt doch zurück« –
SOFIA KÄLLSTRÖM / Zwischen Schlachtfeldern und
Wirtshaus: Fontane in Böhmen – ALFRUN KLIEMS /
Fontane und der Adel. Beobachtungen zum *Stechlin* –
MONIKA WIENFORT / Die Fontane-Chronik. Ein Arbeits-
bericht – ROLAND BERBIG; JOSEFINE KITZBICHLER

Fontane Blätter

76
2003

Halbjahresschrift, begründet 1965
Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs
und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen
und Hubertus Fischer

»Erstaunlich ist mir immer wie wenig man, trotzdem täglich mehrere Millionen Zeitungsexemplare in unserem lieben Deutschland gedruckt werden, weiß. Je mehr Druckerschwärze, je mehr Dunkel. Eigentlich natürlich.«

(Theodor Fontane an Emil Friedrich Pindter,
28. Nov. 1894)

7
8

U

12

26

Li

44

62

80

95

R

10

- 7 Editorial
8 Gesprächsweise Denkerin.
Zum Tode von Renate Böschenstein
HANNA DELF VON WOLZOGEN

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

- 12 Theodor Fontane: *Wir lernen das*. Ein unveröffentlichter Novellenentwurf. Mit einem Geburtstagsgruß an Eda Sagarra und Gotthard Erler.
Herausgegeben von CHRISTINE HEHLE
- 26 Der Neuruppiner »Gedächtnis-Ofen«.
Fontanes Provokation und die Berliner Bildhauerzunft
Vorgestellt von KLAUS-PETER MÖLLER

Literaturgeschichtliches, Interpretation, Kontexte

- 44 Geschichte als Prozeß. Von der Honoratiorenpartei zur Massendemokratie: Wahlen und Wähler beim späten Fontane
EDA SAGARRA
- 62 Aspekte der Reise in *Vor dem Sturm* und dem *Stechlin*
CLAUDIA BUFFAGNI
- 80 »Das Eigentliche bleibt doch zurück«. Eine linguistisch-literaturwissenschaftliche Untersuchung der semantischen Unbestimmtheit in Theodor Fontanes *Effi Briest*
SOFIA KÄLLSTRÖM
- 95 Zwischen Schlachtfeldern und Wirtshaus: Theodor Fontane in Böhmen
ALFRUN KLIEMS

Rezensionen und Annotationen

- 106 Winfried Woesler (Hrsg.): *Ballade und Historismus*. Die Geschichtsballade des 19. Jahrhunderts
ROLAND BERBIG

- 109 Sofia Källström: »Das Eigentliche bleibt doch zurück«. Zum Problem der semantischen Unbestimmtheit am Beispiel von Theodor Fontanes *Effi Briest*
CHRISTINE HEHLE
- 111 Gabriele Radecke: Vom Schreiben zum Erzählen. Eine textgenetische Studie zu Theodor Fontanes *L'Adultera*
KARLHEINZ ROSSBACHER
- 113 Thomas Grimann: Text und Prätext. Intertextuelle Bezüge in Theodor Fontanes *Stine*
HUGO AUST
- 117 Konrad Ehlich (Hrsg.): Fontane und die Fremde, Fontane und Europa
HUGO AUST
- 122 Udo Wölfel: Theodor Fontane im Riesengebirge
MANFRED HORLITZ

Vermischtes

- 126 Fontane und der Adel. Beobachtungen zum *Stechlin*
MONIKA WIENFORT
- 134 Eine »freundliche Überraschung hinsichtlich des Honorars«. Noch einmal Fontane und der Springer-Verlag – unbekanntes Material und eine Zusammenstellung der Presse-Reaktionen
KLAUS-PETER MÖLLER
- 153 Die Fontane-Chronik. Ein Arbeitsbericht aus dem vierten Jahr
ROLAND BERBIG; JOSEFINE KITZBICHLER

Bibliographie

- 172 Erwerbungen des Theodor-Fontane-Archivs

Informationen

190 Autorenverzeichnis

192 Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs

195 Richtlinien zur Manuskriptgestaltung/Abkürzungen

197 Vertriebshinweise

198 Impressum

Verzeichnis der Abhandlungen

190. Autonomieerklärung des ...
191. Funktionen der ...
192. ...
193. ...
194. ...
195. ...
196. ...
197. ...
198. ...

Verzeichnis der ...

199. ...
200. ...

Verzeichnis der ...

201. ...
202. ...

203. ...
204. ...

205. ...
206. ...

Verzeichnis der ...

207. ...
208. ...

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

wir möchten Eda Sagarra und Gotthard Erler, die in diesem Jahr ihren siebenzigsten Geburtstag feiern können, ganz herzlich gratulieren. Dazu haben wir ein unveröffentlichtes Novellenfragment ausgewählt, das wir ihnen mit diesem Heft auf den Geburtstagstisch legen.

Das Heft insgesamt ist zu einem europäischen geworden, sei es durch seine Beiträge, sei es durch seine Themen. Die Rubrik »Literaturgeschichtliches, Interpretationen, Kontexte« enthält einen Beitrag von Eda Sagarra, der sich mit Fontanes Geschichtsauffassung in den Romanen beschäftigt, Claudia Buffagni knüpft an die Wanderungen-Thematik des letzten Jahres an mit ihrem Beitrag zu *Aspekten der Reise in ›Vor dem Sturm‹ und ›Stechlin‹*, Sofia Källström beschäftigt sich mit *Effi Briest* aus literaturwissenschaftlich-linguistischer Sicht und Alfrun Kliems wendet in ihrem Beitrag den Blick nach Böhmen.

Für die Rubrik »Vermischtes« hat Monika Wienfort Beobachtungen zum Adel im *Stechlin* beige-steuert, die aus einem Redebeitrag hervorgegangen sind. Klaus-Peter Möller präsentiert Unbekanntes über Fontanes Beziehungen zum Springer-Verlag und Roland Berbig und Josefine Kitzbichler berichten über ihr Projekt Fontane-Chronik.

Mitten in den Redaktionsarbeiten erreichte uns die traurige Nachricht vom Tode Renate Böschensteins. Viele von Ihnen werden Renate Böschenstein von Symposien oder durch ihre Arbeiten kennen. Wir verlieren mit ihr eine große Forscherpersönlichkeit und eine überaus liebenswerte Kollegin.

DIE HERAUSGEBER

Gesprächsweise Denkerin. Zum Tode von Renate Böschenstein

Wenn Renate Böschenstein den Raum betrat und zu sprechen begann, so verwandelte sich dieser in einen Raum der Vielstimmigkeit und des Gesprächs. »Ich möchte unter den Kapiteln vier auswählen und mit diesen in ein Gespräch eintreten«, so hatte sie ihr methodisches Vorgehen angelegentlich einer Rezension umschrieben. Eine Maxime, die all ihren Beiträgen, den schriftlichen wie den mündlichen, vorangestellt werden könnte. Unvergeßlich sind ihre Redebeiträge, mit denen sie unsere Symposien beschenkte. Wie oft rückte sie aus dem reichen Schatz ihres Wissens, fragend und anmerkend die Dinge zurecht, aufmerksam und mit dem größten Respekt vor dem anderen Denken, auch dann, wenn sie ihm in der Sache nicht folgen wollte.

Wenn Renate Böschenstein das Archiv besuchte, so waren es neben ihren Forschungsinteressen vor allem die Gespräche, in denen sie, sensibel für Person und Werk, uns beim Wort nahm.

Unsere Ideen und Projekte bewahrte sie auf in ihrem Gedächtnis, bis sich wieder Gelegenheit ergab zu einem Gespräch. An ihren eigenen Projekten ließ sie uns teilhaben mit seltener Offenheit.

Renate Böschenstein dachte nicht in dickleibigen Büchern. Die ihrem gesprächsweisen Denken angemessene Form war wohl der Essay, die kleine Form, das versuchsweise Denken, dem wir so richtungweisende Erkenntnisse verdanken wie die über Fontanes Melusinen-Motiv. Ihre Arbeiten über Fontane bilden indes nur einen ihrer Schwerpunkte: Thomas Mann, Paul Celan, Goethe, Hölderlin, Gottfried Keller, Wilhelm Raabe sind zu nennen. An ihr Buch über die Idylle ist zu erinnern, ein Standardwerk der Literaturwissenschaft bis heute, und an die Anthologie *Der Doppelgänger*, das einem ihrer großen Themen, der Fragwürdigkeit bürgerlicher Subjektivität, gewidmet ist. Auch das Projekt eines Buches über Träume gehört hierher.

Bei Fontane könne man sich ausruhen, sagte sie einmal fast beiläufig angesichts der Erfahrungen der Autoren des 20. Jahrhunderts. Und doch war gerade sie es, die Fontane aus der Problematik der modernen Existenz heraus immer wieder neu las.

Sie befragte die Realitätskonzepte, denen die Autoren der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verpflichtet sind, auf ihre Tragfähigkeit zur Darstellung epochaler Ängste und Verunsicherungen, von denen die Texte auch sprechen. Ein Buch über den Realismus wollte sie schreiben. Realismus als ästhetisches Prinzip hing für sie auf das engste mit dem Schreibverfahren selbst zusammen. Als eine der ersten in der Fontane-Forschung trat sie mit

ihren poetologischen Analysen für ein Interpretationsverfahren ein, das Fontanes »Finessen«, der Zeichenhaftigkeit seiner Texte, seinen Anspielungen, Subtexten und ihren Bezügen zu mythologischen, religiösen, psychologischen Bedeutungskontexten gerecht zu werden vermochte.

Ich-Konzeptionen im Horizont von Sinnsuche, so der Titel eines Essays über Fontanes späte Prosafragmente, für die sich Renate Böschenstein besonders interessierte. Das Suchende, Unsichere, das Offene dieser Texte und ihrer Figuren, ihre unabgeschlossene, der Möglichkeit verpflichtete Form wies ihr besonders deutlich auf den sachlichen Hintergrund von Fontanes Doppelschrift, dem gleichermaßen mimetischen und zeichenhaften Charakter seines Schreibverfahrens. Für ihr Fontane Buch, an dem sie bis zuletzt arbeitete, kam sie immer wieder auf diese Fragmente zurück.

Sie freute sich auf die Neuedition der Prosafragmente und wurde nicht müde, die Editionsprinzipien mit uns zu besprechen. Sie freute sich auch auf ein Symposium, das sich mit Fontanes Umgang mit religiösen Traditionen beschäftigen soll, war sie es doch, die immer wieder auf seine scheue Kryptoreligiosität hingewiesen hatte.

Bei ihrem letzten Besuch im Archiv ließ sich Renate Böschenstein die Dokumente einer Auseinandersetzung zwischen Thomas Mann und Otto Pniower vorlegen, die sich beim Erscheinen von Thomas Manns Essay *Der alte Fontane* entspann. Thomas Mann hatte den folgenden Spruch Fontanes zitiert: »Leben; wohl dem, dem es spendet / Freude, Kinder, täglich Brot, / Doch das Beste, was es sendet, / Ist das Wissen, das es sendet, / Ist der Ausgang, ist der Tod.« Otto Pniower wies diese Lesart mit Verweis auf die überlieferten Abschriften Friedrich Fontanes zurück und bestand auf der folgenden Fassung: »Doch das Beste, was es sendet, / Ist das Wissen, daß es endet, / Ist der Ausgang, ist der Tod.« Renate Böschenstein neigte der am Text orientierten, die Einsprüche der Überlieferung bewußt in Kauf nehmenden Auslegung Thomas Manns zu.

Renate Böschenstein ist am 25. Juni wenige Monate vor der Vollendung ihres siebzigsten Lebensjahres während eines Aufenthaltes an der Ostsee plötzlich verstorben. Bis zu ihrer Emeritierung im Jahre 1998 lehrte sie an der Seite ihres Mannes Bernhard Böschenstein an der Universität Genf. Die Fontane-Forschung verliert mit ihr eine herausragende Forscherpersönlichkeit, eine unersetzliche Gesprächspartnerin und Freundin.

HANNA DELF VON WOLZOGEN

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

Die vorliegende Arbeit ist eine Zusammenfassung der Ergebnisse der Untersuchung über die Entwicklung des literarischen Bewusstseins in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie ist in drei Teile gegliedert: I. Die literarische Produktion, II. Die literarische Kritik und III. Die literarische Öffentlichkeit. In dem ersten Teil wird die Entwicklung der literarischen Produktion untersucht, in dem zweiten Teil die Entwicklung der literarischen Kritik und in dem dritten Teil die Entwicklung der literarischen Öffentlichkeit. Die Arbeit ist in drei Teile gegliedert: I. Die literarische Produktion, II. Die literarische Kritik und III. Die literarische Öffentlichkeit. In dem ersten Teil wird die Entwicklung der literarischen Produktion untersucht, in dem zweiten Teil die Entwicklung der literarischen Kritik und in dem dritten Teil die Entwicklung der literarischen Öffentlichkeit.

Theodor Fontane: *Wir lernen das.* Ein unveröffentlichter Novellenentwurf

Mit einem Geburtstagsgruß an Eda Sagarra und Gotthard Erler

Herausgegeben von CHRISTINE HEHLE

»Wir lernen das«, so lautet der refrainartig wiederkehrende Satz in dem gleichnamigen Novellenfragment Fontanes, das wir Eda Sagarra und Gotthard Erler auf den Geburtstagstisch legen möchten.

Was der geheimnisvolle Satz in Fontanes Text signalisieren könnte, bleibt zu enträtseln. Daß er aber, wie wir meinen, in einer unmittelbar einleuchtenden Weise in Beziehung zur Persönlichkeit der beiden Geburtstagskinder steht, hat uns bewogen, diesen Text für sie auszuwählen. Offenheit für Neues, ganz gleich, ob es sich um Fragment gebliebene Texte, um experimentelle Lesarten, eigenwillige Menschen oder neue Formen gesellschaftlichen Lebens handelt, zeichnet sie beide in ganz besonderer Weise aus. Es ist Zeit, dafür zu danken. Wir möchten das tun mit jenem rätselvollen Satz aus einem noch ungedruckten Fragment, das in der bei Keitel abgedruckten Liste die Nr. 129 trägt.

Bei dem Novellenfragment handelt es sich um zwei Dispositionen zu einer Novelle um eine preußische Gouvernante auf einem englischen Landsitz, deren Verbindung mit ihrem Arbeitgeber sich anbaut, aber nicht zustandekommt. Wie die Anspielungen im Text zeigen, konzipierte Fontane die Novelle als Replik auf Charlotte Brontës Roman *Jane Eyre* (1847 publiziert unter dem Pseudonym Currer Bell;¹ deutsch zuerst 1848), den er in Umfragen 1889 und 1894 jeweils unter den »besten Büchern« nannte.² Von zahlreichen Theaterbesuchen her vertraut war ihm außerdem die vielgespielte Dramatisierung durch Charlotte Birch-Pfeiffer unter dem Titel *Die Waise aus Lowood* (Uraufführung 1853).³ Wohl erstmals sah er das Stück 1865 im Victoria-Theater in der Berliner Münzstraße,⁴ in den Jahren 1876–1885 besprach er nicht weniger als fünf Aufführungen am Schauspielhaus für die *Vossische Zeitung*.⁵ Während er sich in den meisten dieser Rezensionen auf die Leistungen der Schauspieler konzentriert, geht er in der

letzten, vom 21. 5. 1885, auf das Stück selbst ein und kontrastiert die »Rohheit der Arbeit« Birch-Pfeiffers mit den literarischen Qualitäten des »Curren Bell'schen Roman[s] (einem der genialsten, den ich kenne)«.

Das Manuskriptkonvolut befindet sich als Dauerleihgabe der Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, der wir für die Publikationserlaubnis danken, im Theodor-Fontane-Archiv unter der Signatur St 18. In einem Umschlagblatt (St 18,1) liegen mehrere Einzelkonvolute; auf dem Umschlagblatt aufgeklebt ist eine handschriftliche Stoffsammlung Fontanes, betitelt »Mittlere Stoffe«. Der vierte der 9 aufgeführten Titel ist *Wir lernen das*. Das Teilkonvolut »*Wir lernen das*« umfaßt die Seiten St 18,11–17 (2 Doppel- und 3 Einzelblätter). Der Text des Fragments verteilt sich auf 6 Seiten (St 18, 11–16). Für eine Datierung des Entwurfs liefert das Manuskriptkonvolut keine konkreten Anhaltspunkte; der Schrift nach dürfte es in den 1880er oder 1890er Jahren entstanden sein.

Die verwendeten Schreibmaterialien und Schriftarten werden wiedergegeben wie folgt:

Tinte: unmarkierter Druck

Blaustift: **fett**

Rotstift: *fett kursiv*

deutsche Schreibschrift: Times New Roman

lateinische Schreibschrift: Arial

Die Kennzeichnung von Doppelkonsonanten durch darübergesetzten Strich wird aufgelöst.

Die Veränderung von Zeichen, Buchstaben oder Wörtern durch Überschreibung wird folgendermaßen angegeben: Beispiel: »man«, überschrieben mit »sich«: [man > sich].

FONTANE.

Das Lammlein

Verzettel.

1. Auf den Kopf. Die
 beiden jüngeren Hauptknoten
 setzen die Gestalt über die
 eine eine Stelle fest, ab-
 sei eine ^{gerade} Stelle, aber
 eine gerade, die mit
Stellen besteht. Kopf und
füßel. So füßel besteht aus,
manchem Unterschied der
ein oder ander auf die
füßel besteht aus den geraden
manchem Stellen. (Die
unter gerade eingetragen.)

2. Auftritt in Juvenal.
 Auftritt von den jungen Läu-
 lern. So füßel besteht aus
Land (kurze reife) füßel
füßel besteht aus den geraden
Auftritt der in der
Manchen besteht.

3. Das Manchen-gerade;

versteht

1.

2.

3.

Wir lernen das.
(Guter Stoff)

»Das lernen wir.«
Disposition.

1. Auf dem Schiff. Die beiden jungen Kaufleute führen ein Gespräch über sie. Der eine stellt fest, es

Gouvernante

 sei eine Deutsche; aber eine Gouvernante, die aus Kurland⁶ komme. Nicht aus England. Er führt dann aus, welchen Unterschied das eine oder andre auf die Erscheinungsformen der Gouvernanten ausübe. (Dies alles ziemlich eingängig.)
2. Ankunft in Harwich⁷.
Abschied von den jungen Leuten. Per Eisenbahn ins Land (kurze Schilderung.) Pony-
Equipage. Fahrt über Land.

in

 Ankunft ~~auf dem Schloß~~
Mansion-H[a > o]use⁸.
3. Das Mansion-House;

verte

Mr. Wellesley-Parker⁹;
 die Kinder; ein Knabe und
 zwei Mädchen. Haushälterin.
 Lady s=Maid. Diener.
 Kutscher. Empfang. Zimmer.
 Blick. Zimmer-Ausschmückung.
 Park. Rehe. Erste Schulstunden
 (Siehe Harnisch in Dannenwalde.)¹⁰ Musik.
 Botanik. Mineralogie.

Mr. Parker wohnte den Stunden bei; begleitete sie u. die Kinder im Park etc. Er stutzt, staunt, horcht auf. Sie imponirt ihm.

4. Der Brief der Gouvernante an Frau v. Medem¹¹ in Der= bitten bei Mitau¹². Hier Erzählung und heitre Behandlung des Hauses: Lord Rochester, Grace Pool, etc etc.¹³ Verrenkte Hand. »Das lernen wir«.
5. Besuch der Anverwandten. Hochmuth. Intriguen. Sie bleibt ruhig. Er fragt. »Das lernen wir.«
6. Er entschließt sich zu einer zweiten Ehe. Er reist nach London, um alles zu ordnen. Hier trifft er wieder mit »aunts« u. »cousins« zusammen. Er schreibt ab.

7. Dear Sir. Ihr Schreiben empfing ich. Haben Sie Dank. Es ist am besten so. Es wäre nichts geworden. Es stieg ein Schein herauf; ich sah ihn oft in meinem Leben. Sie bedauern mich, bedauern daß Sie mir weh thun. Nicht doch. Es stieg ein Schein herauf etc .. Ihn schwinden sehn ist unser Loos »Das lernen wir.«

FONTANE,

x 16

114

Es sind nur meine Gedanken
in Dichtungs-Bildung der
Gedanken (um besten auf den
Trost, der sich am besten
und Geringsten findet) gezogen.

Diese Gedanken sind
meiner. Keines Sonnetts,
oder Gedichtes Grund, oder
sonstigen Dichtung. Alles das
Gedachte sind Gedächtnisse, die nicht
mehr sind. Sie sind
jeder Zeit, jeder Sprache,
jede Wissenschaft, und
in der Welt finden sie
einen; sie sind nicht an
Ort und Zeit, und können
keinen Menschen sein.
Die Sprache wird gesprochen.
Nur alle. Nur
bestante Kommunikation.

*Papa empfand
sehr wenig
von der
Welt.*

Handwritten notes and signatures, including names like 'Gottfried' and 'Gottlieb'.

„Wahrheit ist notwendig
jeder sie auf erfinden,
wenn er sie will.“
Es genügt nicht. Es
in jeder Dichtung
gibt. Die Gedächtnisse
sind, aber nicht in der Welt.

Se
sc
no
pt
ve
de
In

mißt sie
daran, j
sich die
ich?«

lot
wi
zu
»h

Lie
Fr
un
we
öst
Di
Jec

Es muß mit einer Charakter=
und Situation-Schilderung der
Heldin (am besten auf dem
Schiff, das von Amsterdam
nach Harwich fährt) beginnen.

Diese Heldin heißt
entweder: Pauline Frommann,¹⁴
oder Hedwig Ernst, oder
Ernestine Frey. Alle drei
Namen sind gut; der zweite
vielleicht der beste. Sie ist
sehr klug, sehr charakter-
voll, sehr gewandt, viel
in der Welt herum ge-
wesen; sie kam jetzt von
Kurland, von einem
Baron Medemschen Gut.
Sie spricht viele [s > S]prachen.
Kann alles. Macht
brillante Conversation.
»Wir haben es nöthig«
sagt sie auch mitunter,
wenn er sie lobt.
Ihr ganzes Wesen ist
in herbe Koketterie
getaucht. Sie glaubt an
sich, aber nicht an ihr Glück.

Sehr england=
schwärmerisch, aber
noch mehr stelz=
preußisch, durchdrungen
von der Superiorität
der Schule und des
Intellekts.

mißt sich
daran, jede stellt
sich die Frage: »auch
ich?«

lobt das auch und
witzelt doch
zugleich. Es ist unser
»hohes Lied« unser

Liebes-
Frühling,
unser
west=
östlicher
Divan.
Jede

Mehrfach
scherzhafter
Hinweis auf
Jane Eyre.
Er hat mit
ihr ein
Gespräch
darüber.
Sie

FONTANE.

11
75

„Wohin kommen wir?“

England. V. G. Park.
Hertford. ^{Mr. Pitt-Rivers-Park.} Lord Rivers. No.
Grate Paul hatte es in
allein die. V. G. Park. in
den westlichen Teil.
nach in jedem Land,
mit 1/20 Teil, mit 1/20
momentlich, aber nicht
früher als 1/20 Teil
Lage = heute etc.

Es ist die Geschichte
nicht zum Teil, 27
es ist nicht möglich, aber
Krieg, wenn nicht hier,
von der Seite der Gärten.

Via hatte 1/20 Teil von
den Lagen. ^{fehlend, 2. Teil}
^{Hinter, keine Geschichte}
^{etc.}

Das erste und von
Krieg, nach dem in dem
westlichen Teil; aber nicht
des Land, sondern die
ke. Lady hat es. V.

»Wir lernen das.«

England. Schloß. Park.

Mr. Wellesley-Parker.

Herbst. Lord Rochester. Nur
Grate Pool fehlte und vor
allem die Wahnsinnige von
den westindischen Inseln. Es
war ein heittrer Lord,
nicht sehr schön, nicht sehr
romantisch, aber reich und
frisch und Sportsman und
Fox=Hunter etc.

Eine deutsche Gouver-
nante kam ins Haus, 27
und nicht allzu hübsch, aber
klug, armer Leute Kind,
von der Pike auf gedient.
Sie hatte sich s sauer wer-
den lassen.

In Bethanien¹⁵, im Lette=
Verein¹⁶, Kinder Gärtnerin¹⁷
etc.

Das Erste was vor-
kam, war auch ein ver-
renkter Fuß; aber nicht
der Lord,¹⁸ sondern die
kl. Lady Jocer[>l]yen¹⁹. Sie

renkte den Fuß ein. »Wir lernen das.«

Ein Ballon mit Wasserstoffgas zu füllen »wir lernen das.«

Es kam italienischer Besuch. Verlegenheit. »Wir lernen das.«

Vorher Musik. »Wir lernen das.« etc.

Er beginnt sich für sie zu interessieren, sie zu lieben.

Sie muß es sein, die gleich zu Anfang scherzhaft die Parallele mit »Lord Rochester« zieht. Aber der Ausgang wird anders sein.

Nun kommt Besuch. Es war nicht Mistreß Reed²⁰, aber auch nicht freundlich. Diese jungen und alten [Mad > Da]men haben bald die Schwächen der Gouvernante weg und mocquiren sich.²¹

Ihre Repartis sind immer artig. Er wundert sich. »Wir

Sie ist from low breeding. ler=nen das.«

Ihr Benehmen ist unladylike.

Dies und das; »it shows class.«

Er überlegt. »Poor girl. Ich könnt' es, ... but it would'nt do.« Er schreibt ihr ab;

(Gebraucht obige Wendungen.)

sehr artig, sehr bewegt. Sie antwortet in demselben Ton, ruhig, heiter. »Wir lernen das.«

Anmerkungen

- 1 CHARLOTTE BRONTË: *Jane Eyre*. London 1994 (Penguin Popular Classics).
- 2 Vgl. NFA, Bd. 21/1, S. 497–499 und S. 741–743.
- 3 CHARLOTTE BIRCH-PFEIFFER: *Die Waise aus Lowood. Schauspiel in zwei Abteilungen und vier Aufzügen*. Bühnenfassung von Demetrius Schrutz. Erste Abteilung in einem Aufzug: Jane. Zweite Abteilung: Rochester. Charaktergemälde in drei Aufzügen. Halle/Saale o. J. [1899] (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes).
- 4 Vgl. Fontane an Karl Zöllner, 19.8.[1865]. In: HFA IV/2, S. 143f.
- 5 Aufführungen vom 24.10.1876 (*Vossische Zeitung*, Nr. 251, 26.10.1876), vom 19.5.1878 (*Vossische Zeitung*, Nr. 117, 21.5.1878), vom 5.5.1879 (*Vossische Zeitung*, Nr. 127, 6.5.1879), vom 13.12.1880 (*Vossische Zeitung*, Nr. 348, 15.12.1880) und vom 19.5.1885 (*Vossische Zeitung*, Nr. 231, 21.5.1885).
- 6 Landschaft an der lettischen Ostseeküste, geographisch weitgehend identisch mit der heutigen Provinz Kurzeme der Republik Lettland. 1561–1795 selbständiges Herzogtum, 1795–1915 eines der drei Ostseegouvernements des Russischen Reiches. Die deutschbaltischen Großgrundbesitzerfamilien aus der Zeit der Christianisierung durch den Deutschen Orden stellten bis zum Russischen Bürgerkrieg 1918–1921 die Führungsschicht.
- 7 Hafenstadt an der englischen Ostküste (Grafschaft Essex) mit Dampfschiffverbindung nach Rotterdam.
- 8 Name mehrerer englischer und schottischer Herrenhäuser. Das 1739–1752 erbaute Mansion House in London ist Sitz des Lord Mayor der City of London.
- 9 Wellesley: Anglo-irische Adelsfamilie.
- 10 Den in Luckenwalde geborenen Dichter und späteren Pastor Egbert Harnisch (oder Hanisch), den er 1840 im Berliner *Platen-Verein* kennenlernte, porträtiert Fontane in *Von Zwanzig bis Dreißig*, Abschnitt *Berlin 1840*, Kap. 3. Vgl. auch FONTANE: *Luch im Wald*. In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 6 *Dörfer und Flecken im Lande Ruppin*, S. 362–368, hier S. 366f. Die Memoiren des Theologen und Pädagogen CHRISTIAN WILHELM HARNISCH (1787–1864), *Mein Lebensmorgen. Zur Geschichte der Jahre 1787–1822*, plante Fontane im Sommer 1878 zu lesen (vgl. Fontane an Emilie Fontane, 11.8.1878. In: GBA *Ehebriefwechsel*. Bd. 3, S. 147f., hier S. 148).
- 11 Von Medem: In Kurland begüterte Reichsgrafen- und Freiherrnfamilie. Die letzte Herzogin von Kurland, Dorothea (1761–1821), war eine geborene Reichsgräfin von Medem.
- 12 Mitau, lettisch Jelgava, südlich von Riga, war die Residenzstadt des Herzogtums Kurland. Derbitten ist vermutlich ein fiktiver Ortsname.
- 13 Anspielungen auf Charlotte Brontës Roman *Jane Eyre* (vgl. Anm. 1). Edward Fairfax Rochester ist der Besitzer von Thornfield Hall, wo Jane Eyre als

Gouvernante arbeitet. Die geplante Eheschließung zwischen Gutsherr und Gouvernante scheitert zunächst an der noch bestehenden Ehe Rochesters mit der geistesgestörten Bertha Mason, einer Kreolin aus Jamaica, die im Dachgeschoß von Thornfield Hall verborgen unter der Obhut der Pflegerin Grace Pool lebt. Nach ihrem Tod bei einem von ihr gelegten Brand, durch den das Herrenhaus zerstört und Rochester schwer verletzt wird, kommt es schließlich doch noch zum Happy End und der Hochzeit Rochesters mit Jane Eyre. – Birch-Pfeiffer (vgl. Anm. 3) »entschärft« die Geschichte insofern, als der Held – der hier *Lord Rowland Rochester* heißt – unverheiratet ist; die von Gratia Poole beaufsichtigte Geistesgestörte im Dachgeschoß, die nicht selbst auftritt, ist die Frau seines verstorbenen Bruders. So kann es gleich im ersten Anlauf ohne den Brand von Thornfield Hall und Rochesters Verstümmelung zur Verlobung zwischen ihm und Jane Eyre kommen.

- 14 Im Brief vom 17.6.1878 schildert Fontane seiner Frau Emilie eine Gesellschaft bei der Familie von Wangenheim, an der mehrere Lehrerinnen, darunter eine »Examen-Kameradin« von Martha Fontane und ein Herr Frommann teilnahmen: »Der Abend verging heitrier, als man nach dieser Zusammensetzung annehmen sollte. Frl. Voelcker ist allerdings ein unglaubliches Exemplar; den Lord Rochester zu *dieser* Jane Eyre möchte ich sehen. Er muß den Schliß eines Küsters haben.« In: GBA *Ehebriefwechsel*. Bd. 3, S. 125f., hier S. 126.
- 15 Kranken- und Diakonissinnenhaus in Berlin-Kreuzberg, gegründet 1846 im Auftrag Friedrich Wilhelms IV. Fontane war dort 1848/49 als Lehrer der Pharmazie tätig.
- 16 *Verein zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts*, 1866 von Wilhelm Adolf Lette in Berlin gegründet.
- 17 Der erste Kindergarten wurde 1837 in Blankenburg (Thüringen) von Friedrich Wilhelm Fröbel gegründet. 1877 existierten in Berlin dreißig Kindergärten.
- 18 In *Jane Eyre* begegnen sich die Titelheldin und Rochester zum ersten Mal, als Rochester einen Reitunfall hat und sich den Fuß verstaucht (BRONTË: *Jane Eyre*, Kap. 12).
- 19 Das französische Pflegekind Rochesters, das Jane Eyre unterrichtet, heißt sowohl bei Brontë als auch bei Birch-Pfeiffer Adèle.
- 20 Mrs. Reed ist bei Brontë und Birch-Pfeiffer die Tante der Titelheldin, bei der sie als mittellose Waise zunächst unter erniedrigenden Umständen aufwächst.
- 21 In *Jane Eyre* behandeln vornehmlich Rochesters weibliche Besucher die Gouvernante schlecht und überheblich (BRONTË: *Jane Eyre*, Kap. 17–19). Bei Birch-Pfeiffer handelt es sich bei diesen Besucherinnen um Jane Eyres Tante Mrs. Reed und ihre Tochter Georgine.

Der Neuruppiner »Gedächtnis-Ofen«. Fontanes Provokation und die Berliner Bildhauerzunft

KLAUS-PETER MÖLLER

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts grassierte im Deutschen Reich die »Denkmalsucht«. Überall entstanden Monumente für die Teilnehmer der Befreiungs- und der Reichseinigungs-Kriege, für bedeutende Schlachten, für Persönlichkeiten wie Bismarck, Wilhelm I. oder Moltke.¹ Auch Neuruppin mußte ein Krieger-Denkmal haben: »Hatte doch gerade unser 24. Regiment² an allen diesen Kriegen ruhmreichen Anteil genommen, und hatten doch viele Kinder der Grafschaft Ruppín ihr Heldenblut für Deutschlands Größe und Einheit mitvergossen.«³ Alexander Gentz, vom Denkmalkomitee des Magistrats mit der Planung und Durchführung beauftragt, wandte sich am 14. Mai an Fontane, von dem er ein Gedicht erbat, das als Inschrift verwendet werden könnte. Die Einzelheiten sollten bei einem von Gentz vage für die Zeit vom 16. bis 24. Mai geplanten Besuch in Berlin besprochen werden. Dieses Treffen hat sich offenbar etwas verzögert. Am 23. Mai schrieb Fontane an Gentz: »Umsonst habe ich Sie seit fast einer Woche täglich erwartet; ich muss also wohl annehmen, dass die Berliner Reise aufgeschoben wurde. [...] Bei meiner Anwesenheit in Ruppín besprechen wir dann auch das Denkmal für die 24er. Ich glaube nicht, dass Ihre Idee ausführbar ist; Verse machen sich bei solcher Gelegenheit selten gut. Dies ist recht eigentlich das Gebiet des Sinn- und Kernspruchs, des Kurzgefassten, wie die Grabschrift Steins,⁴ das Blücherdenkmal⁵ in Rostock u. a. m. wahre Musterbeispiele bieten.«⁶

Verse wollte Fontane nicht liefern, die Idee, für die 24er ein Denkmal zu errichten, griff er jedoch enthusiastisch auf⁷ und entwickelte in seinem Brief vom 28. Mai 1873⁸ an Gentz, in dem er an das Gespräch anknüpfte, ein ästhetisches Gesamtkonzept für das Projekt. Diesen bemerkenswerten Brief hat Gentz offenbar zu den Unterlagen genommen, wo er bis 1907 unbeachtet blieb. Anlässlich der Einweihung des Neuruppiner Fontane-Denkmal

ver
dies
14:
190
star
des
ma
tet,
wo
gen
Beil
For
Stad
den
ziel
hält
und
dar
>Mä
Ver
Der
Wo
sch
I
For
rup
zur
soll
den
bish
satz
I
den
Wie
das
tane
Gen
Ab
war
Vor

veröffentlichte der Redakteur der *Märkischen Zeitung* Hermann Stadelmann diesen Fund zusammen mit dem vorausgegangenen Brief von Gentz vom 14. Mai 1873 in der Sonder-Beilage der *Märkischen Zeitung* vom 8. Juni 1907.⁹ Im *Berliner Lokal-Anzeiger* vom 9. Juni 1907 heißt es, der Brief stamme aus den Akten des Magistrats der Stadt Neuruppin und sei während des Festessens »in Reproduktion und in einer Bearbeitung von Dr. Stadelmann« herungereicht worden,¹⁰ in der Ausgabe vom 23. Juni wird berichtet, der Brief sei den Festteilnehmern als »Erinnerungsgabe«¹¹ überreicht worden. Damit ist offensichtlich die *Fontane-Beilage* der *Märkischen Zeitung* gemeint, die auch Josef Ettliger in seinem Beitrag für die Unterhaltungs-Beilage der *Täglichen Rundschau* erwähnte: »Eine hübsche Tischgabe bot die Fontane-Beilage der ›Märkischen Zeitung‹ mit einem wertvollen, von Dr. H. Stadelmann verständnisvoll kommentierten unbekanntem Briefe Fontanes an den Stadtrat Alexander Gentz [...] Dieser kostbare Brief, vom Mai 1873, bezieht sich auf die Errichtung eines Kriegerdenkmals in Neu-Ruppin und enthält einige so echt Fontanesche und gerade in unserer Zeit der Denkmalswut und Bronzitis so schlagkräftige Bemerkungen, daß wenigstens ein Auszug daraus hier gestattet sei.«¹² *Die National-Zeitung* berichtet am 9. Juni: »Die ›Märkische Zeitung‹ brachte ihn [den Brief] in einer kleinen Festschrift der Versammlung dar, und man kann zu dem Tag, da Theodor Fontane ein Denkmal gesetzt ward, nichts Besseres und Schlagenderes sagen als diese Worte, die er selbst über die neudeutschpreußische Monumentalkunst schrieb [...]«.¹³

Da der kleine Briefwechsel zwischen Alexander Gentz und Theodor Fontane über das Krieger-Denkmal ein bemerkenswertes Kapitel der Neuruppiner Heimatgeschichte erhellt, gleichzeitig auch für Fontanes Verhältnis zur Bildhauerkunst seiner Zeit und zur »Denkmalswut« charakteristisch ist, sollen die beiden Briefe, die bisher nur an entlegener Stelle abgedruckt wurden, hier erneut wiedergegeben werden. Über den Verbleib der Originale ist bisher nichts bekannt geworden, daher erfolgt der Abdruck nach dem Aufsatz von Stadelmann in der *Märkischen Zeitung*.

Das Neuruppiner Krieger-Denkmal wurde am 18. Oktober 1874 vor dem Gymnasium eingeweiht, wo es stand, bis es 1913 durch das von Max Wiese geschaffene Monument *Der Fahnenträger von Vionville* ersetzt wurde, das während des Zweiten Weltkrieges in den Schmelzofen wanderte.¹⁴ Fontanes Vorschläge blieben bei der Ausführung unberücksichtigt. »Selbst Gentz mußte wahrscheinlich unter dem Drucke der Verhältnisse seine Abneigung gegen Dutzendware aufgeben; denn für das vorhandene Geld war nicht mehr zu erreichen. Etwas erleichtert wurde das Fallenlassen aller Vorsätze wohl durch den Beifall der Ausschußmitglieder über den vom

Lauchhammerwerk vorgelegten Entwurf und durch die Tatsache, daß wenigstens die Germania, die auf dem Sockel thront, eigens für Neu-Ruppin vom Dresdner Bildhauer Hentze neu modelliert und das Ganze dieser Zusammenstellung für keine Stadt sonst geliefert sei.«¹⁵ Statt der Verse von Fontane standen auf rings um den Sockel angebrachten Tafeln die Namen der in den Kriegen Gefallenen. Resigniert notierte Gentz auf einem Exemplar des *Gemeinnützigen Anzeiger für den Ruppiner Kreis und Umgegend* vom 22. Oktober 1874: »Das Denkmal habe ich allein besorgt, sowohl die Zeichnung als Correspondenz & Ausführung. Dafür ist meiner nirgend erwähnt.«¹⁶



Neuruppin, 14. Mai 1873.

Herrn Theodor Fontane in Berlin.

Potsdamerstr. 134 C. III.

Sehr geehrter Herr u. Freund!

Durch Ihre freundlichen Zeilen vom 24. April kündigten Sie mir Ihren lieben Besuch zu Anfang Mai an. Das schlechte Wetter hat Sie wahrscheinlich abgehalten.

Damit Sie mir nicht etwa in den nächsten Tagen kommen, richte ich diese Zeilen an Sie. Übermorgen reise ich nach Berlin auf 8 Tage. Vielleicht paßt es Ihnen, mit mir nach Ruppin zurückzukehren; hierüber verständigen wir uns mündlich.

Ich habe mit Ihnen noch eine kleine Geschäftssache zu besprechen. Es handelt sich um eine passende Inschrift für das Denkmal, welches die Grafschaft Ruppin Ihren 24ern setzen will. Ich bin mit dessen Ausführung vom Comité beauftragt. Dieselbe wünscht außer der Dedikation

Ihren

in den Kriegen 1864, 1866, 1870 für des Vaterlandes Größe und Freiheit gefallenen Söhnen

Die Grafschaft Ruppin

1873¹⁷

die Namen sämtlicher Gefallenen: 27 Offiziere, 21 Unteroffiziere, 123 Gemeine auf Bronzeplatte zu verewigen. Dies wäre recht gut, aber das Geld reicht nicht aus.

Ohne dichterische Weihe ist m. E. das Ganze nüchtern. Ich erinnere mich eines Gedichtes von Ihnen in der Kreuzzeitung aus dem Schleswigschen Kriege, welches alle Herzen rührte: »Die ersten drei gefallenen Offiziere«. Dies möchte ein passender Gedanke sein. Es ist eine große Anzahl geworden. Unser Regiment hat sich überall ausgezeichnet. Was meinen Sie zu einer Dichtung von 4–6 Strophen, die damit endet:

so und so viele Gefallene.

Alle solche Denkmäler werden maschinenmäßig besorgt. Wir machen vielleicht eine Ausnahme durch Sie und bringen Wärme hinein. Für die Anerkennung Ihres Talentes sollen Sie hier dankbares Publikum finden.

Meinen freundschaftlichen Gruß Ihr

ergebener

A. Gentz.

Berlin, den 28. Mai 1873.

Sehr geehrter Herr Gentz!

Das Gespräch, das wir über das Denkmal für die 24 er geführt haben, hat mich in eine gewisse Aufregung versetzt. Es liegt mir daran, daß die Sache gut wird, wobei die Geltendmachung von Anschauungen, die ich über Denkmäler derart habe, noch mehr mitsprechen mag, als mein Lokalpatriotismus als Ruppiner. Das ästhetische Gefühl ist noch lebhafter als das Heimatsgefühl.

In den Vordergrund stell' ich den Satz: man denke selbständig und blicke nicht auf Berlin, denn Berlin denkt erst recht nicht. Alle großen Städte sind gedankenfaul; sie haben gar keine Zeit dazu, einen Gedanken liebevoll auszutragen, sie verarbeiten nur die Gedanken, die Land und Volk ihnen an die Hand geben. Die vielen Berühmtheiten, die sich vorfinden, spinnen im günstigsten Fall ihren an anderem Ort begonnenen Faden fort, meist aber sind sie nur die Aushöckerer des Materials, mit dem und um dessentwillen sie in der Hauptstadt eintrafen. Jede große Stadt ist nothwendig unproduktiv; sie produziert freilich Massen, aber dies alles ist nur Fabrikproduktion, nicht geistige Produktion. Klassisches über diesen Punkt sagt Macaulay: »ein wirklich neuer reformatorischer Gedanke wird sich eher in dem Kopfe eines kleinen Spezereikrämers an der schottischen Grenze, als in dem Kopfe eines hochbegabten Parlamentsmitgliedes vorfinden.«¹⁹ Dies ist ganz gewiß richtig. Natürlich giebt es ein paar Ausnahmen. Unser Adolf Menzel z. B. ist solche Ausnahme. Dies ändert aber nichts an dem Warnungswort: »Hüten Sie sich vor der Hauptstadt«. Diese schafft nur Doubletten bis ins Unendliche; immer wieder Siemerings-Fries,²⁰ immer wieder der Rauchsche Löwe auf dem Grabe Scharnhorsts,²¹ immer wieder eine Viktoria oder ein Friedensengel mit Palmen, oder eine Hoffnung mit der Lotosblume. Alles in Dutzend oder großweise. Vor etwa 15 Jahren war ich im Atelier eines berühmten Bildhauers. Ich sagte ihm: »Der Sockel erscheint mir etwas kahl«. »Sie können Recht haben; nöthigenfalls nehme ich Glaube, Liebe, Hoffnung und setze sie an die Ecken.« An diesem Tage lernte ich die Bildhauer kennen.^{21a}

Ich beschwöre Sie, lassen Sie das Monument lieber durch einen halbgeneialen, wo möglich oft besoffenen Maurerpolier in Lindow oder Rheinsberg anfertigen, als durch einen Berliner Bildhauer oder gar einen Schüler desselben. Die schwören auf das Wort ihres Meisters, der selber wieder nur auf Worte schwört.

Ich gehöre nicht zu den Leuten, die alles Gewicht auf das Charakteristische und Eigenartige legen. Es giebt auch ein Ding, was man Schönheit nennt. Vieles in der Kunst soll vor allem schön sein, und wenn diese Bedin-

1873. gung alsdann nicht erfüllt wird, so rettet es den Künstler nicht, wenn er hinterher versichert: »ja, ich habe aber doch charakterisiert«.

Aber es giebt umgekehrt ebenso viele oder vielleicht noch mehr Fälle, wo es freilich nur auf das Charakteristische ankommt und wo die Frage nach der Schönheit der Linie und Proportion erst in zweiter oder dritter Reihe steht. Es giebt nichts Gleichgültigeres oder Langweiligeres als eine irgend einem Musterbau zum hundertsten Male nachgebildete Fassade, in der Sockel und Schaft und Kapitäl alles aufs korrekteste steht und im Giebelfelde die herkömmlichen Puppen angebracht wurden. Das aber ist just die Art, wie hier und überall in großen Städten operiert wird. Nur rasch; nur bequem; zu liebevoller Beschäftigung mit der Sache, aus der heraus vielleicht ein Gedanke geboren werden könnte, ist keine Zeit. Und Zeit ist Geld. Also noch einmal, sorgen Sie dafür, daß gute, verständige, von wahren Interesse für die Sache erfüllte Männer der Grafschaft selbst die Sache in die Hand nehmen, wenn dann auch etwas Halbverdrehtes geboren wird, so ist es immer noch viel, viel besser als die Berliner Dutzendware, mit der man wie mit irdenem Geschirr auf den Topfmärkten umherziehen könnte. Noch besser freilich ist es, wenn Sie Einen in der Grafschaft finden, den die Herrn vom Comitee damit betrauen. Desgleichen muß wohl oder übel aus einem Kopf entspringen. Dieser »eine« behält dann auch Lust an der Sache; quaddelt man ihm aber dran rum, streicht hier dies und klebt dort jenes dran, so büßt er den Eifer ein, auf den es zu gutem Teile ankommt. Der alte Nettelbeck²² war ein Esel, aber die Liebe zu seiner Stadt hat doch segensreich gewirkt. Und eine Stadt vertheidigen, ist wahrlich nicht leichter als irgend einen alten Gedächtnis-Ofen²³ zu errichten.

Und so ein alter Gedächtnis-Ofen muß es werden. Mit anderen Worten: ein bißchen Architektur, nicht Skulptur, oder Skulptur doch nur soweit, wie sie zur Ausschmückung des Architektonischen dient und soweit wie die Mittel reichen.

Ich bin einverstanden mit einem Ofen aus Ziegelstein, nach meiner Meinung nicht höher als 12 Fuß. Sandstein-Einfassung. In Front ein Giebel mit einfachen Ornamenten. An der Frontalwand die Inschriften, über die man sich zu vereinigen hätte. In das Giebelfeld hinein eine symbolische Darstellung. (Aber nicht »Glaube, Liebe, Hoffnung«.) Friesartig in Front und von beiden Seiten: Alsen, Düppel, Vionville. Alsen muß nach vorn, weil es der glänzendste Tag des Regiments ist, zugleich der poetischste und malerischste. Auf die »Zahl der Toten«, wonach man lächerlicherweise immer den Werth des Geschehenen bemißt, kommt es nicht an. Eine Compagnie, die um eine Ecke bricht und auf hundert Schritt unter Chassepotfeuer kommt, kann in einer Viertelminute wegrasiert sein, ohne den Feind gesehen zu

haben. Es ist ein Unglück, aber keine Heldenthat, ein Stoff für Thränen, aber nicht für die Kunst.

Die Friesausschmückung ist durchaus nöthig und müssen die vielen reichen Leute der Grafschaft das Geld dafür aufbringen; sie ehren dadurch nicht bloß das Regiment und die Grafschaft, sondern auch sich selbst.

Ist es aber unmöglich diese Summe (die nach meiner Schätzung nicht über 5000 Mark hinausgehen kann; man muß nur selber Hand mit anlegen und nicht alles in Entreprise geben), ist es aber unmöglich, sag ich, diese Summe zu beschaffen, so proponiere ich – nach dem Vorbilde des Franz-Regiments auf seinem Kasernenhofe – einen aus Felsblöcken gethürmten Ofen oder noch besser, vielleicht einen vornabgesprengten Monolith mit eingelassener Metallplatte. Es hat dies immer aber nur den Werth eines *faute de mieux*. Denn das zuerst ausgeführte ist ein Ding für sich, das zweite ist eine Nachahmung. Alle dänischen Kirchhöfe (beispielsweise Flensburg) sind reich daran.

Sollte das erstere die Zustimmung des Komitees finden, biete ich gern meine Dienste an. Ich weiß im voraus, daß es ein undankbares Geschäft ist, viel Arbeit, viel Aerger und wenig Freude macht, – man soll sich aber in gegebenen Fällen solcher Erwägungen zu entschließen wissen.

Der beste Aufstellungspunkt wäre, wenn ich Stadt und Umgegend rasch überblicke, entweder ein Punkt an der Seepromenade (ungefähr da, wo die Anlegestelle ist, aber weiter zurück nach der Stadtmauer hin) oder in den Anlagen, nahe am Weinberg bei den Schießständen.

Die Spittelkirche und ihre Nachbarschaft scheint mir unqualifiziert. Diese alte Kirche ist in ihrer Art auch ein Monument und man darf zwei Monumente, zwischen denen Einklang und gegenseitige Ergänzung nicht möglich ist, nicht nebeneinander stellen. Es würde disharmonisch wirken.

Th. F.

Dem Brief Fontanes war noch eine späte Nachwirkung beschieden. Nachdem am 9. Juni im *Berliner Lokal-Anzeiger* eine Passage aus diesem Brief abgedruckt worden war, erschienen in der Ausgabe vom 23. Juni Stellungnahmen Berliner Künstler, die durch die Zeitung erbeten worden waren, da »die angeschnittene Frage, obwohl Fontane seine Kritik für die Zustände der siebziger Jahre formuliert, auch heute noch von prinzipiellem Interesse und fortdauerender Gegenstand lebhafter Künstlerkontroversen ist.«²⁴ Abgedruckt wurden die Zuschriften von Ernst Herter,²⁵ Max Liebermann,²⁶ Artur Kampf,²⁷ Max Wiese,²⁸ Constantin Starck,²⁹ August Gaul³⁰ und

Hugo Lederer,³¹ die sich mit Fontanes Äußerungen auseinandersetzten und ihre Kritik mehr oder weniger direkt zum Ausdruck brachten, Ernst Herter vermutete sogar eine Fälschung. Die Schmälerei der Leistung von Künstlern wie Rauch und Siemering wies Herter entrüstet zurück und hielt Fontane Namen wie Rietschel, Schlüter und Begas entgegen. »[...] Was den Magistrat von Neuruppin veranlaßt haben kann, diese Angriffe gegen die Berliner Bildhauerschule gerade in dem Augenblick zu veröffentlichen, als, dem Schreiber zu Ehren, das Werk eines Berliner Künstlers – denn als Künstler ist Wiese Berliner, trotzdem er in Neuruppin geboren ist – enthüllt wurde, kann ich nicht wissen; den Manen Fontanes hat er damit keinen Dienst erwiesen. [–] Mit der Behauptung, daß Berlin und alle großen Städte nicht denken, will ich mich nicht befassen und Berufeneren überlassen, das zu erörtern; aber die Gegenüberstellung von ›oft besoffenen Maurerpolieren aus Lindow oder Rheinsberg‹ und Künstlern wie Rauch und Siemering muß ich entrüstet zurückweisen. Die von dem Schreiber angeführten abschreckenden Beispiele setzen sich aus Meisterwerken zusammen. Der Fries von Siemering hat, als er im Jahre 1871 beim Einzuge unserer tapfern Krieger den Schloßplatz schmückte, eine so allgemeine Begeisterung hervorgeufen, daß er freilich in Nachbildungen im ganzen Vaterlande verbreitet wurde und noch heut in vielen Familien als Kunstwerk und als Erinnerungszeichen an große Tage in Ehren gehalten wird. Aber kann das den Wert des Werkes verringern? [...] Wir sind seit den letzten Jahren daran gewöhnt worden, daß die Berliner Denkmäler und ihre Schöpfer angegriffen werden und zur Füllung der Witzblattspalten herhalten müssen; im Jahre 1873 bestand aber im allgemeinen noch das Gefühl, daß die Kunst etwas Hohes und Verehrungswürdiges sei, und war ein Ton, wie er in diesem Briefe angeschlagen wird, noch nicht Sitte in der öffentlichen Kritik. Da berührt es doppelt seltsam, daß kein Geringerer als Th. Fontane in dieser schroffen Weise sich geäußert haben soll!«

Max Liebermann zog sich mit einem Bonmot aus der Affäre: »Wenn Fontane 1873 schon so schroff über die Berliner Bildhauerfabrikation geurteilt hat, was würde er heutzutage sagen, wo auch der letzte Rest der guten alten Tradition der Schadow- und Rauch-Schule geschwunden ist. [–] Nur in einem irrt der gute Fontane: Berlin ist nicht schuld an der Denkmals-epidemie. Man warte mit dem Denkmalsetzen, bis der geeignete Künstler gefunden. Je länger, um so besser! Denn über dem Warten vergißt man an 99 von hundert der ›Auszuhauenden‹ – und so sind zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen!«

Artur Kampf, Senatspräsident der Akademie der Künste, sah die Ursache für den Tiefstand der plastischen Kunst in den 70er Jahren des 19. Jahrhun-

derts im »Geschmack jener Zeit, der von den Künstlern Denkmäler just in jenem von Fontane verpönten Stil verlangte. Ueberdies ist zu bedenken, daß nur wenige der zahllosen Denkmäler jener Periode von wirklich ersten Künstlern geschaffen worden sind, da die Provinzstädte sich aus pekuniären Gründen meist an Künstler zweiten und dritten Ranges zu wenden pflegten.«

Max Wiese, der Schöpfer des Neuruppiner Fontane-Denkmal, versuchte, Fontanes Brief aus seiner Entstehungszeit heraus zu erklären: »Die Krieger-Denkmäler wurden in jenen Jahren massenhaft geschaffen. Die Bildhauer der Rauchschen Schule aber standen unter dem Banne dessen, was sie von jenem großen Künstler gelernt hatten. Das Publikum hatte sich an die »Denkmalsofen« derart gewöhnt, daß auch Fontane zugibt, daß »ohne so einen alten Gedächtnisofen wohl nicht auszukommen sei«. Man nannte dies damals »monumentale Plastik«. Wie sehr aber Fontane im Jahre 1873 mit seiner Warnung recht hatte, beweist gerade das in Neuruppin aufgestellte Kriegerdenkmal, das eine Dutzendware aus Eisenguß ist, welche das damalige Denkmalskomitee trotz der Warnung für schön hielt. [-] Noch hatte Reinhold Begas keinen oder geringen Einfluß auf die jungen, anstrebenden Kräfte, und nur wenige schlossen sich diesem, wie er sich selbst einmal nannte, »Schneeschipper« an. Aber endlich wurde durch ihn in Berlin die Bahn freigefegt, welche den einzelnen Individualitäten Platz und Kraft zur eigenen Entwicklung schuf. In früher nie geahnter Fülle hat dann die jüngste Bildhauerschule in Berlin ihren eigenen Stil und ihre eigenen Gedanken entwickelt, welche mit denen Fontanes übereinstimmen. Aus ihnen heraus habe auch ich das Denkmal für Fontane geschaffen.«

Auch Constantin Starck widerlegte Fontanes Kritik mit einem Hinweis auf das Wirken von Begas, dessen Schüler er selbst war. Die Großstadt hielt er für den bildenden Künstler nicht nur für förderlich, sondern sogar für unentbehrlich. »Wohl kann der Dichter fern vom Weltgetümmel unbeschadet seinem Genius leben. Nicht so der bildende Künstler. Beweis dafür sind die jahrein, jahraus aus allen Teilen des Reichs nach Berlin strömenden Kunstjünger, von denen nur ein kleiner Teil die Hauptstadt wieder verläßt; sie bleiben in ihr, nicht um des »schnöden Mammons« willen allein, sondern aus einem dunklen Gefühl, fast möchte ich es Grauen nennen, vor dem »Versauern«.«

August Gaul führte die Kunstgeschichte und die Ausbeute des Berliner Kunstschaßens gegen Fontanes Äußerungen an: »Die Großstadt unproduktiv? Der Satz wird drastisch widerlegt durch einen Blick in die Kunstgeschichte. Man sehe Rom, sehe Paris! Die Künstler drängen in die Großstadt, und das ist ganz natürlich. Hier sind die großen Aufträge, da sitzen die Auftraggeber und Vermittler – wer in der Nähe ist, kommt dran, wer sich in der

Einsamkeit vergräbt, wird nicht beachtet und nicht berücksichtigt. Auch alles Handwerksmäßige ist in der Großstadt leichter zu beschaffen, das Material, die Modelle usw. [-] Was speziell Berlin angeht, so kann man ihm den Vorwurf der Unproduktivität auf dem Gebiet der Kunst beim besten Willen nicht machen. Man sehe das Heer der Dinge an, die in den letzten 30 Jahren hier geschaffen wurden. Es sind bei uns Summen für Kunst ausgegeben worden, wie sie das perikleische Zeitalter und die Renaissance zusammen nicht verausgabt haben! Also quantitativ ist die Berliner Produktion entschieden außergewöhnlich gewesen. Ob auch qualitativ – das ist freilich eine andere Frage. [-] Im übrigen finde ich Fontanes Kunsturteil nicht gerade hervorragend. Ob in der Hauptstadt Dubletten geschaffen werden, ist ganz gleichgültig, wie sie geschaffen werden, darauf kommt es an. Die alten Ägypter haben Tausende von Apis-Katzen geformt, wie ich sie in meinem Atelier habe, und doch war jede ein Kunstwerk! Und die Geschichte mit dem kahlen Sockel? Wahrscheinlich war diese Kahlheit gerade das Künstlerische an dem Denkmal, und es spricht nicht gerade für den Geschmack des Dichters, daß er sie tadelte ...«

Und Hugo Lederer, der Schöpfer des Hamburger Bismarck-Denkmal, schrieb: »Solche spontanen Äußerungen einer starken Persönlichkeit darf man nicht tragisch nehmen! Aus einer Augenblicksstimmung heraus zu einem bestimmten engen Kreis gesagt greifen sie oft weit über das Ziel hinaus. So hat, wenn ich nicht irre, Wallot auch einmal Schinkel einen »Dilettanten« genannt! Jeder starke Mensch weist mit Leidenschaft ab und nimmt andererseits Dinge an, die andere nicht goutieren. [-] Für die damalige Zeit hat Fontane wohl kaum zu schroff geurteilt. Der Faden der guten Rauchschen Tradition war zerrissen, das Neue, das Begas aber erst gebracht hatte, war noch nicht genügend durchgedrungen und verdaut. Und nun kam da plötzlich der Riesenbedarf an patriotischen Denkmälern in den 70er Jahren. Natürlich fehlte es an Kräften, und das meiste mußte von Leuten zweiten und dritten Ranges erledigt werden. Daher denn all die Mittelware. [-] Dieser äußere Umstand, nicht die Großstadt als solche, wie Fontane meint, hat den Tiefstand der Leistungen jener Jahre auf dem Gewissen. Denn in dieser selben Großstadt schaffen heute eine Reihe von sehr ernst zu nehmenden Plastikern, deren Ruf sich von Tag zu Tag mehr ausbreitet und die eine neue Blüte der Berliner Bildhauerkunst heraufzuführen im Begriffe sind!«

So weit die Meinungen der Berliner Künstler, die im *Berliner Lokal-Anzeiger* abgedruckt wurden. Doch auch darüber hinaus wurde der Brief Fontanes wahrgenommen und diskutiert.

Die Festrede anlässlich der Jahresfeier der Preisverleihung der akademischen Hochschule für die bildenden Künste hielt Anton von Werner. Im

Bericht, den die *Vossische Zeitung* am 7. Juli abdruckte, heißt es: »Dabei ging er auch mit ein paar Worten auf den Brief Fontanes (1873) ein, der jetzt die Bildhauerwelt in eine gewisse Aufregung versetzte. Wenn man sich die damals in Berlin vorhandenen ›Denkmalsöfen‹ vorhalte, deren dargestellte Personen und Schöpfer dem Herzen des trefflichen Dichters so nahe standen, so wären seine Äußerungen in diesem Briefe unverständlich.«

Wie es scheint, hat es Hugo Lederer mit seinem Vorschlag, solche spontanen Äußerungen nicht zu sehr auf die Goldwaage zu legen, am besten getroffen. Tatsächlich findet sich bei Fontane auch eine völlig entgegengesetzte Äußerung über die Bildhauerkunst der Metropole. In einem seiner Notizbücher hielt er folgenden Gedanken über den Figureschmuck der Berliner Börse fest: »Bemerkenswerth sind noch die Skulpturen. Berlin ist auf diesem Punkt vielleicht mehr als auf irgend einem andren à la tête und wie es scheint ist es hier nicht hinter sich zurückgeblieben.«³²

Anmerkungen

Zu Dank verpflichtet bin ich Peter Schmidt und Ulrich Nickel vom Neuruppiner Heimatmuseum und Günter Rieger für wertvolle Informationen und Bildmaterial sowie Frau Koch (Verwaltung Schloss Kappenberg).

- 1 Weiterführende Literatur s. G. SCHNEIDER: Bibliographie: *Denkmäler, Kriegerdenkmäler und Kriegstotenkult von 1800 bis heute* (<http://www.ph-freiburg.de/sozial/geschichte/personal/schneider/Kriegsdenkmaeler-03.doc>); THOMAS NIPPERDEY: *Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert*. In: DERS.: *Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte*, Göttingen 1976, S. 133–173 (der Aufsatz erschien zuerst in der *Historischen Zeitschrift* 206 [1968], S. 529–585); WOLFGANG HARDTWIG: *Geschichtsinteresse, Geschichtsbilder und politische Symbole in der Reichsgründungsära und im Kaiserreich*. In: *Kunstverwaltung, Bau- und Denkmalpolitik im Kaiserreich*. Hrsg. v. EKKEHARD MAI u. STEPHAN WAETZOLD. Berlin 1981, S. 47–74; REINHART KOSELLECK: *Die Transformation der politischen Totenmale im 20. Jahrhundert*. In: *Transit* 22 (2001/2002), 59–86.
- 2 Das Infanterieregiment 24 Mecklenburg-Schwerin mit Garnison in Neuruppin.
- 3 H[ERMANN] STADELMANN: *Theodor Fontane und unser Neu-Ruppiner Kriegerdenkmal (mit einem bisher unveröffentlichten Briefe des Dichters)*. In: *Märkische Zeitung*. Neu-Ruppin. 80. Jahrgang, Nr. 133 vom 8. Juni 1907, Fontane-Beilage.
- 4 Die Grabinschrift des Freiherrn zum Stein lautet: »Den letzten seines über sieben Jahrhunderte an der Lahn | blühenden Rittergeschlechtes; | demüthig vor

- Gott, hochherzig gegen Menschen, | der Lüge und des Unrechts Feind, | hochbegabt in Pflicht und Treue, | unerschütterlich in Acht und Bann, | des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn, | in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier.« (Zitiert nach ADOLF BACH: *Das Elternhaus des Freiherrn vom Stein*, Selbstverlag d. Ortsgruppe, in Kommission bei Ludwig Röhrscheid in Bonn, 3. Aufl. 1966, S. 83).
- 5 Das von Schadow geschaffene Denkmal, das am 12. September 1819 eingeweiht wurde, trug einen Sinnspruch von Goethe: »In Harren | Und Krieg, | Im Sturz | Und Sieg, | Bewusst und groß, | So riss er uns | Von Feinden los ! | Dem Fürsten Blücher von Wahlstatt die Seinigen«
- 6 HFA IV/2, S. 432 f.
- 7 Er selbst beschäftigte sich gerade mit der Geschichte des Regiments. Im Frühjahr 1873 begann er mit der Arbeit an seinem Wanderungs-Kapitel *Regiment Mecklenburg-Schwerin Nr. 24*.
- 8 HBV 73/38. »Der Brief ist mit Bleistift geschrieben und zeigt die charakteristischen Züge der Handschrift Fontanes [...]« (Stadelmann, wie Anm. 3).
- 9 Auszüge des Briefes von Fontane sind danach mehrfach in verschiedenen Zeitungen abgedruckt worden. Ich konnte folgende, teilweise voneinander abweichende, Teilabdrucke feststellen, die alle auf den Abdruck in der *Märkischen Zeitung* zurückzuführen sind: *Die Fontanefeier in Neuruppin. Von unserem Spezialberichterstatte*. In: *Berliner Lokal-Anzeiger* 25. Jahrgang, 9. Juni 1907; *Die Fontane-Feier in Neu-Ruppin. (Eigener Bericht.) Neuruppin, 8. Juni*. In: *National-Zeitung* Nr. 265 vom 9.6.1907; JOSEF ETTLINGER: *Die Fontane-Feier*. In: *Tägliche Rundschau. Unterhaltungs-Beilage*, 10.6.1907; *Fontane über Großstadt und Denkmalselend*. In: *Kunstwart* XX. Jahrg., Nr. 19, 1. Juli 1907, S. 405–407; WALTER HEYNE: *Fontane im Gespräch. Auch ein Spiegelbild des Dichters*. In: *Der Bär von Berlin. Jahrbuch des Vereins für die Geschichte Berlins*, 19. Folge 1970, S. 36 (beruft sich auf den Abdruck im *Kunstwart*).
- 10 S. Anm. 9.
- 11 *Berliner Lokal-Anzeiger*, 2. Beiblatt, 25. Jahrgang, Nr. 313 vom 23. Juni 1907.
- 12 S. Anm. 9.
- 13 S. Anm. 9.
- 14 Vgl. IRINA ROCKEL: *Neuruppin so wie es war*. Düsseldorf: Droste Verlag 1992, S. 25 und S. 28 sowie HANS WERNER DUMRATH: *Der Umzug der Muli und andere Geschichten und Bilder aus dem alten Ruppin*. Neuruppin: Edition Rieger 1996, S. 27–33; MAX WIESE: *Aus meinem Leben*. [Hrsg. von GÜNTER RIEGER]. Berlin, Karwe: Edition Rieger 1996, S. 61–82.
- 15 *Stadelmann*, wie Anm. 3.
- 16 Zit. n. IRINA ROCKEL, wie Anm. 14, S. 25.

- 17 Tatsächlich enthielt später eine an der Vorderseite des Sockels angebrachte Tafel die Inschrift: »Ihren | in den Kriegen 1864 1866 1870/1 | für des Vaterlandes Größe | und Freiheit | gefallenen Söhnen | die Grafschaft Ruppin | 1874«.
- 18 Offenbar handelt es sich um eine Verwechslung. In der *Neuen Preussischen (Kreuz-) Zeitung* wurden nach dem ersten größeren Gefecht des Krieges tatsächlich eine Reihe patriotischer Gedichte abgedruckt. Fontane resümiert: »Wie ein elektrischer Schlag ging die Nachricht vom ›Tag von Missunde‹ durch ganz Deutschland. Man hatte jetzt den Beweis in Händen, daß es Ernst sei.« (*Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864*, Berlin: Decker 1866, S. 64). Bei der Feststellung der Resultate zählte Fontane vier gefallene Offiziere auf. Das Gedicht, an das sich Gentz erinnert, erschien in der Beilage zu Nr. 34 der *Neuen Preussischen (Kreuz-) Zeitung* vom 10. Februar 1864. Es stammt von George Hesekei und wird hier nach dem Abdruck in der Kreuz-Zeitung wiedergegeben. Bemerkenswert erscheint die Tatsache, daß Zeitgenossen diesen Text Fontane zuschreiben konnten.

Die drei Ersten.

Donnernd gegen Missunde
Fiel der erste Schlag;
Drei Offiziere blieben
Am ersten Kampfestag.

Von jeder Waffe Einer
Am zweiten Februar –
Und von den Dreien Keiner
Ueber dreißig Jahr

Das war der Graf von Gröben
Von Zietens Regiment,
Das jeder gute Preuße
Mit hohem Stolze nennt;

Der junge Graf von Gröben,
Uralt Soldatenblut –
Die Gröben wissen's Alle,
Wie wohl solch Sterben thut.

Das war der Leutnant Kipping,
Der brave Artill'rist,

Der da für seinen König
So schön gestorben ist.

Der junge Leutnant Kipping,
Der Märk'sche Pred'gersohn,
Der hat den Lohn der Treue
Nun schon an Gottes Thron.

Der Dritte war der Tapfre,
Der Leutnant Hagemann,
Die Vierundzwanz'ger führte
Der junge Degen an.

Heil ihm, der so konnt' sterben!
Doch trauert still um ihn
Manch treu Soldatenherze
Von »Großherzog Schwerin.«

Von jeder Waffe Einer
Am zweiten Februar –
Und von den Dreien Keiner
Ueber dreißig Jahr!

George Hesekiel.

- 19 Eine intensive Lektüre der Schriften Macaulays, insb. der *History of England* und der *Essays*, ist in den Londoner Jahren nachweisbar.
- 20 Das von dem Berliner Bildhauer Rudolf Siemering (1835–1905) geschaffene Sockelrelief zur Gruppe der Germania mit den wiedergewonnenen Kindern Elsaß und Lothringen. Die Figurengruppe wurde 1871 zum Truppeneinzug im Berliner Lustgarten errichtet. Sie bildete den krönenden Abschluß der Triumphallee vom Halleschen über das Potsdamer und Brandenburger Tor, die »Siegessallee« Unter den Linden bis zum Stadt-Schloß. (Vgl. KARL EGGERS: *Die Siegesstrasse in Berlin beim Einzuge des Kaisers Wilhelm mit den deutschen Truppen am 16. Juni 1871*. Berlin: Hoffmann 1871, S. 31f. sowie die Tafeln). Der Fries wurde mehrfach nachgeahmt, u. a. verkleinert in Terrakotta (Görlitz 1873). Noch heute erhalten ist der Kieler Bronzeabguß (Kriegerdenkmal 1879). Fontane hatte übrigens auch Verse zur Ausgestaltung der Siegesstraße eingereicht, die jedoch abgelehnt wurden (GBA *Gedichte*, S. 211).

- 21 Das auf dem Berliner Invalidenfriedhof noch heute erhaltene berühmte Grabmal, das nach einem Entwurf von Karl Friedrich Schinkel in den Jahren 1826-1834 von Christian Friedrich Tieck ausgeführt wurde, schmückt u. a. ein aus erbeuteten Bronzekanonen gegossener Löwe, der in der Königlichen Eisengießerei nach einem Modell von Christian Daniel Rauch angefertigt wurde (ROBERT THOMS: *Invalidenfriedhof Berlin. Seine Geschichte in den Biographien dort Beerdigter*. Hamburg 1999). Vgl. THEODOR FONTANE: *Der Scharnhorst-Be-gräbnisplatz auf dem Berliner Invalidenkirchhof*. In: *Nord und Süd*, XIX Bd., Nov. 1881, 56. Heft, S. 263-267.
- 21a Im Brief vom 24. 8. 1893 an seine Tochter Martha schrieb Fontane: »Professor Möller (dämlicher Bildhauer) sagte zu Friedrich Eggers: ›wenn da noch was fehlt, nehme ich wahrscheinlich Glaube, Liebe, Hoffnung.« Wie oft ist mir das eingefallen! Immer wird ein bisschen Glaube, Liebe, Hoffnung genommen wie aus dem Bausteinkasten der Kinder. Von wirklichem Glauben und wirklicher Liebe ist mir noch nichts vor die Klinge gekommen, zu dem ich auch nur ein halbes Vertrauen gehabt hätte.« (HFA IV/4, S. 284). – Karl Heinrich Möller (1802-1882), der u. a. eine der Figuren der Berliner Schloßbrücke schuf.
- 22 Der Seemann Joachim Nettelbeck (1738-1824), Sohn eines Schuhmachers, zeichnete sich bereits im Siebenjährigen Krieg bei der Verteidigung seiner Heimatstadt Kolberg (Kolobrzeg) gegen die russischen Truppen aus. Er erhielt 1780 von Friedrich II. das Kapitänspatent, wurde jedoch wegen Ungehorsams bald wieder entlassen, ließ sich als Schnapsbrenner in Kolberg nieder und wurde 1789 einer der zehn Bürgerrepräsentanten der Stadt. Legendären Ruhm erlangte er, als es ihm gelang, in den Jahren 1806/07 die Stadt Kolberg bis zum Frieden von Tilsit gegen die Franzosen zu halten. Ein Porträt Nettelbecks hing im Haus des Oberförsters Ring in Uvaglia, »wo, der Sage nach, ein Wendentempel gestanden« (*Effi Briest*, 19. Kapitel). Ring hatte dies Bild bei einer Auktion gegen Innstetten ersteigert. Es ist das letzte retardierende Moment vor der verhängnisvollen nächtlichen Schlitten-Fahrt und verdient im Zusammenhang mit dem Motiv von der Gottesmauer Beachtung. Paul Heyse hatte Nettelbeck in seinem Schauspiel *Kolberg* ein Denkmal gesetzt, in seinem Brief an Paul Heyse vom 12. Oktober 1865 spielt Fontane darauf an: »Aber Mitternacht ist durch und ich bin fast so müde wie Gneisenau als Nettelbeck ihn wach schrie« (HFA IV/2, S. 147, vgl. dazu auch Fontanes Rezension der Auf-führung vom 22. August 1870).
- 23 Das Wort ließ sich bisher nicht an anderer Stelle nachweisen. Offenbar erinnerte die Form der damals aufgestellten Sockel Fontane an die üblichen Kachelöfen.

- 24 Wie Anm. 11
- 25 Berliner Bildhauer (1846–1917), langjähriger Professor und Mitglied des Senats der Akademie der Künste. Zu seinen bekanntesten Werken zählen der *Ruhende Alexander* (Nationalgalerie), der *Sterbende Achill* (1886), der von der Kaiserin Elisabeth von Österreich (Sissi) für das Achilleon auf Korfu angekauft wurde, und sein *Loreleibrunnen*, 1899 in New York aufgestellt. (Heinrich Heine Fountain, 161st. Street, Joyce Kilmer Park).
- 26 Zu Liebermann vgl. FBl. 75 (2003), S. 26–40.
- 27 Maler und Graphiker (1864–1950), 1898 nach Berlin berufen, seit 1901 Mitglied, 1907–1921 Präsident der Akademie der Künste. Er schuf u. a. die monumentalen Historienwerke *Choral von Leuthen* (1887/88), *Besuch Friedrichs des Großen im Schloß zu Lissa* (1888), *Aufbahrung der Leiche Kaiser Wilhelms I.* (1888).
- 28 Bildhauer (1846–1925), schuf u. a. das Neuruppiner Schinkel-Denkmal (1883) und das Fontane-Denkmal, das 1907 in Neuruppin eingeweiht wurde (ein eigener Beitrag über Max Wiese ist für die Bildnisse-Reihe in den *Fontane Blättern* vorgesehen), von ihm stammen aber auch die Kriegerdenkmäler u. a. in Fehrbellin (1914) und in Neuruppin. Wiese wurde in Danzig geboren, besuchte das Gymnasium in Neuruppin, lernte an der Berliner Kunstakademie, war Gehilfe Siemerings, hatte ab 1872 ein eigene Werkstatt in Berlin, war 1884 bis 1905 Lehrer an der Königlichen Zeichenakademie in Hanau, seit 1887 deren Direktor und starb 1925 in Neuruppin. Die Grabstätte auf dem Alten Friedhof in Neuruppin wurde 1970 plattgemacht. Heute findet sich nur noch eine Ehrengedenkstätte am Rande des ehemaligen Alten Friedhofes, in der auch Max Wiese geehrt wird.
- 29 Berliner Bildhauer (1866–1939), Meisterschüler von Begas, Lehrer an der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbe-Museums, seit 1908 Mitglied der Akademie der Künste. Er schuf u. a. die Monumentalplastiken für das Abgeordnetenhaus und für das Herrenhaus in Berlin.
- 30 Tierbildhauer und Graphiker (1869–1921), seit 1904 Mitglied der Berliner Akademie der Künste, Meisterschüler von Begas, Mitglied der Berliner Sezession.
- 31 Berliner Bildhauer (1871–1940). Von ihm stammen u. a. das megalomane Bismarckdenkmal im Hamburger Hafen (1906), wie der Breslauer Fechterbrunnen, die Statuen Fichtes und Savignys vor dem Gebäude der Berliner Universität sowie das von den Nationalsozialisten eingeschmolzene Hamburger Heine-Denkmal (heute steht eine Nachbildung vor dem Hamburger Rathaus). Noch 1920 gewann er den Auftrag für das Gefallenendenkmal der Berliner Universität, das er unter das Motto stellte: »Dulce et decorum est pro patria mori.«

- 32 Theodor Fontane, Aufzeichnungen über die Berliner Börse, Notizbuch A 6, Bl. 11v. Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Fontane-Nachlaß, aufbewahrt im Theodor-Fontane-Archiv Potsdam.

Literaturgeschichtliches Interpretation Kontexte

Die Literaturgeschichte ist eine Wissenschaft, die sich mit der Entstehung, Entwicklung und Wirkung von literarischen Texten beschäftigt. Sie untersucht die Zusammenhänge zwischen Literatur und Gesellschaft, Kultur und Politik. In der Interpretation geht es darum, die Bedeutung eines Textes zu verstehen und zu erklären. Kontexte sind dabei von zentraler Bedeutung, da sie helfen, die Absicht des Autors und die Wirkung des Textes zu verstehen. Die Kontexte können historische, soziale, kulturelle und politische sein. Die Interpretation ist ein Prozess, bei dem der Leser den Text in seinen Kontext einbettet und versucht, die Bedeutung zu erschließen. Dies geschieht durch die Analyse von Sprache, Stil und Inhalt. Die Kontexte sind dabei ein wichtiger Bestandteil der Interpretation, da sie helfen, die Absicht des Autors und die Wirkung des Textes zu verstehen. Die Kontexte können historische, soziale, kulturelle und politische sein. Die Interpretation ist ein Prozess, bei dem der Leser den Text in seinen Kontext einbettet und versucht, die Bedeutung zu erschließen. Dies geschieht durch die Analyse von Sprache, Stil und Inhalt.

Geschichte als Prozess. Von der Honoratiorenpartei zur Massen- demokratie: Wahlen und Wähler beim späten Fontane

EDA SAGARRA

I

»Wir stehen am Vorabend eines neuen ›vereinigten Landtags‹ und was wichtiger ist einer vereinigten Landparthie. Möge die letztre nicht zu Wasser werden, wie es den Anstrengungen jenes leicht vorbehalten sein dürfte«, schreibt, Fontane 1861 zu einem kritischen Zeitpunkt des sog. Verfassungskonflikts an den langjährigen Freund Karl Zöllner.¹ Ersetzte man »Landtag« durch »Reichstag«, so hätte der Satz genau so gut zu Dubslav im 19. Kapitel des *Stechlin* gepasst. Der scherzhafte Ton, in dem das Kapitel Wahlen und Wähler meist bei ihm behandelt wird, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, wie ernst Fontane das Phänomen Parlament/parlamentarisches System nahm. Bei aller oft heftig geäußerten Kritik waren Parlament und Wahlen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für Fontanes Zeitgenossen in England, Skandinavien oder den romanischen Ländern Gegenstand allgemeinen Interesses. So auch in Deutschland. War das kaiserliche Deutschland auch ein autoritärer Staat, so waren doch dank seinem demokratischen Wahlrecht die Reichstagswahlen, wie die jüngste Forschung nachgewiesen hat,² durch energische Mobilisierung der Wähler, eifrig ausgefochtene Wahlkampagnen und seit Ende der Bismarckzeit hohe Wahlbeteiligung charakterisiert.³ Zwar äussert sich Fontanes Interesse am Wahlsystem und -prozess im Erzählwerk nicht immer so direkt, wie es bei zeitgenössischen englischen Schriftstellern wie George Eliot (*Felix Holt*, 1866), Disraeli in seinen zeitpolitischen Romanen oder gar Anthony Trollope der Fall war. Und wo im Briefwerk davon die Rede ist, geschieht es oft ganz beiläufig, wie an Emilie oder an Zöllner. Aber auch hier fällt auf, dass die spielerischen Äusserungen etwa bei den Reichstagswahlen von 1878⁴ und den sog. Kartellwahlen von 1887,⁵ genau so wie im Fall der preussischen Landtagswahlen von 1861, ganz kritischen Momenten der neueren preussisch-deutschen Innengeschichte galten.

Erörtert werden soll im Folgenden das Thema Wählerschaft und Wahlen beim späten Fontane, von dem es neuerlich heisst, es verdiene »überhaupt eine zusammenfassende Betrachtung«⁶ und zwar im Kontext seines Verständnisses der Prozesshaftigkeit der Geschichte. Beeindruckend ist es, wie ihm im Alter gelingt, synchronisch und diachronisch zu schreiben, zugleich Situation und Prozess im Werk darzustellen. Fontane ist gleichzeitig Kritiker und Zeitzeuge seiner Epoche, die nach seinem Dafürhalten die Zeit von Napoleon bis Wilhelm II. umfasst. Trotz der gelegentlich bewussten Schrulligkeit seiner Aussagen ist er meist ein verlässlicher und immer ein sehr vielseitig interessierter Beobachter. Ja, wer die Aufgabe hat, die deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert einem nichtspezialisierten Publikum näherzubringen, wäre gut beraten, Theodor Fontane als Mentor oder »Cicerone« zu engagieren.⁷ Denn wer sich heute für die Geschichtsschreibung jenes Jahrhunderts interessiert, wie sie im Rankeschen Wort »eigentlich gewesen ist«, und Deutschlands Werdegang, auch in Wechselwirkung mit seinen Nachbarn, Frankreich und Polen, England und Russland im Zeitalter des Nationalismus und Imperialismus studiert, ist erstaunt, wie viel davon schon »bei Fontane« die Rede ist. Sein Schrifttum kann man sowohl als eine Art Zeitchronik als auch kritische Auseinandersetzung mit seiner Zeit lesen. Als Moralist, der er ja war, forderte er seine Zeitgenossen auf, jene Ereignisse, Entwicklungen und Mentalitätswandlungen kritisch zu reflektieren, die er im Erzählwerk, in den Kriegsbüchern, der autobiographischen und journalistischen Prosa und im Gedichtwerk gestaltete. Seine Briefe sind eine Fundgrube von kritischen Kommentaren zu Zeitereignissen und berühmten oder inzwischen vergessenen Zeitgenossen. Dass er selber nicht immer jene gebotene kritische Distanz zu Personen, Nationen und Ereignissen seiner Zeit bewahrte, die die Nachgeborenen an ihm bewundert haben, das beweisen die späten Briefe des »unsicheren Kantonisten«, besonders die Korrespondenz mit Emilie und Mete und mit Georg Friedlaender und James Morris. Doch gerade darin erweist er sich als authentischer Zeitzeuge.

Mit Recht plädiert Christian Grawe in einem Aufsatz aus dem Jahr 1999 dafür, Fontane weniger als Vorläufer des 20. denn als exemplarischen Vertreter des 19. Jahrhunderts zu sehen: »zunächst muss einmal festgehalten werden, daß Theodor Fontane ganz und gar eine Gestalt des 19. Jahrhunderts ist.«⁸ Man kann ihn durchaus im dort zitierten pathetischen Tucholskywort⁹ einen Mann des langen 19. Jahrhunderts nennen, das von der 1789er Revolution bis zum Ausbruch des ersten Weltkriegs läuft.¹⁰

II

»Am Anfang war Napoleon.«¹¹ Mit diesem oft zitierten lakonischen ersten Satz seines grossen Werks brach der Münchner Historiker Thomas Nipperdey mit der bis weit ins 19. Jahrhundert zurückreichenden Tradition, dass die Komplexheit der professoralen Syntax in einem näheren Verhältnis zum wissenschaftlichen Niveau eines Werks zu stehen habe. Aus der Sicht der Literaturhistorikerin werden im Nipperdeyschen Wort zwei Thesen in gebotener Prägnanz angesprochen: Erstens die grundlegende Bedeutung Napoleons für Deutschlands Geschichte und zweitens der formende Einfluss des Phänomens Napoleon Buonaparte auf die Denkwelt namhafter Deutscher im 19. Jahrhundert. Unter Deutschlands Dichtern dürfte Heine hierfür das eminenteste Beispiel sein. Nicht nur bei Heines Generation, wie etwa Grillparzer oder gar Gotthelf, sondern bei der nachfolgenden Generation sind die Spuren des »Weltgeists zu Pferde« deutlich zu vernehmen.¹²

Jeder kennt die Bedeutung, die Fontane in seiner Jugendautobiographie Napoleon beimisst, die ihm durch das Instrument der väterlichen sokratischen Methode bewusst wird. Fontane legitimiert die selbstauferlegte Rolle als privilegierten Beobachter der politischen Szene aus seiner Herkunft als Koloniefrenzose und Preusse.¹³ Wie Heine im Gedichtwerk und in seiner Kunstprosa immer wieder reflektierte und Fontane erst rückblickend begriff, bestand Napoleons welthistorische Leistung nicht nur in folgenschweren Eingriffen in die europäische Landkarte. Wesentlicher war, dass das Zeitphänomen Napoleon die Menschen des 19. Jahrhunderts auf Politik und Gesellschaft als die eigentlichen Parameter und Bezugspunkte ihres Daseins aufmerksam machte. Allerdings »spukt« Napoleon nicht »hinter der Szene« im Fontaneschen *œuvre* wie es bei Heine der Fall ist. Dieser gehört ja zur Sohnesgeneration, jener hingegen zu den Enkeln. So ist die Wahrnehmung der französischen Revolution von 1830 bei Heine und Fontane auch generationell differenziert. Nicht der »grossen« sondern der Julirevolution wird der entscheidende Einfluss in Fontanes mentalem Prozess beigemessen.¹⁴ Nicht das Ereignis an sich (die 1830er Revolution hat im Gegensatz zur 1789er staatspolitisch in Deutschland wenig geändert), sondern die Wirkung auf das Bewusstsein der Zeitgenossen ist für Fontanes Generation das zentrale Moment.¹⁵ Nicht die Einmaligkeit, sondern die Wiederholbarkeit der revolutionären Tat, die Revolution als nunmehr »Gegebenes« in der politischen Landschaft, darin liegt für diese Generation die symbolische Bedeutung der Ereignisse von 1830 und deren Folgen – wozu der polnische Aufstand des Folgejahrs durchaus zählt. Mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Ereignis gibt Fontane in *Quitt* seinem Pariser Communarden Camille L'Hermite, Mörder des Pariser Erzbischofs, das Geburtsjahr der Julirevolution.¹⁶ Als

sich der Autor im letzten Roman Rechenschaft über ›sein‹ Jahrhundert gibt, wird dieses Moment wieder angesprochen, aber aus einer anderen Perspektive, die Revolution und spätere Kolonialpolitik miteinander verbindet. Der erfahrene Diplomat Graf Barby, der ›das mittlere Deutschland‹ und die Weltpolitik in seiner Person verbindet und im klugen Urteil so oft das Treffende zu sagen weiss, wird geboren, so heisst es, »im Juli dreißig, als die Franzosen Algerien bombardierten und nebenher das Haus Bourbon endgültig beseitigt[en]«. ¹⁷ Im Gegensatz zu vielen bürgerlichen Liberalen seiner Epoche war Fontane nicht vom Fortschrittsmythos überzeugt. Stattdessen entwickelt sich bei ihm ein ausgesprochener Sinn für die Prozesshaftigkeit der Geschichte seines Jahrhunderts, die er nicht zuletzt seinen frühen Reflexionen über das Napoleonische Zeitphänomen verdankt. Auch in seiner Porträtierung gewisser Wählergruppen, wie zum Beispiel bürgerlicher und namentlich jüdischer Liberaler oder katholischer Zentrumsanhänger, zeigt sich sein Sinn für den evolutionären Prozess, dem die politischen Parteien in der Bismarck- bzw. der Wilhelminischen Epoche unterworfen sind. Auch gerade dann, wenn, wie bei den märkischen Altkonservativen, die Geschichte im Zeitalter der Massendemokratie offensichtlich an ihnen vorbeizugehen scheint.

Wie andere, die in den Folgejahren der Julirevolution jung waren, wie Büchner, Engels, Gutzkow oder Marx, sieht Fontane seine Zeit als im permanenten Wandel begriffen. Anders als die Generationen vor ihnen setzen diese Menschen die Veränderbarkeit der Welt nunmehr voraus. (Wie das geschehen bzw. gestaltet werden sollte, war freilich für jeden eine eigene Frage.) Vorübergehender Weltverbesserer in der Jugendzeit, ließ Fontanes Lebensweg – war es auch Temperamentsache? – ihn dann die Tat durch das Wort ersetzen. Im Erzählwerk ist Fontane, der zu den langlebigen seiner Generation gehört, bestrebt, die Prozesshaftigkeit der Geschichte seines Jahrhunderts bzw. der Zeit zwischen Napoleon und Wilhelm II. literarisch umzusetzen. Es ist ihm immer wieder zum Vorwurf gemacht worden, dass er im Gegensatz zu den bürgerlichen Romanautoren des Viktorianischen Zeitalters wie Dickens, Eliot oder Mrs Gaskell (zum Beispiel in *North and South*, 1855) oder zu den jüngeren Franzosen die industrielle Revolution nicht thematisiert. Oder wenn ja, dann nur in Anspielungen wie auf »Berliner Blau« in *Frau Jenny Treibel* oder auf die industrielle Säureproduktion bzw. die Spindlersfelder Wäscherei- und Färberei im *Stechlin*. Ein anderes ›Defizit‹ seines Realismus wird viel weniger moniert, nämlich, dass er die damit engverbundenen Zeitphänomene grossstädtischen Lebens in Mitteleuropa, wie Verbrechen oder Seuchen übersieht, von denen ihm Berlin ja genügend Beispiele geboten hätte. ¹⁸ Was bei seinem reichlich bezeugten Interesse an der

sozialpsychologischen Dimension des Verbrechertums (*Grete Minde, Ellernklipp, Unterm Birnbaum, Quitt*) eigentlich überraschen müsste. Seine besondere Aufmerksamkeit gilt dem Gesellschaftspolitischen, allein er schreibt nur darüber, was zu seinem (unmittelbaren oder mittelbaren) Erfahrungsbereich gehörte.

III

Was die Wählerschaft im kaiserlichen Deutschland angeht, so gilt sein besonderes Interesse offensichtlich den konfessionellen und nationalen Minderheiten, so den Juden und den Katholiken, zu denen die Polen auch gehören, und etwas schemenhafter regionalen Minderheiten wie den Welfen. Die Fontaneforschung der letzten Jahre ist gewissermaßen in eine (gesunde!) revisionistische Phase getreten – als Beispiele etwa die neueren Arbeiten zur Polenthematik¹⁹ und speziell die der allerletzten Jahre zur Judenthematik.²⁰ Als Wählergruppe war den Juden im Kaiserreich – etwa 1% der Bevölkerung, Tendenz fallend – eine sehr differenzierte Haltung zu konstatieren, sehr im Gegensatz²¹ zu den Katholiken, egal ob Rheinländer, Bayern oder gar Welfen, oder die Elsass-Lothringer ab 1874 bzw. die Polen (in Oberschlesien) bis 1898.²² Als Wortführer und im allgemeinen als Nutzniesser der Moderne sind die Juden als Wähler und Kandidaten vorwiegend in den Reihen der Fortschrittlichen bzw. des Freisinns und später der Sozialdemokraten zu suchen. Fontane erwähnt mehrfach in seinen Briefen profilierte Figuren unter ihnen, wie etwa Eduard Lasker, wobei der Kommentar zuweilen zwiespältig ist.²³ Wichtig für das Gesamtbild ist m. E. die doppelte Perspektive: Fontane tritt hier wie bei jedem für die Zeitgenossen heiklen politischen Thema gleichzeitig als Zeitzeuge und als Kritiker auf. Als Berufsschriftsteller hat er sein Publikum stets vor Augen: dieser Aspekt entscheidet, was gedruckt wird, was etwa aufgenommen bzw. weggelassen wird bei der Ausgabe der Werke.²⁴ Manchmal kehrt er mehr den Kritiker heraus, manchmal spricht er unumwunden mit der Zeitstimme.

Die Gehässigkeit der Zeitstimmung in tonangebenden Kreisen in Deutschland um 1890 gegen jüdische Mitbürger, die sich häufig in drastischer Graphik dokumentierte,²⁵ ist für heute Lebende schwer nachzuvollziehen. Eine sensibilisierte deutsche Leserschaft um 2000 verblüfft geradezu, wie unbeschwert, ja wie unsensibel Fontane und viele seiner Zeitgenossen im Ausdruck sein konnten, wenn es um ihre jüdischen Mitbürger und -bürgerinnen ging. Dass Fontane sich durchaus damit identifizieren kann – wie z. B. im Klischeebild des »x beinige[n] Cohn«,²⁶ ersieht man an den glossenhaften Selbstreflexionen über das eigene Verhältnis zu den Juden seiner Umgebung im Briefwerk, ohne dass er immer für sich daraus irgendwelche Konsequen-

zen zu ziehen scheint. Schmerzhaft für die langjährigen Verehrer des toleranten Fontane mag zum Beispiel sein nachlässiger Gebrauch jener schicksals-trächtigen Ungeziefermetaphorik sein,²⁷ mit der die deutschen Antisemiten seit etwa Anfang der 1880er Jahre das Bild ›ihrer‹ Juden prägten.²⁸ Und doch zugleich ist zu konstatieren, dass unter den deutschen und deutschjüdischen Schriftstellern des Kaiserreichs Fontane den umfassendsten Überblick über den geschichtlichen Werdegang der Juden im Kaiserreich zu bieten hat. Hier ist er im eminenten Maß zugleich Kritiker, Chronist und Zeitzeuge.

Die Korrekturen der neueren Forschung zum Antisemitismus bei ihm sollten diese Leistung nicht überdecken. Anders als etwa George Eliot in *Daniel Deronda* (1876) oder Wilhelm Raabe in *Frau Salome* (1876) oder gar Ida von Hahn-Hahn aus ideologischem Impuls in *Maria Regina* (1860), die den gängigen Klischeebildern positive, ja auch tragische jüdische Gestalten entgegensetzen, interessiert ihn die gesellschaftliche Realität bzw. die Mentalität der Menschen, der Juden und ihrer christlichen ›Nachbarn‹. Diese ›Realität‹ seiner Erzählkunst umfasst den Prozess, exemplifiziert am Einzelnen, der Emanzipation, Assimilation bzw. verfehlten Assimilation und Akkulturation. Schon 1956 hat Hermann Schwab den wirtschaftlichen Aufstieg einer ländlichen jüdischen Familie im Brandenburgischen über drei/vier Generationen vom Hausierer zum Händler und Geldleiher bis zum Besitzer eines Textilgeschäfts in der Kleinstadt und schließlich zum grossen Kaufhausbesitzer in der Hauptstadt verfolgt.²⁹ Es handelt sich um die Familie Mayer, bei dessen Textilgeschäft Ascher Mayer in Prenzlau viele spätere Berliner Textilienhändler ihr Geschäft gelernt haben. Gerade solche Stadien des zeittypischen Aufstiegs kann der Fontaneleser an seinen fiktiven jüdischen Gestalten nachvollziehen, so an Baruch Hirschfeld (*Der Stechlin*) mit dem ungeduldigen Sohn Isidor,³⁰ über Silberstein (*Mathilde Möhring*) bis hin zu Gersons, bei denen Gräfin Ghiberti und Comtesse Barby ihre Hüte einkaufen, und den reichen Bartensteins (*Die Poggenpuhls*). Dabei werden die erforderlichen Instrumente, die von Ehrgeizigen eingesetzt werden, vom Erzähler bewusst reflektiert, wie etwa van den Straatens Taufe durch einen Bischof, Katzensteins sorgfältig inszenierte Kranzniederlegung bei Dubslavs Beerdigung, Frau Silbersteins Mitwirkung bei der weihnachtlichen Kinderbescherung oder Frau Bartensteins karitative Tätigkeit mit dem mutmaßlichen Endzweck der Einheirat der reichen Bankierstochter in die preussische Elite. Dass diese Aufstiegstaktik nicht bloss jüdische sondern eine gesamt-bürgerliche Erscheinung ist, scheint Fontane in den Figuren der beiden älteren Treibels nahezulegen. Nur gelinge es ›den‹ Juden meist besser. Diese ›Doppelrolle‹ als Zeitkritiker und Artikulierer zeitgenössischer Vorurteile kann man auch an seinen Äußerungen über die Presse verfolgen. Wie bei so

vielen nichtjüdischen Zeitgenossen ist die jüdische Presse oft Ziel seiner polemischen Kritik, so 1888 das *Berliner Tageblatt*.³¹ Gleichzeitig zeigt sich in *Frau Jenny Treibel* und *Mathilde Möhring* Fontanes Sinn für die meinungsbildende Rolle der Presse überhaupt, und zwar der regionalen wie der nationalen, bei den Reichstagswahlen.³²

Wichtig ist bei Fontane, dass er als Gestalter des nichtjüdischen Blicks zugleich das zeitgenössische Vorurteil gegen die jüdischen Mitbürger artikuliert und die Lebensrealität der recht differenzierten jüdischen Minderheit im kaiserlichen Deutschland zu vermitteln weiß. Neben seiner Einsicht, dass vieles an den Integrierungsstrategien seinen Zweck verfehlt und gerade im Fall der sehr sichtbaren Gruppe der assimilierten Juden den sozialen Neid schürt, vergisst er nicht den jüdischen Familiensinn zu gestalten, wie etwa in Form eines jener beredten und an gesellschaftlichem Gehalt gesättigten Nebensätze, wo vom »Onkel Manasse« die Rede ist.³³ Die besser situierten polnischen Juden werden ebenfalls in differenzierter Gestalt bei ihm porträtiert, auch wenn sie, wie in den *Poggenpuhls*, gar nicht im Roman auftreten (der historische Sachlage entsprechend, dass sie im Bewusstsein der meisten Bürger überhaupt nicht präsent sind). So zum Beispiel die begüterte Familie der schönen Esther mit dem umsichtigen Vater, auf die Leo Poggenpuhl seine trügerischen Hoffnungen setzt, oder die fortschrittlichen jüdischen Fabrikanten Silberstein und Isenthal, die Mathilde Möhring beim sozialen Aufstieg behilflich sind, und deren letzterer, sonst eher ein Skeptiker, huldigend meint: »sie hat was von unsre Leut«.³⁴ In *Die Poggenpuhls* wird in dem scheinbar frivolen Satz der Flora: »Väter werden immer vergessen«³⁵ eine brennende Frage der Zeit unter Deutschlands Juden angesprochen. Das Wort wird oft als Hinweis auf den preußischen Patriarchalismus verstanden; genau so gut könnte man ihn als Hinweis auf das »Vergessen« bzw. den Verlust der Geborgenheit des orthodoxen Judentums lesen. Wobei die Frage nach den psychischen Kosten für den Einzelnen und für die Gemeinschaftsidentität in der Schwebe bleibt. (Und vielleicht nicht einmal bewusst von Fontane gestaltet wird.) Treffend im Sinn der Zeitstimmung ist Fontanes Exemplifizierung des Zornes des jüdischen Arztes Moscheles im *Stechlin*, der die eigentlichen Kosten jener Anpassungsbestrebungen für die Juden an der eigenen Person verspürt. Die Aktualität der Porträtiertung von Aggression und Widerstand der jüngeren Generation deutscher Juden in den Figuren des Moscheles und Hirschfeld jun., eine Haltung, die sich erst in den neunziger Jahren abzeichnen begann, belegt die jüngste Forschung zur Generationsformation und -differenz in deutschjüdischen Kreisen.³⁶ Aufschlussreich auch im gegenwärtigen Kontext ist Isidors Weigerung, wie sein Vater aus wirtschaftlichem Interesse den konservativen Kandidaten zu wählen.

Wie auch immer man Fontanes eigene Ansichten bzw. die Belege im autobiographischen Schrifttum über sein zwiespältiges Verhältnis zu seinen jüdischen Mitbürgern beurteilt, hier gilt es festzuhalten, dass er das antisemitische Zeitphänomen als Prozess in den autobiographischen Schriften dokumentiert und im Erzählwerk und in den Gedichten kritisch durchleuchtet. Beispiele seiner Gestaltung im dichterischen Werk des öffentlichen Gesichts des politischen Antisemitismus in Berlin und am Hof Wilhelms II., der in der Wahlpropaganda der frühen neunziger Jahre von großer Aktualität war, sind etwa die verschlüsselten Hinweise auf Stöcker im *Stechlin* oder die frechen (ungedruckten) Verse auf den jungen Kaiser im Jahre seiner Thronbesteigung: »Wilhelm II. nun Kaiser ist, / Der uns unsre Juden frißt«. ³⁷

Wer anders ist, beobachtet oft exakter. Dass der eine als Jude in katholischer Umgebung aufgewachsen war, der andere als Calvinist in einem lutherischen Staat, ³⁸ schärfte sicherlich Heines wie Fontanes Spürsinn für kulturelle Differenz. Lange bevor der Begriff Mentalitätsgeschichte geprägt wurde, interessierte sich Fontane für die kultur- und mentalitätsprägende Wirkung von Konfessionszugehörigkeit. ³⁹

Ein Beispiel für Ersteres ist seine (für seine Zeit) ungewöhnlich objektive Präsentation der Katholiken. Fontane war der erste nicht konfessionelle deutsche Dichter, der die Homogenisierung der preussisch-deutschen Katholiken als Wählergruppe im Bismarckschen Deutschland bewusst nachvollzog und im Werk direkt und indirekt reflektierte. In den Gestalten seines Erzählwerks fällt das oft harte öffentliche Vorurteil der Zeitgenossen gegen die katholische Minderheit auf deren Wortführer zurück. Fontane kennt die Typen, die alte katholische Honoratiorenschaft (Berchtesgaden), die Streber und Wendehälse (Hedemeyer), die Dienerinnen vom Land (Roswitha). Neben diesen sind die Opferfiguren, wie Grete Minde, Cécile, Ursel Hradschek, aber auch die Grauen Schwestern, die die Krankenpflege Unbemtelteter lautlos und anonym übernehmen; alle sind in irgendeinem Aspekt exemplarisch für die Geschichte der Katholiken im Kaiserreich. Die er, anders als mancher katholische Zeitgenosse in ihrer Prozesshaftigkeit erkennt. So hängt Berchtesgaden nach wie vor an dem alten Streit: »Quirinal« oder »Vatikan«, ⁴⁰ Kaiserreich oder Papst, wo dieser längst, wie Barby mit Recht insistiert, überholt ist. Aktuell für die 90er Jahre ist vielmehr, wie von Molchow anlässlich der Rheinsberger Wahl nahelegt, das »Paktieren« des Zentrums mit den Parteien der Rechten und somit mit dem Reich. ⁴¹ Dass das auch bei gegebenem Anlass sogar für die polnischen Zentrumswähler in den östlichen Provinzen gelten konnte, »belegt« Fontane in Mathildes »Zeitungsartikel«: »Sowohl die polnisch-katholische wie die fortschrittliche

Partei vereinigen sich in Würdigung des hervorragenden Charakters und Verwaltungseigenschaften des Landrats v. S. [und halten es für ihre Pflicht], selbst auf Kosten ihrer sonstigen politischen Überzeugungen, ihrem Vertrauen gegen ihn Ausdruck zu geben.«⁴²

Und wiederum in den österreichischen Gestalten, wie in der streng katholischen Gräfin Judith und ihrem moralisch anfechtbaren Bruder Petöfy, oder in der leicht anzüglichen Figur der Geheimrätin Zwicker in *Effi Briest* thematisiert Fontane das Vorurteil seiner Landsleute gegen das besiegte katholische Brudervolk.

IV

Fontanes Gespür für die Prozesshaftigkeit der Zeitgeschichte am Beispiel der Wahlen wird besonders deutlich an seiner Gestaltung der Rheinsberger Wahlen im *Stechlin*.⁴³ Geschichte als Prozess literarisch umzusetzen hat Fontane bei Scott gelernt, dem genauso wie Fontane an der Literarisierung seiner Heimatlandschaft gelegen war und der in der Darstellung einer Übergangsepoche am Gruppenverhalten bzw. in der Figurenrede Meister war.⁴⁴ Über seine aus eigener Erfahrung geschöpften Kenntnisse des preussischen Parteiwesens sind wir durch die neueren Forschungen zur »mittleren« Periode unterrichtet und speziell zu seiner Tätigkeit als konservativem Wahlmann und Kandidaten.⁴⁵ Von den zwei Romanen, in denen direkt von Wahlen und Wahlprozess die Rede ist, ist bei *Frau Jenny Treibel* die Darstellung vordergründiger, während im *Stechlin* die politische Prozesshaftigkeit zwar indirekt, aber sehr viel pointierter ist. Bei beiden dient die Kategorie des Grotesken dazu, um die Überholtheit der altkonservativen Partei zu kennzeichnen.⁴⁶ In *Frau Jenny Treibel* zieht eine Romanfigur selber das Fazit: »Was wollen Sie mit der Politik?«, fragt die vergnügliche Majorin von Ziegenhals ihren Wirt: »Rittergutsbesitzer sind agrarisch, Professoren sind nationale Mittelpartei, und Industrielle sind fortschrittlich. Seien Sie doch Fortschrittler.«⁴⁷ Der bürgerliche Aufsteiger sollte seinen Platz dort suchen, wo er hingehört, sonst scheidet er – das weiss übrigens ein Katzensteiner.⁴⁸ Die Wahlthematik in *Frau Jenny Treibel* und im *Stechlin* ist ein wichtiger Handlungsstrang, doch während im viktorianischen Roman die Abgeordneten kandidatur auch als Mitglied der Tory-Partei als natürliche Folge einer kommerziell erfolgreichen Karriere präsentiert wird, Teil des strukturellen Wandels im soziopolitischen System des 19. Jahrhunderts gegenüber früheren Zeiten, steht bei Fontane die Absurdität des Treibelschen Ehrgeizes in Vordergrund. In diesem Roman bleibt die Romanaussage personenbezogen. Anpassungsversuche eines Treibel müssten raffinierter ins Spiel gesetzt werden, als er es kann – oder mit viel mehr Geld, als er sich leisten könnte. Bei Gundermann fehlt nicht das

Geld, wohl aber das Geschick. Und im Kontext der erzählten Zeit ist er zu spät dran: nun ist die Stunde der Massen da.⁴⁹

Im *Stechlin* dient die Wahlthematik der politischen Aussage. Hier wird ohne Figuren- oder Erzählerkommentar ein weitreichender politischer Wandlungsprozess szenisch dokumentiert. Im Hintergrund der Rheinsberger Wahlkapitel steht der gerade stattfindende Übergang im Wilhelminischen Deutschland von einer Honoratiorenpolitik im Parteiwesen und in der Handhabung von Wahlen zu einer modernen Parteipolitik und -organisation. Das ist ein Prozess, der sich tatsächlich in den späten 80er und in den 90er Jahren in Deutschland vollzog. Es galt für alle größeren im Reichstag vertretenen Parteien, wenn auch mit zeitlichem Abstand für die ostelbischen Konservativen. Die Sozialdemokraten waren die ersten, die (aus Notwendigkeit) diesen Weg gingen: durch das Sozialistengesetz (1878–90) konnten ihre Anhänger ihre Parteiorganisation zwar intensiv pflegen, aber erst nach 1890 rasch und systematisch auf- und ausbauen. Das Zentrum war zunächst nicht auf eine Parteiorganisation angewiesen. Die notwendige Kontrolle ihrer Wählerschaft und die Gewinnung neuer Wähler, die ihnen und den Sozialdemokraten bis etwa 1900 viel besser als den anderen Parteien gelang, lagen zunächst beim katholischen Klerus und Adel. In den zahlreichen katholischen Verbänden, die an der Ausbildung von Parteimitarbeitern zentral beteiligt waren, hatten lokale Honoratioren den Vorstand. Durch seine Stellung im Haus Wangenheim wird Fontane sich recht gute Kenntnisse des katholischen Zentrums in der Epoche erworben haben, als dieses auf dem Weg war, sich von einer lokalen zu einer nationalen Partei zu entwickeln. Mehr als zwanzig Jahre lang bis zu Beginn der neunziger Jahre war das Zentrum wie kaum eine außer der Konservativen eine Honoratiorenpartei. Fast alle hat Fontane bei Wangenheims kennengelernt, den ersten ›Chef‹, den westfälischen Adligen Hermann von Mallinckrodt, die Gebrüder Reichensperger aus dem Rheinland und schließlich Bismarcks »kleinen großen Gegner«, den langjährigen Parteiführer Ludwig Windthorst (1812–91). Erst nach dessen Tod wurden die Honoratioren zugunsten der Wortführer wirtschaftlicher Interessen zurückgedrängt. Mittelständisch/bäuerliche Schichten bestimmten ab Anfang der 90er Jahre die Politik des Zentrums anstelle der früheren ideologischen Auseinandersetzung zwischen Rom und Berlin. Der Parteiapparat modernisierte sich in diesem Sinn. Allerdings, als sich der 1890 gegründete Volksverein für das katholische Deutschland (bis 1914 bis 800 000 Mitglieder!) seine extrem effektive Tätigkeit bei allen Reichstagswahlen entwickelte, behielt zumindest die klerikalische Honoratiorenschaft ihre tradierte Führerrolle bei. Anders als bei ›seinen‹ feudalen Konservativen thematisiert Fontane diesen Übergang nicht oder nur am Rand. Wohl macht

er sich leise lustig, wie viele seiner Zeitgenossen in gröberer Form, über die Anhänglichkeit alter Zentristen an ihre Konfliktzeit im Kulturkampf, wie in der schon erwähnten Figurenrede Baron Berchtesgadens zu Graf Barby oder in seinem Porträt der Frau von Wangenheim im Briefwerk bzw. im *Wangenheim*-Kapitel der autobiographischen Schriften.

Im Erzählwerk sind die von ihm oft in den Briefen despektierlich genannten Liberalen jeglicher Provenienz, besonders der Fortschrittlichen, meist nur am Rand Gegenstand des schriftstellerischen Interesses, obwohl neben dem langjährigen Freund Friedrich Witte auch viele seiner schriftstellerischen Kollegen diesen politischen Gruppen nahestanden oder sie gar im Reichstag vertraten. Einzelne profilierte Vertreter der Linksliberalen verfolgte er mit echtem Interesse. Manche spielen sogar im Romanwerk eine Rolle in der verschüsselten Symbolik des Werks, wie der souveräne Kritiker des bismarckschen Militäretats Eugen Richter in *Effi Briest*⁵⁰ oder der Frankfurter Bürgermeister und spätere preussische Finanzminister Johann Miquel als Typus des politischen Opportunisten in *Cécile*. Vielleicht fehlte letztendlich für Fontane den Liberalen als politischer Gruppe im Kaiserreich jene heiße Selbstgewissheit, die andere auszeichnete und ihn mentalitätsgeschichtlich reizte. »Die Junker-, die Zentrums- und die sozialdemokratische Opposition lasse ich mir gefallen, da ist Muck drin; die fortschrittliche Opposition, die alles von der Existenz eines ›Paragraphen‹, des Entsetzlichsten, was es gibt, abhängig macht, ist einfach ridikül.«⁵¹ Oder wollte er durch seine Polemik – ihm selber vielleicht unbewusst – von der eigenen liberalen Vergangenheit in der Jugendzeit Abstand nehmen?

Die vier Wahlkapitel im *Stechlin* kann man (auch) als komisches Intermezzo lesen. Die offensichtliche Lust des Autors an der Schrulligkeit der eigenen Figuren, die Landpartie vom wackeligen Steg aus im Kahn, die Kahnfahrt, wo der Leser so halb erwartet, einer – oder alle – landen im Wasser, der Trinkgenuss vor und der Eß- und Trinkgenuss nach verlorener Wahl, die unpassende Rede, all das sorgt für eine unterhaltsame Lektüre. Die Porträtierung dieser ›Elite‹ des Wahlkreises, alles ältere Herren, bei deren Beschreibung Fontane gemächlich lang verweilt, grenzt ans Absurde, ja, gelegentlich bei dieser oder jener ›Autoritätsfigur‹ gar ans Grotteske.⁵² Das soll die Elite sein, die auf die Legitimität ihrer privilegierten Stellung im Land pocht. Aber das besondere Interesse der Historiker an diesen Kapiteln gilt vielmehr der szenischen Darstellung des schon erwähnten gesellschaftspolitischen Prozesses. Im Moment seiner Ablösung durch einen modernen Parteiapparat wird uns das Funktionieren der Honoratiorenführung in heiterer Form augenscheinlich gemacht, wie sie sich seit den sechziger Jahren zu Wahlzeiten in Deutschland abspielte. Beim Wahlgang treten »Rittergutsbesit-

zer und Domänenpächter« nach Rang und Namen auf, begleitet von den bürgerlichen Honoratioren der Lokalität, dem Superintendenten, den Gerichtsräten und dergleichen. Umgeben sind sie mit einer riesengroßen Trabantenschar, ebenfalls streng hierarchisch geordnet: »Forst- und Steuerbeamte, Rentmeister, Prediger und Gymnasiallehrer« [203]. Bei der Kandidatenwahl waren es in ihrer Eigenschaft als Vertrauensmänner »wohlhabende Stechliner Bauern [...] Förster und Waldhüter und Vormänner von den verschiedenen Glas- und Teeröfen [...] ein Torfinspektor, ein Vermessungsbeamter, ein Steueroffiziant und schließlich ein gescheiterter Kaufmann, der jetzt Agent war und die Post besorgte,« von Landbriefträger Brose, Fußgendsarm Uncke und Wachtmeister Pyterke oder Schulzen Kluckhuhn nicht zu reden [176]. Die Nebenfiguren in der »staatserhaltenden« Partei sind ganz übersichtlich und in ihrem Selbstgefühl als Würdenträger sofort erkenntlich. In dieser prämodernen Ecke des östlichen Kaiserreichs tritt also die Statusgesellschaft bei solchem Staatsakt *in corpore* auf. Sehr im Gegensatz zu den »gesichtslosen« Arbeitermassen, die, um ihren Kandidaten, den Drechslergesellen Torgelow, in Rheinsberg zu unterstützen anwesend waren, trotz der Tatsache, dass dieser selber nicht erschienen war: »Hunderte seiner Parteigenossen standen in Gruppen um den Triangelplatz umher und unterhielten sich lachend über die Wahlreden, die [...] von Rednern der gegnerischen Parteien gehalten worden waren« [200]. Einer ist vom anderen nicht zu unterscheiden. Der Sieger ist aber der mit dem modernen parteipolitischen Apparat, dessen Wortführer es nicht wie Konservative und Freisinn bei ein paar Wahlreden belassen haben, sondern wo alle mitziehen. Die Partei bedient sich jeder gebotenen Hilfe, so zum Beispiel der »ein[es] Wanderapostel[s] aus Berlin, der von Dorf zu Dorf zog und die kleinen Leute belehrte, daß es ein Unsinn sei, von Adel und Kirche was zu erwarten«. Dieser pflegt also eine Form der ländlichen Agitprop. Und während sich die »Staatserhaltenden« auf Abstraktes beriefen, versteht es im Zeitalter der Massendemokratie die moderne Partei der Arbeitenden, ihre Wahlbotschaft schmackhaft zu machen. Parteiloyalität gehe Hand in Hand mit gesundem Eigeninteresse: »Achtstündiger Arbeitstag und Lohnerhöhung und Sonntagspartie nach Finkenkrug – das sei das Wahre« [175].

Die Hauptfiguren der Rheinsberger Wahl nehmen die Sache nicht besonders ernst, weil der Machthebel für sie anderswo liegt und eben nicht im »große[n] Haus mit den vier Ecktürmen« [206]. Dafür die Nebenfiguren, die sich im Ritual legitimieren, umsomehr. Der einzige, der sich passiv beteiligt, ist auch derjenige, der sich um die ländliche Arbeiterschaft kümmert. Lorenzen wird ja sozialdemokratischer Sympathien bezichtigt, wie von Molchow bei Dubslavs Beerdigung sagt: »er gehört ja zur Richtung Göhre«

[401]. Die Anspielung ist durchaus aktuell, denn im Erscheinungsjahr der Schrift des protestantischen Theologen Paul Göhre: *Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche* (1891) war auf dem bahnbrechenden Erfurter sozialdemokratischen Parteikongress der Entschluss gefasst worden, auch unter den ländlichen Arbeitern des Ostens für die Partei zu werben. Und wenn das ihnen in Wirklichkeit erst viel später gelingen sollte, so war der Zuwachs an Stimmen für die Sozialdemokratische Partei bei jeder Reichstagswahl der 90er Jahre (und mit Ausnahme von 1907 bis Ende des Kaiserreichs) geradezu eklatant.

Bei der Beschäftigung mit dem Wahlthema bei Fontane ist nicht zu vergessen, dass in diesen Jahrzehnten in Deutschland nicht nur häufig gewählt wurde – dreizehn Reichstagswahlen zwischen 1871 und 1912 – sondern dass auch die Wahlbeteiligung erstaunlich und bei kontinuierlich stark steigender Bevölkerung fast konstant hoch war.⁵³ Die »Abstimmungsmaschine« [206] mag nicht die Hoffnungen erfüllt haben, die von der Vormärzgeneration in ein deutsches parlamentarisches System gesetzt worden waren. Dennoch spielte sie im Urteil der aktuellen historischen Forschung eine viel wichtigere Rolle im Bewusstsein der deutschen Bürger im Zeitalter der Massendemokratie am Ende des Jahrhunderts als in der Epoche der Reichsgründung.⁵⁴ Fontanes eigenes Urteil über die Parteien ist nicht konsistent, hierin vielen seiner bürgerlichen Zeitgenossen ähnlich. Denn dem Deutschen Kaiserreich (wie übrigens auch und gerade der Weimarer Republik) fehlten die Konsensparteien,⁵⁵ wie England sie in den Tories und Liberals/Whigs besaß. Dass aber Wahlen und Parteien für ihn in dieser letzten Lebensperiode nichts an ihrem Interesse verloren, trotz vielfacher abschätzig-frivoler Bemerkungen, und dass er in seinem letzten Roman die Prozesshaftigkeit der Zeitgeschichte so präzise registrierte, unterstreicht seinen exemplarischen Charakter als Zeitzeugen und Kritiker seiner Zeit.

Anmerkungen

- 1 Prop. Bd. 4, S. 7.
- 2 Hierzu JONATHAN SPERBER: *The Kaiser's voters. Electors and Elections in Imperial Germany*. Cambridge 1997. Auch LARRY E. JONES und JAMES N. RETALLACK (Hrsg.): *Elections, Mass Politics and Social Change in Imperial Germany. New Perspectives*. Cambridge/New York 1992 und STANLEY SUVALL: *Electoral Politics in Wilhelmine Germany*. Chapel Hill 1985.
- 3 SPERBER, S. 201 und 272 ff.
- 4 So etwa zu den 1878er Wahlen: »Diesmal gilt es«. Brief vom 24. Juni 1878. In: GBA: EMILIE UND THEODOR FONTANE: *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 3, S. 139.

- Dass Wahlen überhaupt ein Thema des ehelichen Briefwechsels waren, belegen neben Theodors Erörterungen Emilies beide Briefe vom 18. Juni kurz vor den 1878er bzw. 1884er Reichstagswahlen. Ebd., S. 128 und 409.
- 5 Prop, S. 94. Zu den Kartellwahlen vgl. SPERBER, S. 193–202.
 - 6 HUBERTUS FISCHER: *Wendepunkte. Der politische Fontane 1848 bis 1888*. In: *Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts*, hrsg. von HANNA DELF VON WOLZOGEN in Zusammenarbeit mit HELMUTH NÜRNBERGER. Würzburg 2000. Bd I, S. 27.
 - 7 Einen ersten Versuch, Fontane als begleitenden Kommentator zum Zeitgeschehen für Nichtdeutsche zu engagieren, habe ich in meinem Buch *Germany in the Nineteenth Century. History and Literature*. New York 2001 unternommen.
 - 8 CHRISTIAN GRAWE: »Mit 78 ist man ein unsicherer Passagier«. *Theodor Fontanes letztes Lebensjahr – an der Schwelle zum 20. Jahrhundert*. In: ROLAND BERBIG (Hrsg.): *Theodorus Victor. Theodor Fontane, der Schriftsteller des 19. am Ende des 20. Jahrhunderts. Eine Sammlung von Beiträgen* (Literatur – Sprache – Region. Bd. 3). Frankfurt a.M. 1999, S. 221–41, hier 222.
 - 9 »Der alte Fontane ist nicht am 20. September 1898 gestorben. Er starb am 1. August 1914.« In: Kurt Tucholsky: *Gesammelte Werke*, hrsg. von MARY GEROLD-TUCHOSKY u. FRITZ J. RADDATZ. Reinbek 1975. Bd. 2, S. 244.
 - 10 Vgl. DAVID BLACKBOURN: *The long nineteenth century*. London 1997 und SAGARRA, wie Anm. 7, S. xiii.
 - 11 THOMAS NIPPERDEY: *Deutschland im 19. Jahrhundert*. München 1991, S. 11.
 - 12 JOST HERMAND: *Napoleon im Biedermeier*. In: *Von Mainz nach Weimar (1793–1919). Studien zur deutschen Literatur*. Stuttgart 1969, S. 99–129.
 - 13 *Meine Kinderjahre*. In: AFA *Autobiographische Schriften*, III/1. 1982, S. 93f. Vgl. MARC THURET: *Napoleon III. in Fontanes Urteil*, besonders: Ein Leben mit Napoleon. In: FBI 58 (1994), S. 155f.
 - 14 Ebd., S. 114, wo er vom Ausbruch der belgischen Revolution meint, dass möglicherweise »ein Lied eine politische Tat geweckt oder gezeitigt habe«, was eine »für eine Poetennatur immerhin schmeichelhafte Vorstellung« sei.
 - 15 RUDOLF STADELMANN: *Soziale Ursachen der Revolution von 1848*. In: HANS-ULRICH WEHLER (Hrsg.): *Moderne deutsche Sozialgeschichte*. Köln 1966, S. 136–155, hier 139.
 - 16 AFA 5, 2. Aufl. 1973, S. 425.
 - 17 Ebd., 8, S. 130.
 - 18 RICHARD J. EVANS: *Death in Hamburg. Society and Politics in the Cholera Years, 1830–1920*. Oxford 1987; *ibid.*: *The German Underworld. Deviants and Outcasts in German History*. London 1988. Vgl. Fontanes Kommentar an Mete zur Hamburger Cholera am 1. September 1892. In: Prop. Bd. 2, S. 206.

- 19 Schon 1990 (gegenüber früheren Interpretationen bei Walter Müller-Seidel, Hans-Heinrich Reuter, Dieter Sommer etc.) WIENCZYŚLAW A. NIEMIROWSKI: *Zum Polenthema in Theodor Fontanes »Vor dem Sturm«*. In: FBI 50 (1990), S. 96-102, hier 99ff. Vgl. auch positiver MIROŚLAW OSSOWSKI: »Daß sich der Autor zuweilen negativ der nationalen Besonderheiten bedient, um wertende Konnotationen anzubringen, steht wohl in keinem Widerspruch zur realistischen Literaturlauffassung.« In: WOLZOGEN, wie Anm. 6, Bd. 1, S. 264.
- 20 Heute besteht in der Forschung ein genereller Konsens, dass besonders im Alter Fontanes persönliche Ansichten zur »Judenfrage« denen seiner Mitbürger beträchtlich näher waren, als viele (inkl. ich) früher meinten. Eine systematische Wiederlektüre der Briefe an Emilie und Mete ließ mich diesbezüglich vieles bemerken, das ich bisher übersehen oder zu wenig beachtet hatte. Die schlesischen Notizbücher, die Gotthard Erler demnächst herausgeben will, sollen die revisionistische Position bekräftigen. Ein gutes Resümee bei HANS OTTO HORCH: *Fontane, die Juden und der Antisemitismus*. In: *Fontane-Handbuch*, hrsg. von CHRISTIAN GRAWE und HELMUTH NÜRNBERGER. Stuttgart 2000, S. 281-305, bes. 289 (Die Jahre 1880-98) u. 298-304 (Zur Judenkonfiguration im Werk).
- 21 D.h. bis Ende des Kulturkampfes bzw. nach dem Tod Windthorst im Jahr 1891.
- 22 Die Elsässer haben erst in den 1874 Reichstagswahlen stimmen dürfen, zu einem Zeitpunkt, als das französische Nationalgefühl und katholische Loyalität gegen die von der »Besatzungsmacht« verfolgte Kirche durchaus zu harmonisieren waren. Ein gegenläufiger Trend zeigte sich in den neunziger Jahren bei den Polen in Oberschlesien, wo sich das katholische Zentrum zumal vom polnischen Klerus als Partei der »Germanisierer« instrumentalisieren ließ. Hierzu SPERBER, wie Anm. 2, S. 101f.
- 23 So z.B. seine Haltung zu der Episode nach dem Tod Laskers, als Bismarck sich weigert, das Beileidstelegramm des amerikanischen Repräsentantenhauses im Reichstag zu verlesen, was Fontane gutheißt. In: Prop. Bd. 2, S. 250 und Anm. dazu. Bd. 4, S. 261.
- 24 Siehe z.B. Hubertus Fischers Bemerkungen zu den Gedichten und Aussagen über Kaiser Friedrich III. in FISCHER: *Unser Fritz. Fontane im Dreikaiserjahr*. In: FBI 74 (2002), S. 78-98, hier 78.
- 25 Als besonders krasses Beispiel »jüdischer Gauner« die Serie: *Zeitpolitischer Bilderbogen* aus dem Jahr 1892/3 von Bewer (Hamburger Staatsarchiv unnumeriert unter »Verschiedenes«). 1892 nahmen die Konservativen im Tivoli-programm den Antisemitismus in ihr Wahlprogramm auf; im gleichen Jahr wurde die Antisemitische Partei gegründet, die in den Reichstagswahlen von 1893 17 Mandate im Reichstag erzielte, um nachher von der Bildfläche zu verschwinden.

- 26 HFA IV/4, S. 352. Vgl. HORCH, wie Anm. 20, S. 297.
- 27 Vgl. den Brief vom 14. März 1888 an Mete über die Haltung der jüdischen Presse gegen Bismarck: »Nun werden sie wohl alle aus ihren Sümpfen und Höhlen herauskriechen, und ihm Mätzchen machen und ihn ausätschen«. In: Prop. Bd. 2, S. 97. (Übrigens entspricht diese Polemik im fast genau gleichen Wortlaut der Jesuitenschelte des Vormärz, etwa bei Karl Friedrich Koeppen, dem Mitarbeiter von Karl Marx in der *Neuen Rheinischen Zeitung*. Vgl. SAGARRA, wie in Anm. 28, S. 169.)
- 28 Dass diese nicht ›Originalbeitrag‹ der Antisemiten sei, sondern von ihnen aus der Jesuitenpolemik der Liberalen in der Frühphase der Kulturkampfzeit bekannt sein dürfte, habe ich aufgrund einer ersten Auswahl an zeitgenössischen Texten zu argumentieren versucht. Siehe E.S.: »Entfamter Jesuwiter!« Zur Dämonisierung der Jesuiten in der Literatur des Vor- und Nachmärz bzw. der Gründerzeit. In: MARTINA LAUSTER und HELMUTH KOOPMANN (Hrsg.): *Kulturkritik, Erinnerungskunst und Utopie nach 1848. Deutsche Literatur und Kultur vom Nachmärz bis zur Gründerzeit in europäischer Perspektive*. Bielefeld 2003. Bd. 2, S. 165-182. (Man könnte übrigens hierin eine recht ironische Variation zum Fontaneschen Wort von »Finden, nicht Erfinden« sehen.)
- 29 HERMANN SCHWAB: *Jewish Rural Communities in Germany*. London 1956, S. 56.
- 30 HORCH, wie Anm. 20: S. 298 u. *ibid.*: *Von Cohn zu Isidor. Jüdische Namen und antijüdische Namenspolitik bei Theodor Fontane*. In: *Theodor Fontane*, wie Anm. 6, Bd. I, S. 169-181. Generell zum Thema die Beiträge im gleichen Band von Wolfgang Benz, Henry H.H.Remak und Bernd Balzer.
- 31 Vgl. den Brief an Mathilde von Rohr vom 1. Dezember 1880 oder den ersten Teil des schon zitierten Briefs vom 14. März 1888 an Mete. In: Prop. Bd. 3, S. 196 und 2. S. 96
- 32 Es handelt sich um die Episode im 9. Kapitel, wo Treibel die Berichte über seine Wahlkampagne in der liberalen *Nationalzeitung* bzw. die von Vogelsang im *Storkower Bote* und ähnlichen Lokalblättern placierten las. In: AFA 6, S. 370f. Vgl. auch im gleichen Sinn den Hinweis auf die *Hartungsche Zeitung* und die *Vossin* in *Mathilde Möhring*. In: AFA 7, S. 499.
- 33 AFA 8, S. 307.
- 34 AFA 7, S. 500.
- 35 Ebd., S. 416. Vgl. SAGARRA: *Die Poggenpuhls*. In: *Fontane-Handbuch*, wie Anm. 20, S. 659ff.
- 36 JACOB BORUT: *Jewish Politics and Generational Change in Wilhelmine Germany*. In: MARK ROSEMAN (Hrsg.): *Generations in Conflict. Youth Revolt and Generational Formation in Germany, 1770-1968*. Cambridge 1995, S. 105-120.
- 37 FISCHER, wie Anm. 24, S. 78.

- 38 Dass beide Konfessionen durch die Unionspolitik Friedrich Wilhelm III. bekanntlich vereint worden waren, änderte wenig an der kulturgeschichtlichen Mentalität. Der unterschiedliche Sozialisationsprozess der christlichen Konfessionen blieb sehr lange erhalten. Was übrigens Fontane zeitlebens bewusst war.
- 39 Vgl. hierzu GOTTHARD ERLER zu Fontanes systematischer Suche nach authentischem Material für die Mennonitenkapitel seines Romans *Quitt*. AFA 5, S. 611f.
- 40 AFA 8, S. 150.
- 41 »Wir müssen mit dem Zentrum paktieren«. Ebenda, S. 207. Eigentlich galt das schon seit den 1887er Kartellwahlen, die u.a. durch den Rechtsruck des Zentrums die Parteikonstellaton im Reich grundlegend änderten.
- 42 AFA 7, 497f.
- 43 FISCHER, wie Anm. 6. Bd I, S. 27.
- 44 Vgl. A. O. J. COCKSHUT: *The Achievement of Walter Scott*. New York 1969, S. 76f. Für Cockshut liegt Scotts Leistung gerade in seiner Fähigkeit, eine Gesellschaft im Prozess des Wandels darzustellen. Seine Ausführungen auf S. 8 könnten genauso gut Fontanes Anliegen in *Vor dem Sturm* beschreiben: Scott zeige »eine Gesellschaft im Prozess anders zu werden, indem sie mit einer ihr fremden Tradition im militärischen oder politischen Konflikt konfrontiert wird.« An solch kunstvoller Art, Vergangenes und Gegenwärtiges miteinander zu verbinden, erblicke man, so Cockshut, »den Kern der Selbstlegitimierung des historischen Romans als ernstzunehmender Gattung«.
- 45 Siehe die in FBI 58 (1994) gesammelten Beiträge des Potsdamer Kolloquiums vom 15. bis 17. September 1993, speziell HUBERTUS FISCHER: »Mit Gott für König und Vaterland!« *Zum politischen Fontane der Jahre 1861 bis 1863*, S. 62–88. In: FBI 59 (1995). 2. Teil, S. 59–84. Schon 1979 betonte ERLER in seiner Vorstellung dreier Briefe an Friedrich Witte dessen wichtige Rolle für Fontanes Kenntnisse der grossen Tagesfragen aus den Reichstagsdebatten. In: FBI 29 (1979): THEODOR FONTANE: *Drei unveröffentlichte Briefe an Friedrich Witte*. Mitgeteilt und kommentiert von G.E., S. 349–352.
- 46 Hierzu auf den *Stechlin* bezogen Wulf Wülfings brillante Ausführungen. In: »Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie«. *Zur politischen Bildlichkeit Theodor Fontanes*. In: *Theodor Fontane*, wie Anm. 6. Bd. 3, S. 88 u. 90 u. die Anmerkungen 95–97.
- 47 AFA 6, S. 295.
- 48 Letzteres gilt im besonderen Maß für die 90er Jahre, als die Nationalliberalen sich zusehends zu einer rechtsstehenden Partei der großbürgerlichen Industriellen und reichen Landwirte entwickelten und sich vom Fortschritt immer mehr distanzieren.

- 49 Dass der Dichter seiner Zeit ein wenig voraus war – ein Gundermann, hätte er sich bei seinen neuen Nachbarn durchsetzen können, hätte Ende der 90er Jahre durchaus Chancen als ostelbischer Deutschkonservativer Kandidat zu gewinnen – nimmt Fontane nichts von seinem hellseherischen Blick.
- 50 Vgl. den Brief an Mete vom 16. März 1884: »Der Einzige, der mich neben ihm [Bismarck – E.S.] interessirt, ist Eugen Richter. Ich finde das Auftreten des Letzteren unverschämt in der *Form* und begreife den Haß, den Bismarck gegen ihn hat, aber zugleich hat er doch eine Verwandtschaft mit ihm und kommt ihm in Wissen, Witz, Natürlichkeit und Schlagfertigkeit am nächsten«. Prop. Bd. 2, S. 57.
- 51 An Paul und Paula Schlenther 6. Dezember 1894 nach Eröffnung des neuen Reichstagsgebäudes. HFA IV/4, 404. Vgl. auch FISCHER, wie Anm. 24, S. 27: »Mit dem Liberalismus war nach Fontanes Auffassung kein ›Staat‹ zu machen, jedenfalls in Preußen-Deutschland nicht«. Hier ist aber, wie stets beim Zeitkritiker/-chronisten Fontane auf den genauen Zeitkontext zu achten. Die chronische Zersplittertheit des liberalen Flügels in den 90er Jahre irritierte die Wähler. Die Reorganisation der Nationalliberalen und der Linksliberalen um die Jahrhundertwende erlebte Fontane nicht mehr. Vgl. u.a. SPERBER, wie Anm. 2, S. 149.
- 52 Ausdrücklich heißt es an einer Stelle: »Hinter der Urne präsierte der alte Herr von Zühlen, ein guter Siebziger, der die grotesksten feudalen Ansichten mit ebenso grotesker Bonhomie zu verbinden wußte.« AFA 8, S. 195.
- 53 So bei den Kartellwahlen von 1887 eine Wahlbeteiligung bis 80%, danach außer bei den 1890 Wahlen (mit 69%) nie unter 70% der Wahlberechtigten. Vgl. Sperber, wie Anm. 2, S. 201. SPERBER gibt sehr detaillierte Analysen aller Reichstagswahlen 1871–1912 und zwar für jede Partei.
- 54 Hierzu SPERBER, wie Anm. 2 und SAGARRA, wie Anm. 7, S. 193.
- 55 Das ist eine der noch immer zu wenig gewürdigten Errungenschaften der Bundesrepublik – trotz aller berechtigten Kritik am Parteiwesen.

Aspekte der Reise in *Vor dem Sturm* und dem *Stechlin*¹

CLAUDIA BUFFAGNI

Von *Zwei Post-Stationen* bis zu *Von, vor und nach der Reise*: Überlegungen

Die Besonderheit der frühen Erzählung *Zwei Post-Stationen* besteht darin, daß im Zentrum des Erzählens die Erfahrung der Reise², genauer: der Reise in einer Postkutsche steht. Die drei kleinen unter diesem Titel vereinten Ich-Erzählungen, erst 1991 veröffentlicht, belegen, wie grundlegend die Idee des Reisens in den poetischen Werken Fontanes ist. In der ersten der Erzählungen, *Der Postillon. Eile mit Weile*, wird der Erzähler mit einer Reihe unerfreulicher Zwischenfälle konfrontiert. Er schläft ein und steigt deshalb nicht an der richtigen Station aus. Trotz alledem freut er sich über die Freundschaft, die in den langen Gesprächen während der Fahrt zwischen ihm und dem Kutscher entstanden ist. Die zweite Erzählung *Die Passagierstube* beschreibt eine sehr unangenehme Situation in einer Poststation:³ Der Reisende erlebt so viele Enttäuschungen, daß er, eigentlich ein Liebhaber von Poststationen, zuletzt dem Zug den Vorzug gibt. In der dritten Erzählung *Im Kabriolet* wird ebenfalls eine Situation geschildert, die später, in dem komplexeren Text *Im Coupé*, wieder aufgegriffen wird: Der Reisende muß hier außerhalb des Wagens neben dem Fahrer sitzen, weil das Wageninnere von einem jungen Mann und einem Mädchen in Beschlag genommen wird; obwohl sich die beiden gerade erst kennen gelernt haben, scheinen sie doch schon einer gemeinsamen Zukunft entgegen zu streben. Die vermeintliche Intimität, die sie verteidigen, wird am Schluß der Erzählung in ironisches Licht getaucht, wenn die beiden ohne Zögern verschiedene Wege einschlagen und das Mädchen, das im Abschiedsmoment den Eindruck machte, wegen der Trennung unermesslich zu leiden, diese erstaunlich schnell verschmerzt zu haben scheint.⁴ Der Text ähnelt den zeitgenössischen Karikaturen, die die

Beziehungen zwischen Geschlechtern in den Kutschen bzw. in Zugabteilen als extrem unbefangen schilderten.⁵

Diese drei kurzen Texte⁶ aus der Hand eines jungen Autors beziehen sich auf Erfahrungen und Überlegungen, die in direktem Zusammenhang mit Reisen in Postkutschen stehen. Obgleich sie einerseits die bedeutende Rolle des Reisens in Fontanes Werk bestätigen, so beschränken sie sich doch andererseits auf eine ganz spezielle Art des Reisens, nämlich das in der Postkutsche, und entbehren der Vielfältigkeit, die sich in späteren Erzählungen findet.

Auch die anderen Prosatexte, die zwischen 1839 und 1853 in verschiedenen Zeitschriften erscheinen,⁷ erweisen sich als erste, teilweise recht erfolgreiche Versuche, komplexe und interessante Handlungsabläufe zu erzählen. In ihnen scheint die Reise nicht als solche thematisiert zu werden. Es handelt sich gleichzeitig um eine Hommage an die Kutschenzeit, deren Ende absehbar ist, um von der herrschenden, scheinbar prosaischen und gefahrvollen »Eisenbahnzeit« ersetzt zu werden. In *Von, vor und nach der Reise* findet der Leser alle Motive der Kritik am Massentourismus, die auf produktive und manchmal erstaunliche Weise kombiniert werden. Der Band wurde erst 1894 veröffentlicht. Wahrscheinlich hat der Autor mehrere Jahre daran gearbeitet, wodurch eine gewisse Kontinuität der Themenbereiche deutlich wird, eine Ähnlichkeit der literarischen Situationen, die durch sie vermittelt werden sollen.

Die Romane

Die Reise hat bei Fontane eine strukturierende Funktion. Von *Vor dem Sturm* bis zum *Stechlin* scheint sie, und zwar unabhängig von der zusätzlichen Bedeutung, die durch Reiseziele oder deren Abwesenheit transportiert wird, die Tiefenstruktur der Fontaneschen Prosa darzustellen. M.E. lässt sich in dieser Hinsicht eine Kontinuitätslinie von den *Wanderungen* bis hin zu den Romanen erkennen.

Die Analyse des Reise-Motivs kann somit wesentlich zum Verständnis der Veränderungen in Konzeption und Struktur der Romane Fontanes beitragen. Als Ergebnis einer solchen Untersuchung ließe sich die These formulieren, dass den tatsächlichen Reisen auf der Ebene der Haupthandlung immer weniger Bedeutung zukommt, während zugleich die erzählten, imaginierten und geträumten Reisen immer mehr an Bedeutung gewinnen, und zwar in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht. Außerdem werden scheinbar bedeutungslose kleinere Spaziergänge zunehmend relevanter. Dies

scheint zunächst dem großen Vertrauen einiger Roman-Figuren in die bildende Wirkung des Reisens zu widersprechen.⁸

Ich möchte mich in dieser Arbeit auf zwei Romane beschränken, die den Ausgangs- und den Endpunkt des Fontaneschen Werkes darstellen: *Vor dem Sturm* und den *Stechlin*.

Es gilt, die unterschiedlichen Zwecke des Reisens in Betracht zu ziehen, das Lernen etwa, die Konversation oder das Geschäftemachen; darüber hinaus muß die jeweilige Einstellung der Figuren zum Reisen untersucht werden. Die Bedeutung der Reise muß sowohl auf der semantischen als auch auf der syntaktischen Ebene erforscht werden.

***Vor dem Sturm* oder je kleiner die Reise desto wesentlicher der Diskurs: der männliche und der weibliche Spaziergang**

Das Konzept und die Niederschrift von *Vor dem Sturm* beschäftigten den Autor zwanzig Jahre lang, von den ersten Plänen (1854) bis zur Veröffentlichung, zuerst als Vorabdruck in einer sehr gekürzten Fassung in der Zeitschrift *Daheim. Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen* (Nr. 14–65), dann als Buch bei dem Verleger Hertz (1878). Der Autor selber betrachtet dieses Werk als sein »Schmerzkind«.⁹

Die Fontane-Forschung hat seit langem auf die zahlreichen Berührungspunkte des Romans mit den *Wanderungen* sowohl auf inhaltlicher als auch auf stilistischer Ebene hingewiesen.¹⁰ M. E. handeln die *Wanderungen* auch und vor allem von einer Reihe fiktionaler und tatsächlich erfolgter Reisen, die in der Vergangenheit oder der Möglichkeit nach stattgefunden haben. Es läßt sich eine strukturelle Kontinuität zwischen den beiden oben genannten Werken erkennen, die nicht zuletzt in der enttäuschenden Erfahrung angesichts der ersehnten Reiseziele erkannt werden kann.¹¹ Dabei muß man die notwendigen Differenzen im Auge behalten: in den *Wanderungen* handelt es sich um einen einzigen reisenden Erzähler, der die gesamte Geschichte erzählt, der von Ausflügen etc. spricht, während es im Roman mehrere Figuren gibt, die ihre Reisen thematisieren; die die Handlung unter unterschiedlichen Gesichtspunkten beleuchten, während sie selbst unabhängig davon zu existieren scheint. Die für die *Wanderungen* gültigen Reisetypologien können, abgesehen von einigen Veränderungen, auch für den historischen Roman angenommen werden. Ich werde die verschiedenen Bewegungen unter unterschiedlichen Aspekten untersuchen, nach den verschiedenen Erzählebenen, dem Realitätsgehalt, der reisenden Person, dem angewendeten Beförderungsmittel, der (fehlenden) Bewegung von einem

Ort zum anderen, der Anwesenheit von Begleitern, dem (fehlenden) Ziel, den Orten.

Reisen bilden das Gerüst der ereignisarmen Haupthandlung. Der Roman beginnt mit einer Abreise:¹² Lewin, die sensible und sentimentale Hauptfigur, begibt sich am Weihnachtsabend des Jahres 1812 von Berlin, wo er studienhalber bei der Witwe Hulen logiert, auf die Reise, um die Weihnachtsferien zusammen mit der Familie im Hause Hohen-Vietz zu verbringen. Nach einer kurzen Beschreibung der Berliner Straßen schildert der Erzähler die Ankunft eines Schlittens vor dem zweistöckigen Wohnhaus. Krist, der Kutscher der Familie, holt den jungen Herrn mit dem einfachen Schlitten ab, und die beiden fahren den nicht allzu weiten Weg in der ruhigen, sternenreichen Nacht. Die verschneite Landschaft in ihrer einfachen Schönheit wird aus der Perspektive Lewins beschrieben. Seine Art, die Dinge zu sehen, unterscheidet sich nicht wesentlich von der des märkischen Wanderers, der die Natur und die architektonischen Werke aufmerksam beobachtet und eine Schwäche für Grabdenkmäler hat.¹³ Gleichwohl bleibt zu bemerken, dass die Anzahl der erzählten und fiktionalen Reisen bereits in diesem frühen Roman weitaus höher ist, als diejenige der auf der Ebene der Haupthandlung tatsächlich stattgefundenen Reisen. Schon hier sind es die Dialoge, die in den Mittelpunkt des Werks gestellt werden. Zudem finden grundlegende Entscheidungen oder das Manifest-Werden von Gefühlen üblicherweise während der Spaziergänge statt,¹⁴ die hinsichtlich der zurückgelegten Entfernung, der Planung und der ihnen beigemessenen Bedeutung kaum ins Gewicht fallen. Sie werden von den männlichen Helden meist allein unternommen, während die weiblichen Helden nie allein, sondern immer in Gesellschaft spazieren gehen. Wenn die ersteren mehr Flaneuren ähneln, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf das äußere Leben lenken, um sie sich anzueignen (und eventuell schöpferisch zu bearbeiten), so erinnern die weiblichen Spaziergänge eher an diejenigen der Peripatetiker, die sich ausschließlich auf ihre Reden konzentrieren und sich gegenüber der umgebenden Welt verschließen.¹⁵

Die Reise an sich, als weitreichende Bildungsreise im Sinne des Zurücklegens einer gewissen Entfernung unter Benutzung eines Beförderungsmittels, die zur Erreichung eines bestimmten (auch persönlichen) Zwecks unternommen wird, scheitert ausnahmslos. Sie ist sehr weit vom Romankonzept Fontanes entfernt.¹⁶ Als nicht weniger trügerisch erweist sich die gesellschaftlich so relevante Landpartie: Sie hält nicht das Versprechen¹⁷ einer Gegenwirklichkeit als Alternative zur tatsächlichen Wirklichkeit, die zudem die sozialen und charakterlichen Unterschiede aufheben könnte. Folglich führen sie zu bitteren Enttäuschungen und tragischen Epilogen. Dagegen erweisen

sich paradoxerweise gerade die kleineren Reisen und besonders die Spaziergänge, die fast zufällig unternommen werden, auf der Ebene der Haupthandlung und des Reifeprozesses der Figuren als weitaus folgenreicher. Die Reise an sich erfährt somit einen inneren Sinnverlust, der es erlauben würde, in ironischer Verkehrung geradezu von einem Antireiseroman zu sprechen. Insbesondere der weibliche, beschränktere Spaziergang spielt dabei eine bedeutende Rolle: während der Treffen zwischen Renate und dem Geheimrat Ladalinski und zwischen Marie und dem alten Kubalke bzw. dem geliebten Pastor Sidentopf kommen grundlegende Aspekte des inneren Lebens der Hauptfiguren zur Sprache; sie werden dem Leser (aber zuerst denselben dramatis personae) erläutert, was Folgen auch auf der Ebene der Haupthandlung hat. Dies scheint so für ›männliche‹ Reisen bzw. Spaziergänge nicht zuzutreffen.¹⁸

In *Vor dem Sturm*, der in einer idyllisch dargestellten Vergangenheit spielt, finden sich – im Gegensatz zu dem Zeitroman – keine Hinweise auf die technische Entwicklung oder den Tourismus. Die zentrale Bedeutung des Spaziergangs kommt gleichermaßen in *Vor dem Sturm*, *Irrungen Wirrungen*, *Stine* und vor allem im *Stechlin* vor.

***Der Stechlin* oder die endgültige Verwandlung der Reise in Erzählung: die parodistische Umkehrung der Dimension der Reise**

Es ist bemerkenswert, dass Graf Barby, der entscheidend von seinen langjährigen Auslandsaufenthalten geprägt ist, in dem alten und vor allem sesshaften Herrn von Stechlin einen echten Seelenverwandten findet. Einen entgegengesetzten Pol stellt der große Reisende, Doktor Pusch dar, der sich durch sein Verhalten ganz deutlich als Weltmann präsentiert.¹⁹ Eine Spur zu exaltiert und zu selbstbewußt gerät er geradezu zu einer Parodie eines ganz bestimmten menschlichen und sozialen Typus.²⁰ Dies scheint meine These zu belegen, dass die Reise auch im *Stechlin* nurmehr zu einer Frage der Sprache, der Erzählung und der Erfahrung geworden ist. Damit kann sie aber nur einen inneren Ort haben, während die äußere Reise, wenn sie nicht richtig erlebt wird, zu nichts Gutem, ja zu gar nichts führen kann. Reisen werden häufiger erzählt, geplant, erinnert, angenommen, vorgestellt,²¹ als tatsächlich in Gegenwart oder Vergangenheit erfahren.²² Die Reflexion über das Reisen ist viel wichtiger als das Reisen selbst. Wenn in den *Wanderungen* die imaginären Reisen²³ durch einen Anachronismus und nicht durch die tatsächliche Unmöglichkeit ihrer Unternehmung charakterisiert sind, sind im

Stechlin die imaginären Reisen von anderer Natur: es handelt sich manchmal um Hypothesen,²⁴ um utopistische Forderungen der Arbeiter,²⁵ gewünschte,²⁶ visionäre,²⁷ geträumte Reisen.²⁸ In diesem seinem letzten Roman, der in vieler Hinsicht als eine *summa poetica* gelten darf, lässt Fontane seine Figuren deutlicher seine tiefsinnigen Gedanken über das Reisen äußern. Dubslav von Stechlin behauptet sehr einfach:

»Sonderbar, ich bin nicht allzuviel gereist, aber immer, wenn ich an diesem märkischen Neste vorbeikam, hatt' ich das Gefühl: ›Jetzt wird es besser, jetzt bist du frei.‹ Ich kann sagen, ich liebe die ganze Sandbüchse da herum, schon bloß aus diesem Grunde.«²⁹

In demselben Dialog nimmt auch Graf Barby zum Thema Reisen Stellung. Er gehört zu denjenigen, die, wie Soldat Hirschfeldt aus *Vor dem Sturm*, nach Preußen zurückgekehrt sind; er lebt mit den Töchtern sehr zurückgezogen und teilt, trotz seiner weitreichenden Reisen, die Ansicht seines Freundes Stechlin:

»Übrigens haben Sie recht. Jeder lebt zu Hause mehr oder weniger wie in einem Gefängnis und will weg. *Und doch bin ich eigentlich gegen das Reisen überhaupt und speziell gegen die Hochzeitsreiserei* [Hervorhebung wie auch im folgenden – C.B.]. Wenn ich so Personen in ein Coupé nach Italien einsteigen sehe, kommt mir immer ein Dankgefühl, dieses ›höchste Glück auf Erden‹ nicht mehr mitmachen zu müssen. Es ist doch eigentlich eine Qual, und die Welt wird auch wieder davon zurückkommen; *über kurz oder lang wird man nur noch reisen, wie man in den Krieg zieht oder in einen Luftballon steigt, bloß von Berufs wegen*. Aber nicht um des Vergnügens willen. Und wozu denn auch? Es hat keinen rechten Zweck mehr. In alten Zeiten ging der Prophet zum Berge, jetzt vollzieht sich das Wunder und der Berg kommt zu uns. Das Beste vom Parthenon sieht man in London und das Beste von Pergamum in Berlin, und wäre man nicht so nachsichtig mit den lieben, nie zahlenden Griechen verfahren, so könnte man sich (am Kupfergraben) im Laufe des Vormittags in Mykenä und nachmittags in Olympia ergehen.«

›Ganz Ihrer Meinung, teuerster Graf. Aber doch zugleich auch ein wenig betrübt, Sie so dezidiert gegen alle Reiserei zu finden. Ich stand nämlich auf dem Punkte, Sie nach Stechlin hin einzuladen, in meine alte Kate, die meine guten Globosower unentwegt ein ›Schloß‹ nennen.«

›Ja, lieber Stechlin, Ihre ›Kate‹, das ist was andres. Und um Ihnen ganz die Wahrheit zu sagen, wenn Sie mich nicht eingeladen hätten (eigentlich ist es ja noch nicht geschehn, aber ich greife bereits vor), so hätt' ich mich bei Ihnen angemeldet. Das war schon lange mein Plan.«³⁰

Er nimmt die aus beruflichen Gründen unternommenen Reisen nicht mehr als solche wahr. Obwohl Fontane (ebenso wie seine Figuren, wie

Graf Barby, Melusine und Dubslav) den mittelmäßigen Massentourismus verabscheut, begrüßt er mit Freuden die positiven Effekte einer mit offenen Augen unternommenen Reise in andere Länder und zu anderen Menschen.

Dass sich aber in den Romanen die kleinen Reisen als erfolgreicher erweisen, scheint seinen Grund in den Figuren, die sie unternehmen, zu haben.

Auch im *Stechlin* erweisen sich auf der Ebene der Handlung die von den Figuren unternommenen Ausflüge³¹ und Spaziergänge³² als zentral. Fast vollkommen abwesend sind die echten Reisen, die, falls sie stattfinden, zu meist den Hintergrund der Erzählungen ausmachen.³³ Auch im *Stechlin* stellt sich während der Landpartien bei den Ausflüglern das Gefühl der Enttäuschung ein, das so oft auch in den *Wanderungen* angesprochen wird;³⁴ letztlich aber dominiert der positive Eindruck.

Wie ansatzweise belegt, spielt die Reise in den Romanen Fontanes sowohl unter dem syntaktisch-strukturellen als auch unter dem semantischen Gesichtspunkt eine wesentliche Rolle,³⁵ und im *Stechlin* werden die Figuren, je nach ihrer Einstellung zur Reise, unterschiedlichen Gruppen zugeordnet. Dubslavs Schwester Adelheid zum Beispiel kann nur der Gruppe der Nicht-Reisenden und Nicht-Kennern angehören, da sie sich nicht scheut, extreme Meinungen über die ihr vollkommen unbekanntem Engländer zu äußern.³⁶ Ihre Worte erweisen sich nicht nur als absolut übertrieben und unzutreffend, sie beruhen auch auf keiner direkten Erfahrung, sondern auf Belehrungen durch den Rentmeister Fix. Es ist gerade dieses Fehlen des direkten Erfahrungshintergrundes bei der Urteilenden, das den Passus zu einem der amüsantesten des Romans macht. Eine nicht erfolgte Reise kann nicht zu einer authentischen Kenntnis führen,³⁷ und wer trotzdem andere belehren will, macht sich lächerlich und erreicht den entgegengesetzten Effekt, nämlich den, dass die Zuhörer (und der Leser) ermutigt werden, tatsächlich in das in düsteren Farben beschriebene Land zu reisen, um es unmittelbar und direkt kennen zu lernen.

Obwohl der Roman in den Jahren 1894–95 spielt, wird der sich schnell entwickelnden und enthusiastisch aufgenommenen Technik nur eine untergeordnete, ja negative Rolle zugeschrieben, obgleich kein Zweifel darüber besteht, dass der industrielle und technologische Fortschritt weder gebremst noch gestoppt werden kann. Laut Dubslav übt die Technik auf das Reisen und die zwischenmenschlichen Beziehungen eine entschieden negative Wirkung aus.³⁸

Nicht zufällig scheidet Melusines Ehe bereits während der Hochzeitsreise beim Passieren eines Apenninentunnels, wie sie während eines Spazierganges Baronin Berchtensgaden erzählt:

»Ich verheiratete mich, wie Sie wissen, in Florenz und fuhr an demselben Abende noch bis Venedig. Venedig ist in einem Punkte ganz wie Dresden: nämlich erste Station bei Vermählungen. Auch Ghiberti [...] hatte sich für Venedig entschieden. Und so hatten wir denn den großen Apennintunnel zu passieren.«

›Weiß, weiß. Endlos.«

›Ja, endlos. Ach, liebe Baronin, wäre doch da wer mit uns gewesen, ein Sachse, ja selbst ein Rumäne. Wir waren aber allein. Und als ich aus dem Tunnel heraus war, wußt' ich, welchem Elend ich entgegenlebte.«³⁹

Es ist charakteristisch, dass hier gerade die kleine Fahrt Gelegenheit gibt, ein schwerwiegendes vergangenes Reise-Ereignis darzustellen, das das Leben der erzählenden Figur entscheidend geprägt hat. Der Verlauf der Hochzeitsreise nimmt in den Romanen Fontanes das vorweg, was später in der Ehe geschieht: Wenn die Reise unter einem schlechten Stern steht,⁴⁰ hat die Beziehung ein unglückliches Ende; wenn sie sich in einer positiven Atmosphäre abspielt,⁴¹ so wird auch die Beziehung glücklich sein.

Die Reduktion der Reise auf eine parodistische Erzählung

Der *Stechlin* vervollkommnet den Prozeß der Reduktion der Reise, die schon in *Vor dem Sturm* begonnen hatte. Hier findet sich aber auch die Parodie einer Hochzeitsreise, die der merkwürdige Lehrer Krippenstapel formuliert:

»Und nun kommt der Frühling, und das erwachende neue Leben ergreift auch die Bienen, am mächtigsten aber die Klasse eins, die Königin. Und sie beschließt nun, mit ihrem ganzen Volk einen Frühlingsausflug zu machen, der sich für sie persönlich sogar zu einer Art Hochzeitsreise gestaltet. So muß ich es nennen. Unter den vielen Drohnen nämlich, die ihr auf der Ferse sind, wählt sie sich einen Begleiter, man könnte sagen einen Tänzer, der denn auch berufen ist, alsbald in eine noch intimere Stellung zu ihr einzurücken. Etwa nach einer Stunde kehrt die Königin und ihr Hochzeitszug in die beengenden Schranken ihres Staates zurück. Ihr Dasein hat sich inzwischen erfüllt. Ein ganzes Geschlecht von Bienen wird geboren, aber weitere Beziehungen zu dem bewußten Tänzer sind ein für allemal ausgeschlossen. Es ist das gerade das, was ich vorhin als fein und vornehm bezeichnet habe. Bienenköniginnen lieben nur einmal. Die Bienenkönigin liebt und stirbt.«⁴²

Der Lehrer und Honigspezialist entdeckt in den Bienen, und insbesondere in der Zeremonie der königlichen Hochzeitsreise, die Konkretisierung

einer staatlichen Organisation, die sogar der menschlichen überlegen ist und interpretiert diese auf provokative Art.

Ein weiteres Charakteristikum des Reisens, die enge Beziehung zwischen politischer Zugehörigkeit und der Reise als existentiellern Weg, wird im kleinen Ausflug der alten Junker während der Wahlen in Rheinsberg-Wutz geschildert. Sie, die mit Souveränität auf die Niederlage des alten Stechlin und den Sieg des Sozialdemokraten Torgelow reagieren werden, ziehen auch die letztendlichen Schlüsse aus der Reise, und vor allem aus der touristischen Reise, die als die triviale Entwicklung der »Bildungsreise«, besonders der so oft zelebrierten italienischen Reise gelten kann:

»Ja«, nahm Gnewkow, der aus Langerweile viel gereist war, seinen Urgedanken, daß solcher Park eigentlich ein Glück sei, wieder auf. »Ich finde, was Molchow da gesagt hat, ganz richtig; es kommt drauf an, daß man reingezwungen wird, sonst weiß man überhaupt gar nichts. Wenn ich so bloß an Italien zurückdenke. Sehen Sie, da läuft man nu so rum, was einen doch am Ende strapaziert, und dabei dieser ewige pralle Sonnenschein. Ein paar Stunden geht es; aber wenn man nu schon zweimal Kaffee getrunken und Granito gegessen hat, und es ist noch nicht mal Mittag, ja, ich bitte Sie, was hat man da? [...] Und da kann ich Ihnen bloß sagen, da bin ich ein kirchlicher Mensch geworden. Und wenn man dann so von der Seite her still eintritt und hat mit einem Male die Kühle um sich rum, ja, da will man gar nicht wieder raus.«⁴³

In dem zitierten Passus erscheint die Reise als letzter Fluchtweg aus der existentiellen Öde (der hier genannte Adlige ist eben lange »aus Langerweile« gereist), aber auch dieser Versuch, die Langeweile zu überwinden, scheitert und die auf der Reise gemachte Erfahrung erweist sich als völlig trivial, so dass sie sogar auf eine rein physiologische Bedeutung reduziert wird. Dieser Prozess der Entweihung wird so weit getrieben, dass die Religiosität zum reinen Wunsch nach Erfrischung von der äußeren Hitze reduziert wird.

Im *Stechlin* erfolgt konsequent die ironische Umkehrung von vielen Reisemodalitäten, die in den früheren Romanen beschrieben wurden. Auch die Beziehung zu den Herrschenden und die große Ehre, die ein Besuch derselben bedeutet,⁴⁴ wird Gegenstand der skeptischen Überlegung Dubslavs, der, nachdem er die Nachricht der Verlobung seines Sohnes mit der adligen und reichen Armgard erfährt, an Woldemar wie folgt schreibt:

»Du kommst nun also zu Vermögen und Einfluß und kannst die Stechlins wieder raufbringen [...] und wenn Du dann hier einziehst und statt der alten Kate so was in Chateaubaultstil bauen läßt und vielleicht sogar eine Fasanenzucht anlegst, so daß erst der Post-Stephan und dann der Kaiser selbst bei Dir zu Besuch kommen kann, ja, da kannst Du möglicherweise selbst das erreichen,

was Dein alter Vater, weil Feilenhauer Torgelow mächtiger war als er, nicht erreichen konnte: den Einzug ins Reichshaus mit dem freien Blick auf Kroll.«⁴⁵

Die Ironie des Passus' wird durch den Bezug auf die Niederlage Dubslavs gegen den Sozialdemokraten Torgelow deutlich: der alte Stechlin hat nämlich nur kandidiert, weil viele Freunde darauf mit Nachdruck bestanden hatten, so dass ihn die Niederlage gar nicht persönlich trifft. Außerdem kann ihn, der den verstorbenen Wilhelm I. so sehr verehrt, der Besuch seines kriegslustigen Sohnes gar nicht interessieren.

Es ist schließlich das Paradox des auf der Stelle stattfindenden Spazierganges (im engeren Sinne des Wortes), das die endgültige Versinnbildlichung des Begriffs des Reisens ohne Reise darstellt; dieser wird zum Symbol der im *Stechlin* dargestellten Welt. Während des Hochzeitsessens unterhält sich Dubslav von Stechlin angenehm mit dem leutseligen Hofprediger Frommel, und fragt ihn nach Informationen über den angesehenen verstorbenen Kaiser Wilhelm I., den »letzten wahren Mann«:

»Können Sie mir was von ihm [Wilhelm I.] erzählen? So was, woran man ihn so recht eigentlich erkennt.«

»Ich darf sagen ja', Herr von Stechlin. Habe so was mit ihm erlebt. Eine ganz kleine Geschichte; aber das sind gerade die besten. Da hatten wir mal einen schweren Regentag in Gastein, so daß der alte Herr nicht ins Freie kam und, *statt draußen in den Bergen, in seinem großen Wohnzimmer seinen gewohnten Spaziergang machen mußte, so gut es eben ging*. Unter ihm aber (was er wußte) lag ein Schwerkranker. Und nun denken Sie sich, als ich bei dem guten alten Kaiser eintrete, seh ich ihn, wie er da lange Läufer und Teppiche zusammenschleppt und übereinanderpackt, und als er mein Erstaunen sieht, sagt er mit einem unbeschreiblichen und mir unvergeßlichen Lächeln: ‚Ja, lieber Frommel, da unter mir liegt ein Kranker; ich mag nicht, daß er die Empfindung hat, ich trample ihm da so über den Kopf hin...‘ Sehn Sie, Herr von Stechlin, da haben Sie den alten Kaiser.« Dubslav schwieg und nickte. »Wie beneid ich Sie, so was erlebt zu haben«, hob er nach einer Weile an.«⁴⁶

Dieser kurze Passus, der nicht zufällig aus einer dialogischen Passage besteht (es handelt sich erneut um eine erzählte Reise), konzentriert in einem einzelnen Bild (der alte Kaiser, der auf einer Reihe von Teppichen seinen täglichen Spaziergang macht, um den schwer Kranken nicht zu stören, der unter ihm liegt) die extreme Reduktion der Reise: von der ausgedehnten Reise zum eintägigen Ausflug, vom Ausflug zum Spaziergang, bis hin zum *in loco* stattfindenden Spaziergang,⁴⁷ der innerhalb eines Zimmers und auf einer Menge Teppiche geschieht. Die große Bedeutung, die Dubslav der Kommunikation zuschreibt, seine Rührung und sein religiöser Respekt⁴⁸ beweisen,

wie hier der Spaziergang im Unterschied zur völlig undramatisch verlaufenden Reise (man sehe zum Beispiel Woldemars Mission in England, von der nur zweitrangige, touristisch-geschichtliche Aspekte thematisiert werden, und die der alte Stechlin mit großem Argwohn betrachtet)⁴⁹ eine bedeutende Rolle einnimmt. Der Spaziergang selbst kann demzufolge als eine Art Reise verstanden werden, die paradoxerweise aller Merkmale des Reisens entbehrt. Die große Lehre der *Wanderungen*, deren reisender Erzähler den Gegenstand seines Besuchs immer stärker reduziert und programmatisch die Enttäuschung in Möglichkeit verwandelt, ist in jedem späteren Roman zu erkennen, bis sie im *Stechlin*, der ebenfalls in derselben heiß geliebten Mark spielt, die endgültige Formulierung erfährt.

Schlußfolgerung

Die vorliegende Analyse hat ansatzweise belegt, dass die Romane Fontanes auf der strukturellen Ebene der Reise eine große Bedeutung zuschreiben, die sie dann auf der semantischen Ebene negieren. Dieser Widerspruch verleiht den Werken Leben, da sie in der scheinbaren Alltäglichkeit einer noch dem Realismus angehörenden Reise- und Bildungswelt zu Romanen werden, die schon deutlich auf die Moderne hinweisen.

Diese Funktion des Reisens bei Fontane, das Reisen, das immer mehr auf einen reinen Erzählgegenstand reduziert wird, unterscheidet den Neuruppiner Autor von seinen realistischen Schriftstellerkollegen, die der Fortbewegung von einem Ort zum anderen noch Wichtigkeit und psychologische Reifung zuschrieben. Weder der Bildungsroman noch die Reiseliteratur, wie sie traditionell verstanden wurden, stehen im Mittelpunkt des poetischen Interesses Fontanes, sondern die Versinnbildlichung in der künstlerischen Vorstellung des in den dargestellten Figuren vollzogenen Scheiterns des Wachstums und der Fortbewegung. Fontane fördert einen humanistischen Relativismus, indem er das Interesse auf eine utopische Perspektive richtet, die auf dem Alten beruht. Seine Parodie des Spaziergangs kann letztendlich auf die im weiteren Sinne verstandene Reise angewendet werden. In den besten, repräsentativsten Passagen handelt es sich weder um die einsame Reflexion des Schriftstellers und die im Reden die Welt ausschließende Bewegung des Peripatetikers, noch um die genaue und detaillierte Beobachtung des Flaneurs, sondern um das unbeteiligte Schauen beim ruhigen und unbeschäftigten »Schlendern«, das sich u.a. in der freien Betrachtung der Züge gefällt.⁵⁰ Die kleineren, ziellosen Bewegungen (und besonders diejenigen von Frauen) erscheinen auf der semantischen Ebene als viel bedeutender

als die echten Reisen und sind repräsentativ für Fontanes Roman- und Weltreflexion.

Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Beitrag bildet die ideelle Fortsetzung meines im September 2002 in Potsdam im Rahmen des Symposiums *Geschichte und Geschichten aus Mark Brandenburg* gehaltenen Vortrags »Das Motiv der Reise als strukturbildendes Element im Prosawerk Theodor Fontanes: *Die Wanderungen durch die Mark Brandenburg*«. Der Sammelband ist in Vorbereitung.
- 2 Die vorliegende Arbeit versteht unter »Reise« jede Bewegung von einem Ort zum anderen auf jedwede Weise. Ich verweise diesbezüglich auf KLAUS R. SCHERPE: *Ort oder Raum? Fontanes literarische Topographie*. In: *Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts*. Hrsg. von HANNA DELF VON WOLZOGEN in Zusammenarbeit mit HELMUTH NÜRNBERGER, Würzburg 2000, III. Band, S. 161–170. Diese weite Bedeutung des Terminus' »Reise« entspricht der Definition 3. im Wörterbuch von Jacob Grimm: »3) reise, allgemeiner eine bewegung von einem orte zum andern«. Die anderen beiden ersten Bedeutungsvarianten sind: »a) es bezeichnet zunächst einfach die handlung des reisens [...] man unterscheidet reise zu wasser, zu lande, reise in fremde länder, reise zu fusze, zu pferde, zu wagen u.s.w. [...], das ziel der reise wird gewöhnlich mit nach angegeben [...]; c) redensarten und stehende verbindungen von reise in hinblick auf den ausgangspunkt oder das ziel«. Vgl. JACOB GRIMM: *Deutsches Wörterbuch*. München 1984, Band 14. R-Schiefe (EA 1893), S. 720f. Mein Interesse an der Reise in Fontanes Werk liegt in seiner strukturellen Funktion. In diesem Sinne unterscheidet sich mein Ansatz entschieden von einer rein psychoanalytischen Art, wie es z.B. bei Manfred Dierks *Reisen in die eigene Tiefe – nach Kessin, Altershausen und Pompeji, in Theodor Fontane und Thomas Mann*. Hrsg. von H. HEFTRICH u.a. Frankfurt/M. 1998, S. 169–186 der Fall ist. Die beiden Ansätze können übrigens als komplementär angewendet werden.
- 3 Diese Situation wird später in *Modernes Leben* erneut beschrieben.
- 4 THEODOR FONTANE: *Zwei Post-Stationen*. Marbach 1991, S. 43. »Die Blondine scheint nicht zu trösten, fordert aber dann, mit ziemlicher Fassung: ›Ein Billet zur dritten Wagenklasse nach Berlin‹«.
- 5 Vgl. die zahlreichen amüsanten Karikaturen von in Zugabteilungen spielenden Szenen, die in den *Fliegenden Blättern* veröffentlicht wurden, in: *Zeit der Züge. Züge der Zeit. Deutsche Eisenbahn 1835–1985*. 2 Bde, EISENBAHNJAHR AUSSTELLUNGSGESELLSCHAFT MBH. Nürnberg (Hrsg.). Berlin 1985.

- 6 Bettina Plett betrachtet *Zwei Post-Stationen* als eine einzelne Erzählung, vgl. BETTINA PLETT: *Frühe Erzählungen*. In *Fontane-Handbuch*, hrsg. v. CHRISTIAN GRAWE und HELMUTH NÜRNBERGER. Stuttgart 2000, S. 691.
- 7 Sie bilden zusammen mit *Zwei Post-Stationen* den 18. Band der GBA, hrsg. von TOBIAS WITT: *Das Erzählerische Werk. Frühe Erzählungen*. Berlin 2002.
- 8 Zu diesem Punkt ist auch der Vergleich mit dem Malchow-Kapitel in den *Wanderungen* von Interesse; in ihm äussern sich der Reisende und der Pfarrer sehr positiv über die alten erzieherischen Methoden, die wesentlich im extensiven Reisen bestehen. Dies scheint mir in mehreren Fällen durch die Fakten widerlegt zu werden. So u. a. im *Stechlin*, genauer in dem Dialog zwischen dem alten Dubslav und Frau Gundermann. Die Frau behauptet dort, dass ihr Sohn nicht willens ist, ins Ausland zwecks Bildung zu fahren. Am Ende des Gesprächs behauptet der alte Stechlin, der Junge sei eben deswegen intelligenter als diejenigen, die ins Ausland fahren, um sich eine kosmopolitische Bildung anzueignen. Vgl. *Der Stechlin*, HFA I/5, S. 36.
- 9 Fontane benutzt diesen Ausdruck in einem Brief an Mathilde von Rohr vom 1. Nov. 1876 (HFA Briefe III, S. 171f.), vgl. auch HANS-HEINRICH REUTER: *Fontane*. 2 Bde. Neu hrsg. v. PETER GÖRLICH, Berlin 1995, I. Band, S. 531f.
- 10 Die *Wanderungen* stellen eine Fundgrube von topographischen, geschichtlichen und biographischen Beschreibungen sowie von Anekdoten, Sagen und fiktionalen Erzählungen dar. Auch stilistisch sind zahlreiche Übereinstimmungen zwischen den beiden Werken zu erkennen. Vgl. ANSELM HAHN: *Theodor Fontanes »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« und ihre Bedeutung für das Romanwerk des Dichters*. Dissertation Breslau 1935, insbesondere S. 58–64. Für die Bedeutung der Mark im Werk Fontanes vgl. auch JUTTA FÜRSTENAU: *Fontane und die märkische Heimat*. Berlin 1941, S. 133–161. Für die landschaftliche Beschreibung im Werk Fontanes vgl. u.a. WOLFGANG E. ROST: *Örtlichkeit und Schauplatz in Fontanes Werken*. Berlin und Leipzig 1931; MAX TAU: *Landschafts- und Ortsdarstellung Theodor Fontanes*. Oldenburg 1928; DIETER LAMPING: »Schönheitsvoller Realismus«: die Landschaftsbilder Fontanes. In: *Wirkendes Wort* 34 (1984), S. 2–10.
- 11 Die enttäuschende Wirklichkeit der Ziele gegenüber den Erwartungen der reisenden Figuren spielt in den beiden Werken eine bedeutende Rolle; sie bildet aber nur einen Aspekt dieser Ähnlichkeit in der Struktur des Reisens, auf welche in dieser Arbeit nur kurz hingewiesen werden darf. Enttäuschenden Entdeckungen ist öfters in den *Wanderungen* zu begegnen, man denke nur unter den vielen Situationen an die Malchow-Episode, in der sich der reisende Erzähler alles vorstellen muß, da in der Gruft gar nichts vorhanden ist. In *Vor dem Sturm* erleben alle Figuren eine bittere Enttäuschung bei der Betrachtung des Klosters von Lehnin, vgl. *Vor dem Sturm*, HFA I/3, S. 460: »Die Glut des

Abends stand noch in den westlichen Scheiben und ein roter Schimmer, der allem wieder einen Anflug von Leben lieh, fiel auch auf die Brautkränze, die vertrocknet und mit langen ausgeblähten Bändern an der gegenüber befindlichen Kirchenwand hingen. Es war die denkbar beste Stunde. *Nichtsdestoweniger konnte keinem Beobachter entgehen, daß alles enttäuscht war, besonders die Damen. Sie hatten eben mehr erwartet*« [Hervorhebungen von C.B.]. Dieses Gefühl der Enttäuschung bei der Betrachtung erwarteter historischer bzw. künstlerischer Sehenswürdigkeiten wird in beiden genannten Fällen sowie oft in diesen Texten durch die sehr positiven menschlichen Beziehungen mehr als wieder gut gemacht. Dies scheint meine These zu belegen, dass die behaupteten Begründungen für die Reisen im Grunde gar nicht so bedeutend waren, da die Figuren trotz aller Enttäuschungen doch am Ende mit den Ausflügen sehr zufrieden sind. Der echte Sinn der Reise scheint eben nicht im Ziel zu liegen.

- 12 Vgl. für die Analyse dieser Reise auch BRUNO HILLEBRAND: *Th. F.: Der skizzierte Raum*. In: B. H., *Mensch u. Raum im Roman. Studien zu Keller, Stifter, Fontane*. München 1971, S. 229–283. Hier: S. 260ff. Er untersucht die Gemeinsamkeiten der drei Schlittenfahrten Lewins mit der schönen Kusine (in denen letztere nur ein Traumbild ist).
- 13 Gerade ein Grabstein und der dort eingemeißelte Gedenkspruch lenken in Bohlsdorf Lewins Aufmerksamkeit auf sich. Ebd., S. 12
- 14 Für die detailreiche, diachronische Analyse des häufig wiederkehrenden literarischen Elements des Spazierganges vgl. ELISABETTA NICCOLINI: *Der Spaziergang des Schriftstellers*. Stuttgart, Weimar 2000. Zum Wort »Spazieren« verweist die Autorin auf die erste Bedeutung des Grimmschen Wörterbuch: »Zum Vergnügen gehen, lustwandeln. Lehnwort aus dem lateinischen *spatiari* oder eher aus dem Italienischen *spaziare*«, ein Sich-Ergehen in einer zweck- und ziellosen Körperbewegung, ein als ›lustwandel‹ im 17. Jahrhundert von Philipp von Zesen gebildetes Wort.« (ebd., S. 23). Während das Wandern meistens ein bestimmtes Ziel aufweist und auf jeden Fall ein Vorwärtsschreiten bezeichnet, bezieht sich das Spaziergehen auf ein bestimmungsfreies Gehen im Garten oder Park, das diese Beschränktheit genießt.
- 15 Vgl. ELISABETTA NICCOLINI, ebd., S. 24.
- 16 Die in der Vergangenheit erfolgten Reisen scheinen hingegen oft eine positive Rolle zu spielen, besonders wenn diejenigen, die lange gereist sind, letztlich in die Heimat zurückkehren.
- 17 Vgl. WALTER MÜLLER-SEIDEL: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*. Stuttgart Weimar 1994 (3. Auflage); EVA-KRISTINA JEBSEN: *Die Semantisierung der Natur und die Funktion der Landpartien in ausgewählten Erzähltexten Theodor Fontanes*. (Magisterarbeit) Kiel 1996; BRIGITTE HAUSCHILD: *Gesellig-*

- keitsformen und Erzählstruktur. Die Darstellung von Geselligkeit und Naturbegegnung bei Gottfried Keller und Theodor Fontane. Frankfurt a. M. 1981.
- 18 Eine Ausnahme ist der Spaziergang von Lewin und Tubal zu Doktor Faulstich.
- 19 »Unter den Hochzeitsgästen hatte sich [...] auch ein Doktor Pusch befunden, ein gewandter und durchaus weltmännisch wirkender Herr«. *Der Stechlin*, HFA I/5, S. 297.
- 20 Der Erzähler nimmt die Charakteristiken vorweg wie folgt: »Eigentlich paßte der etwas weitgehende Ungeniertheitston, in dem der Doktor seiner Natur wie seiner New Yorker Schulung nach zu sprechen liebte, nicht sonderlich zu den Gepflogenheiten des alten Grafen«. Ebd., S. 298. Im darauffolgenden Dialog, der sich auf literarische Themen beschränkt, werden die extremen Ansichten und die übertriebenen Äußerungen der sonderbaren Figur hervorgehoben. Vgl. ebd., S. 300ff.
- 21 Man kann 71 dieser Art erkennen; davon sind 43 tatsächlich in der Vergangenheit erfolgt; von ihnen ist die Rede in der Haupthandlung; und 10 sind imaginiert – vorgestellt.
- 22 Man kann 46 dieser Art erkennen; davon spielen 29 in der Gegenwart.
- 23 Vgl. meine Dissertation *Das Motiv der Reise im Werk Theodor Fontanes: Die »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« und »Vor dem Sturm«*, die ich in Kürze vorlegen werde.
- 24 Vgl. *Stechlin*, HFA I/5, S. 107f. Czako versucht im Dialog mit Rex, sich für seine mangelnden Allgemeinkenntnisse zu rechtfertigen: »Ja, Rex, Sie haben gut reden von ›wissen müssen‹. Sie sind aus einem großen Hause, haben mutmaßlich einen frommen Kandidaten als Lehrer gehabt und sind dann auf Reisen gegangen, wo man so feine Dinge wegkriegt. Aber ich! Ich bin aus Ostrowo. [...] Ich habe, wenn Sie das Wort gelten lassen wollen, 'ne Panoptikumbildung.« [Hervorhebungen von C.B.] Eine weitere Hypothese stellt die Annahme Melusines dar, dass Armgard auch während der Hochzeitsreise bestimmt schon Sehnsucht nach Hause hat. (Ebd., S. 309). Dies erweist sich als falsch.
- 25 Ebd., S. 165. Der Erzähler im *Stechlin* fasst wie folgt die Forderungen der Sozialdemokratie zusammen: »Achtstündige[n] Arbeitstag und Lohnerhöhung und Sonntagspartie nach Finkenkrug – das sei das Wahre.« Dadurch äußert er den Gedanken des alten Herrn von Stechlin.
- 26 Ebd., S. 212. Czako beglückwünscht Woldemar für seine Londoner Reise: »Donnerwetter, Stechlin, wo will das noch mit Ihnen hinaus! Sie werden natürlich Londoner Militärattaché, sagen wir in einem halben Jahr, und in ebensoviel Zeit haben Sie sich drüben sportlich eingelebt und etablieren sich als Sieger in einem Steeplechase, vorausgesetzt, daß es so was noch gibt (ich glaube nämlich, man nennt es jetzt alles ganz anders). Und vierzehn Tage nach Ihrem ersten großen Sportsiege verloben Sie sich mit Ruth Russel oder mit

- Geraldine Cavendish, haben den Bedforder oder den Devonshire-Herzog als Rückendeckung und gehen als Generalgouverneur nach Mittelfrika, links die Zwerge, rechts die Menschenfresser. Emin soll ja doch eigentlich aufgefressen sein.«
- 27 Hinsichtlich dieses Punktes ist es auch interessant zu beobachten, dass der Besuch in Waltham Abbey, der Woldemar so gut gefällt, auf einer irrtümlichen Annahme beruht, und zwar, dass Melusine öfter den Ort besichtigt und ihn interessant gefunden hätte. Dem wird später widersprochen. Die Erzählungen von anderen über einen Ort erscheinen wichtiger als der Besuch selbst.
- 28 Dubslav träumt für seinen Sohn, dass die Residenz des Geschlechtes von Stechlin an Anerkennung seitens der Bevölkerung und an Besuchen seitens der Adligen gewinnt, vgl. S. 13 (Anm. 41).
- 29 Ebd., S. 308.
- 30 Ebd.
- 31 Man sehe den Ausflug von Rex und Czako auf dem Stechlin, die Fahrt zum Eierhäuschen, den Weihnachtsbesuch von Woldemar, Melusine und Armgard am Stechlinsee, Woldemars Erzählungen von den in England gemachten Ausflügen (insbesondere Waltham Abbey).
- 32 Vgl. die kleineren, sich innerhalb eines *hortus conclusus* abspielenden Spaziergänge von Vater und Sohn im Stechliner Park, und von den zwei sonderbaren Paaren (Rex – Domina Adelheid, Czako – Fräulein von Schmargendorf) im kleinen Wutzer Garten. Hinsichtlich der Spaziergänge, die ein anderes Ziel haben, betrachte man auch den abendlichen Weg von Rex und Czako in Berlin, den von Armgard erzählten Spaziergang zur Post zusammen mit der englischen Gouvernante, die Fahrt von Melusine und der Baronin Berchtensgaden, nachdem sie die Brautleute zum Bahnhof begleitet haben. Relevant ist auch der einsame Spaziergang von Dubslav von Stechlin auf seinem Gut, bei dem er Agnes und ihrer Großmutter begegnet. Vgl. *Der Stechlin*, S. 241ff.
- 33 Die wirklichen Reisen gehören der Vergangenheit des Grafen Barby und Dubslavs an. Dasselbe gilt auch für Woldemar und Dubslavs Kollegen, den Superintendenten Koseleger, der sich selbst karikiert, indem er sich ständig auf seine Reisen beruft. Auf der Ebene der Haupthandlung ist Woldemar der einzige, der eine wahre Reise, und zwar eine »Mission« nach England unternimmt. Aber vom tatsächlichen Ablauf derselben erfährt der Leser nichts; nichts wird über seine diplomatische Tätigkeit auf englischem Boden verlautet. Die ganze Reise wird also auf einen touristischen Ausflug reduziert. Die andere, auf der Ebene der Haupthandlung stattfindende Reise ist Doktor Sponholz' Badereise, die unselige Folgen für Dubslavs Gesundheit hat. Sie trägt zur schnellen Verschlechterung von Dubslavs Zustand bei; er bezieht sich nicht zufällig öfter auf die »Badereise« und drückt dadurch seine Sorge

- und das Gefühl des Verlassenseins aus, das er empfindet. Vgl. ebd., S. 317ff.
- 34 Vgl. ebd., S. 141. Während des Ausflugs zum Eierhäuschen empfindet Melusine, als sie das Lokal zu sehen bekommt, Enttäuschung, da sie ein anmutiges und malerisches Haus erwartet hatte und nun einen »Palast« sieht; aber dann, bei der Rückfahrt, mit der schönen Erfahrung der angenehmen Gesellschaft, ruft sie angesichts der Feuerwerke aus: »Wie schön«, sagte Melusine. »Das ist mehr, als wir erwarten durften; Ende gut, alles gut – nun haben wir auch noch ein Feuerwerk.« Ebd., S. 155. Es ist erneut Melusine, die angesichts des so hoch gelobten Stechlin ausruft: »Ja«, sagte Melusine, »das ist nun also der große Moment. Orientiert bin ich. Aber wie das mit allem Großen geht, ich empfinde doch auch etwas von Enttäuschung.« Ebd., S. 266.
- 35 Auf der semantischen Ebene muß jedoch die Bedeutung der Reise kritisch untersucht werden: Sie übt nämlich geradezu die entgegengesetzte Funktion aus als von vielen Figuren erwartet.
- 36 Ebd., S. 255f.
- 37 Auch die Äußerung des Superintendenten Koseleger, der London nicht besichtigt hat, weil Haag, wo er lange gewohnt hat, der englischen Hauptstadt zu nah war, scheint nicht überzeugend. Ebd., S. 254.
- 38 »Ich weiß nicht, seit wir die Eisenbahnen haben, laufen die Pferde schlechter. Oder es kommt einem auch bloß so vor«. Vgl. ebd., S. 250. So entschuldigt sich der alte Stechlin bei Frau Gundermann dafür, dass er sie erst in der letzten Minute hat einladen können. Er schreibt paradoxerweise die Schuld für einen solchen formellen Fehler der Tatsache zu, dass das Telegramm eine technische Neuerung darstellt, die die mitmenschlichen Beziehungen im Grunde verschlechtert, obwohl sie die sozialen Beziehungen erleichtern sollte, indem sie die Kommunikationen beschleunigt: »Aber erst um zwölf kam Woldemars Telegramm. Es ist das mit dem Telegraphieren solche Sache, manches wird besser, aber manches wird auch schlechter, und die feinere Sitte leidet nun schon ganz gewiß. Schon die Form, die Abfassung. Kürze soll eine Tugend sein, aber sich kurz fassen heißt meistens auch, sich grob fassen. Jede Spur von Verbindlichkeit fällt fort, und das Wort ‚Herr‘ ist beispielsweise gar nicht mehr anzutreffen.« Vgl. ebd., S. 26.
- 39 Ebd., S. 296.
- 40 Vgl. die Hochzeitsreise von Effi Briest, die sich sofort über ihre Müdigkeit wegen der vielen Besuche in Museen u. Ä. beklagt; auch Franziska Franz scheint oft müde zu sein während der Hochzeitsreise mit dem alten Grafen Petöfy und verrät dadurch ihre innere Unzufriedenheit, der sie sich noch nicht bewusst ist. Man betrachte außerdem Botho und Käthe auf der Hochzeitsreise, bei der er die Beschränktheit der mit ihr möglichen Konversation fest-

stellen muß; in *Vor dem Sturm* erfährt man nichts über Lewin und Maries Hochzeitsreise, was u.a. auch dazu beiträgt, das Paar zwar für märchenhaft aber gleichzeitig auch für unglaubwürdig zu halten.

- 41 Vgl. Armgard und Woldemars Reise: Die junge Braut erweist sich gerade bei dieser Gelegenheit als lebhafter und interessanter, so dass ihr Brief den alten Dubslav glücklich macht und ihn über die Zukunft des Schlosses Stechlin beruhigt. Die Eheleute in *Unwiederbringlich* erleben eine glückliche Hochzeitsreise, aber dies kann sie nicht retten, denn eine spätere Reise wird sie zum Scheitern führen.
- 42 Ebd., S. 59.
- 43 Ebd., S. 187.
- 44 Solches Motiv taucht wiederholt in *Effi Briest*, *Schach von Wuthenow*, *Cécile* auf. Vgl. meine Dissertation, IV. Kapitel (zit. oben, Anm. 23).
- 45 *Der Stechlin*, S. 246.
- 46 Ebd., S. 263ff. Solche parodistischen Verarbeitungen waren weder in der Romangattung noch in der Reiseliteratur neu. Vgl. u. a. XAVIER MAISTRE: *Voyage autour de ma chambre*, 1794, zit. u.a. in HORST S. U. INGRID G. DAEMMRICH: *Themen und Motive in der Literatur*. 2. Aufl., Tübingen u. Basel 1995, S. 144.
- 47 Bezüglich des Motivs der Bewegung an Ort und Stelle, ungeachtet der bekannten Parodien von Reisetexten aus dem XVIII. Jahrhundert, muss daran erinnert werden, dass die Bewegung von jungen Damen innerhalb eines Zimmers um den Tisch u. Ä. herum auch die englischen Frauenromane des XVIII. Jahrhunderts kennzeichnet: In ihnen wird aber diese seltsame Art der Reise vollkommen anders begründet. Da die Frauen ohne Begleiter weder reisen noch spazieren durften, waren sie gezwungen, zu Hause zu bleiben und ihren Energien durch solche Art von beschränkter Bewegung freien Lauf zu lassen, nicht zuletzt in der Hoffnung, die Aufmerksamkeit einiger jungen Männer auf sich zu ziehen, die sie auch zu Spaziergängen im Freien begleiten konnten. Vgl. LUISE-MARIE BRÜGGEMEIER: *The journey of the self: Studien zum Reisemotiv im Roman Jane Austens*. Frankfurt a. M. u. Bern 1981, S. 21ff.
- 48 Es handelt sich um dasselbe Gefühl, das der Erzähler der *Wanderungen* bezüglich der Herrschenden, insbesondere der der Vergangenheit, hegt.
- 49 »Ist er wieder zurück, dann wird er auch allerlei Gutes davon haben. Aber solange er drüben ist! Ich traue der Sache nicht. Von Behagen jedenfalls keine Rede«. *Der Stechlin*, HFA I/5, S. 223.
- 50 *Graf Petöfy*, HFA I/1, S. 719: »Zu den kleinen Zerstreungen Franziskas und Phemis gehörte namentlich auch der Bahnhofsbesuch, wo sie zu promenieren und das bunte Treiben der ankommenden und abgehenden Züge zu beobachten pflegten.«

»Das Eigentliche bleibt doch zurück.« Eine linguistisch-literaturwissenschaftliche Untersuchung der semantischen Unbestimmtheit in Theodor Fontanes *Effi Briest*

SOFIA KÄLLSTRÖM

Dass Auslassungen und Ambivalenzen zu den zentralen Merkmalen des Fontaneschen Erzählens gehören, ist geradezu ein Topos der Fontaneforschung. Helmut Schmiedt betont neulich, dass Theodor Fontane an Drehpunkten der Geschichte *Effi Briest* mit elliptischem Erzählen arbeitet, um die Augenblicke der Entscheidung nicht schildern zu müssen.¹ Aber schon E. Lämmert und H.A. Glaser haben darauf aufmerksam gemacht, dass die späteren Romane Fontanes sowohl aus einer Totalperspektive als auch hinsichtlich deutungsrelevanter Textstellen immer wieder eine schwer präzisierbare Ambivalenz oder Mehrdeutigkeit aufweisen. Über den Roman *Die Poggenpuhls* sagt Lämmert Folgendes: »Nun sagt diese Aufrechnung noch nichts weiter, als dass – bei derartigem Vorherrschen des gesprochenen und geschriebenen Wortes – die Kette der direkten Handlung entweder im ganzen kurz sein muss oder dass in ihr mehr oder minder weite Lücken auftreten, die allenfalls durch summarischen Bericht gefüllt sein können.«² Glaser weist ferner darauf hin, dass u.a. in dem zwanzigsten Kapitel des Romans *Effi Briest*, wo Effis Affäre mit Major Crampas eigentlich hätte geschildert werden müssen, für die Rekonstruktion des Hergangs relevante Informationen ausgespart bleiben: »Man mag solche Erzählweise prüde und langweilig nennen, doch es ist nicht zu übersehen, dass das Ungesagte als Bedeutungspotential der Sprache zuwächst. Im Gesagten zittert das Ungesagte nach.«³

Mehr oder minder ausführliche Hinweise auf den besonderen Unbestimmtheitscharakter vieler Textpassagen des Romans *Effi Briest* sind fast schon ein Gemeinplatz in der Fontaneforschung. J.M. Ritchie geht sogar so weit, diese Häufung von Mehrdeutigkeiten verantwortlich für den doppelbödigen Charakter der Hauptpersonen zu machen und daraus verallgemeinernd ein Stilmerkmal des deutschen Realismus überhaupt abzuleiten.⁴ Wie

immer man zu dieser Einschätzung stehen mag, in der Forschung ist man sich einig, dass gerade in *Effi Briest* Unbestimmtheiten ein konstitutives Textmerkmal darstellen, die nicht zuletzt für die Interpretation der Charaktere eine wichtige Rolle spielen.⁵ Greenberg meint sogar, dass der Text als lückenhaft und widersprüchlich zu charakterisieren ist: »The story of Effi's storytelling has the characteristics of the story of Effi Briest: interruptions, ambiguity, gaps that her listeners (and readers) cannot fill in [...] Fontane's text is full of language that draws attention to the text's contradictions and incompleteness«. ⁶

Nun genügt nicht die Behauptung, dass der Text *Effi Briest* einen unbestimmten bzw. lückenhaften Charakter hat. Vielmehr müssen wir uns die Frage stellen, wie dieses vielschichtige Bedeutungspotential von verschiedenen Textpassagen konkret zu beschreiben ist. Gibt es textuelle Phänomene, wo man intersubjektiv nachweisen kann, dass hier eine Unbestimmtheitsstelle vorliegt, die vom jeweiligen Leser durch Abgleichung der relevanten Textdaten mit der eigenen Lebenserfahrung und dem eigenen Weltwissen aufgefüllt werden kann? Meine Dissertation beschäftigt sich weder mit den möglichen Autorintentionen noch mit der ganzen Bandbreite von Lesereinstellungen zu textuellen Unbestimmtheiten. Im Gegenteil geht es in erster Linie um eine deskriptive Aufarbeitung von Unbestimmtheiten in Fontanes berühmtestem Ehe- und Gesellschaftsroman, ihre Identifizierung und Kategorisierung in verschiedene Untergruppen und um einen Versuch, anhand ausgewählter Textbeispiele deutungsrelevante Unbestimmtheitsstellen im Sinne exemplarischer Lesarten systematischer zu diskutieren und methodischer zu rekonstruieren als es bisher in der Forschung geschehen ist. Da der Unbestimmtheitsbegriff sich aber im Schnittpunkt zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft befindet, sollte der Begriff meines Erachtens aus der Sicht der beiden Disziplinen aufgearbeitet werden. Die so ermittelten linguistischen und literaturwissenschaftlichen Kriterien werden verwendet, um verschiedene Formen von textuellen Unbestimmtheiten in *Effi Briest* zu identifizieren und typologisieren. Dabei unterscheide ich zwischen sechs textuellen Phänomenen, und zwar lexikalisch-semantischer Mehrdeutigkeit, grammatischen Funktionswörtern, syntaktisch-semantischen Ellipsen, Kinetogrammen, der Sprachhandlung »Schweigen« und schließlich Schnitten im narrativen bzw. dialogischen Erzählverlauf. Dabei sind die ersten vier Kategorien grob gesehen eher als linguistisch definierbare Unbestimmtheitstypen zu verstehen, die im Sinne von Ingarden durch ergänzende Leseraktivitäten aufgefüllt werden können,⁷ während die letzten – d.h. die Sprachhandlung »Schweigen« und Schnitte im narrativen bzw. dialogischen Erzählverlauf – im Sinne von Iser's Konzept der Kombinationsnotwendigkeit⁸ zu beschrei-

ben sind. Aus meinem Einteilungsversuch wird hervorgehen, wie kompliziert es ist, relevante typologische Unterschiede zu formulieren, die sich nicht überlappen bzw. redundant sind.⁹

Im Folgenden werde ich drei Unbestimmtheitsphänomene aufgreifen und mich dabei auf einige besonders aussagekräftige Textbeispiele beschränken, die zur Illustration jedes Phänomens dienen sollen.

Die erste Untergruppe ist die der lexikalisch-semantischen Mehrdeutigkeiten. Bei dieser Form der semantischen Unbestimmtheit geht es im Sinne von Schulte-Sasse/Werner um Bezüge und Verflechtungen auf der primären Bedeutungsebene.¹⁰ Ich spreche in Anlehnung an Pinkal immer dann von lexikalisch-semantischer Mehrdeutigkeit bzw. Unbestimmtheit, wenn ein Ausdruck/Wort/Lexem eine begrenzte Anzahl von distinkten Teilbedeutungen besitzt, die vom Leser mit Hilfe der jeweils unterschiedlichen Kontextbezüge im Sinne einer Lesart vereindeutigt werden können.¹¹ Diese Form der Mehrdeutigkeit ist also im Prinzip immer auflösbar. Am Beispiel von *Effi Briest* können nach meiner subjektiven Einschätzung drei verschiedene Typen von lexikalisch-semantischer Mehrdeutigkeit nachgewiesen werden. Der erste lässt sich anhand von den im Roman oft auftauchenden Begriffen *Liebe*, *Glück* und *Ehre* illustrieren, etwa wie im folgenden Textzitat:

»Wenn man zwei Stunden verlobt ist, ist man immer ganz glücklich [alle Hervorhebungen im zitierten Text – S.K.]. Wenigstens denk ich es mir so.«¹²

Etwas vereinfacht gesprochen, kann auf der Ebene der Präzisierung zwischen denotativ-referentiell bedingten und konnotativ-assoziativ bedingten Mehrdeutigkeiten unterschieden werden. Denotative Mehrdeutigkeiten heben auf dem Sachverhalt ab, dass die Bedeutung eines Lexems sich aus verschiedenen Teilbedeutungen bzw. Bedeutungsvarianten zusammensetzen kann, zwischen denen ein inhaltlicher Zusammenhang besteht und die sich synchron mehr oder minder stringent aus einer Haupt- und Grundbedeutung ableiten lassen. Beispielsweise verzeichnet DUDEN-Universalwörterbuch unter dem Lexikoneintrag *Glück* vier distinkte Teilbedeutungen, die unter sich gegenseitig ausschließenden Kontextbedingungen aktualisiert werden:

- 1) etw., was Ergebnis des Zusammentreffens besonders günstiger Umstände ist; besonders günstiger Zufall, günstige Fügung des Schicksals
- 2) das personifiziert gedachte Glück (1); Fortuna
- 3a) angenehme und freudige Gemütsverfassung, in der man sich befindet, wenn man in den Besitz od. Genuss von etw. kommt, was man sich gewünscht hat
- 3b) einzelne glückliche Situation; glückliches Ereignis, Ergebnis

Diese Formen der denotativ bedingten Mehrdeutigkeiten leiten sich intersubjektiv nachprüfbar aus der Struktur des Lexikoneintrags ab. Bei den konnotativen oder assoziativen Nebenbedeutungen verhält es sich aber anders, da sie sich per definitionem einer lexikonsystematischen Beschreibung weitgehend entziehen. Es handelt sich somit in Bezug auf *Effi Briest* um semantische Beziehungen von *Liebe*, *Glück* und *Ehre*, die eher in der Peripherie als im Zentrum der Bedeutungsstruktur des jeweiligen Lexems angesiedelt sind; wobei es dann von der Lebensgeschichte, den Vorlieben und Abneigungen bzw. politischen und philosophischen Grundeinstellungen des einzelnen Menschen abhängt, was er oder sie rein konnotativ-assoziativ mit *Liebe*, *Glück* und *Ehre* alles verbindet. Auf unser Textzitat bezogen fragt man sich, welche lexikalischen Teilbedeutung(en) oder/auch welche konnotativen Nebenelemente(n) Effi aktualisiert, wenn sie behauptet, *glücklich* zu sein.¹³

Von dieser Mehrdeutigkeit lässt sich eine zweite unterscheiden, die anhand folgender Textpassage veranschaulicht werden soll.

»Ja, wenn ich voll tödlichem Haß gewesen wäre, wenn mir hier ein tiefes Rachegefühl gesessen hätte... Rache ist nichts Schönes, aber was Menschliches und hat ein natürlich menschliches Recht. So aber war alles einer Vorstellung, einem Begriff zuliebe, war eine gemachte *Geschichte*, halbe *Komödie*. Und diese *Komödie* muß ich nun fortsetzen und muß Effi wegschicken und sie ruinieren...«¹⁴

In diesem Fall stehen die Lexeme *Vorstellung*, *Geschichte* und *Komödie* im Blickpunkt des Interesses. Es geht im Unterschied zum ersten Typus nicht in erster Linie um im Lexikon usualisierte Teilbedeutungen – obwohl natürlich auch solche vorhanden sind –, sondern um eine unklare Referenz der Lexeme, deren Monosemierung in höherem Grad dem jeweiligen Leser überlassen bleibt. Anders ausgedrückt reicht die kontextabhängige Monosemierung einer Teilbedeutung nicht aus, um diese referentielle Mehrdeutigkeit im Sinne einer Lesart aufzulösen. Der Leser weiß ja nicht, welche »Vorstellung« und welche »Geschichte« in diesem spezifischen Kontext gemeint ist; es bleibt also weitgehend der subjektiven Einschätzung des jeweiligen Lesers/Interpreten überlassen, die Begriffe *Vorstellung*, *Geschichte* und *Komödie* zu konkretisieren und aufgrund von Plausibilitätserwägungen zu monosemieren. Man könnte meinen, dass diese Lexeme sich in einem Grenzbereich zwischen Mehrdeutigkeit und Vagheit befinden, da sie weder im Sinne einer eng begrenzten Anzahl von natürlichen Präzisierungen noch im Sinne eines Kontinuums möglicher Präzisierungen hinreichend präzise beschreibbar sind.¹⁵ Nun könnte man einwenden und etwa in Frage stellen, ob der Begriff »Vorstellung« tatsächlich als unbestimmt zu betrachten ist. Handelt es sich nicht eher um einen Rückverweis auf das von Innstetten im

Kapitel 27 verwendete Lexem »Gesellschafts-Etwas«, das nicht nach Charme und nicht nach Liebe und nicht nach Verjähung fragt? Eine solche Deutung greift meines Erachtens vor allem deshalb zu kurz, weil die Unbestimmtheitsproblematik dann nur um einen Punkt verschoben wird, nämlich auf die wiederum semantisch-referentielle Frage, worauf sich das Gesellschafts-Etwas bezieht. Mit anderen Worten würde eine solche Auffüllung nur eine weitere Unbestimmtheitsstelle eröffnen und die Diskussion über eine Konkretisierung von Innstettens »Vorstellung« kaum zu einem befriedigenden Ende führen. Ein in diesem Zusammenhang ebenfalls veranschaulichendes Textbeispiel wäre das folgende:

»Effi war sehr glücklich, so wenig Schwierigkeiten zu begegnen, und sagte: ›Nun wird es gehen. Ich fürchte mich jetzt nicht mehr.«

›Um was, Effi?‹

›Ach, du weißt ja... Aber *Einbildungen* sind das schlimmste, mitunter schlimmer als alles.«¹⁶

Zum Dritten sollten auch die Ausdrücke erwähnt werden, die im Sinne von Pinkal eher zu Vagheit tendieren, d.h. solche, die in ein Kontinuum möglicher Präzisierungen übergehen. Es handelt sich nicht zufällig um Ausdrücke, die in der Literaturwissenschaft unterschiedlich als symbolische oder bildliche Bedeutungen scheinbar präzisiert werden. Beispiele dafür in *Effi Briest* wären u.a. die referentiellen Beziehungen von dem Chinesen oder der Schaukel/dem Schaukeln als »Sinnbild« für eine bestimmte Charakter- oder Wesensart von Effi. Erwähnenswert ist auch die metaphorisch-mystische Ausdeutung von Naturphänomenen wie »wilder Wein«, »Schloon« u. a. Die Unbestimmtheit dieser Begriffe liegt eher darin, dass das Bedeutungspotential sich mit Hilfe gängiger Paraphrasetechniken nicht in den Griff bekommen lässt. Doch soll keinesfalls bestritten werden, dass im Einzelfall die Grenzen zwischen den erwähnten Typen lexikalisch-semantischer Mehrdeutigkeiten schwer zu ziehen sind.

Neben den lexikalisch-semantischen Mehrdeutigkeiten spielen auch die Versprachlichungen der Sprachhandlung »Schweigen« in literarischen Texten als Unbestimmtheitssignale eine nicht unwichtige Rolle. In Anlehnung an Stedje gehen wir davon aus, dass Schweigen in der Regel als »Nichtreden« vom Rezipienten/Leser interpretiert wird und von daher als Bestandteil der Kommunikation zu betrachten ist.¹⁷ Doch die Schwierigkeiten beginnen eigentlich erst mit der Frage, um welche Arten von versteckten Botschaften es sich beim Schweigen tatsächlich handelt und darum, ob es immer um versteckte Botschaften oder zurückgehaltene Information gehen muss. Die entscheidende Frage ist somit, aus welchem Grund eine Figur an einer bestimmten Textstelle schweigt. Es hat sich gezeigt, dass sich die

kommunikative Funktion der Sprachhandlung »Schweigen« im Roman *Effi Briest* nicht so ohne Weiteres ermitteln lässt. Wie kann man als Interpret eigentlich wissen, ob jemand nicht sprechen kann oder sprechen will, oder um die Kategorien von Stedje zu verwenden, wie kann man Nicht-Sprechen-Können (affektive Störungen und Hemmungen) von strategischem Nicht-Sprechen-Wollen (z. B. Kritik, Vorwurf oder Ausweichen) operational abgrenzen?¹⁸ Komplizierter wird es auch, wenn eine weitere Form des Schweigens thematisiert wird, die von Stedje aber nicht berücksichtigt wird. Die folgende Textpassage soll nicht nur strategisches Schweigen illustrieren, sondern auch diese Form von »harmloserem« Schweigen verdeutlichen, wo die unterbrochene bzw. nicht eingetretene Sprachtätigkeit nicht immer als etwas Fehlendes oder Defizitäres gedeutet werden muss. Es wird ferner gezeigt, wie schwierig es an spezifischen Stellen sein kann, eindeutig festzustellen, welche pragmakommunikative Funktion »Schweigen« hat.

»Es ist keine Sache, um einen Scherz daraus zu machen. Du hast ihn vorgestern gesehen, und ich glaube, er hat dir auch gut gefallen. Er ist freilich älter als du, was alles in allem ein Glück ist, dazu ein Mann von Charakter, von Stellung und guten Sitten, und wenn du nicht nein sagst, was ich von meiner klugen Effi kaum denken kann, so stehst du mit zwanzig Jahren da, wo andere mit vierzig stehen. Du wirst deine Mama weit überholen.«

Effi schwieg und suchte nach einer Antwort. Aber ehe sie diese finden konnte, hörte sie schon des Vaters Stimme von dem angrenzenden, noch im Fronthause gelegenen Hinterzimmer her, und gleich danach überschritt Ritterschaftsrat von Briest, ein wohlkonservierter Fünfziger von ausgesprochener Bonhomie, die Gartensalonschwelle – mit ihm Baron Innstetten, schlank, brünett und von militärischer Haltung.¹⁹

Zum einen lässt es sich ohne Weiteres behaupten, dass Effi keineswegs eine bestimmte Absicht verfolgt, d.h. strategisch schweigt, sondern vielmehr von dem Heiratsantrag so überrascht oder gar überrumpelt wird, dass sie sich sammeln muss, um sich ihrer Gedanken und Gefühle bewusst zu werden. Folglich könnte Schweigen durchaus als eine interaktionale Pausenfunktion als Vorbereitung auf die Rede, d.h. als Signal einer zeitlich begrenzten Reflexionspause interpretiert werden. Doch auch damit ist das Problem des »Schweigens« nicht geklärt. Denn trotz der expliziten Redeankündigung erfährt der Leser im weiteren Nahkontext nichts darüber, welche Gedanken und Gefühle in diesem dramatischen Augenblick in Effis Kopf herumwirbeln. Denn der Erzähler macht plötzlich einen Schwenk von der redevorbereitenden Innenperspektive – »Effi schwieg und suchte nach einer Antwort. Aber ehe sie diese finden konnte, hörte sie schon des Vaters Stimme...« – zu einer Außenperspektive – »und gleich danach überschritt Ritterschaftsrat

von Briest [...] die Gartensalonschwelle – mit ihm Baron Innstetten«... – die mit der Einführung anderer Personen einen völlig neuen Handlungsstrang aufbaut. Erzählperspektivisch bekommt der Leser nur einen kurzen Einblick in die Gedankenwelt Effis, der aber durch das plötzliche Auftauchen von Innstetten und Herrn von Briest endet. Es stimmt zwar, dass Effis Suchen nach einer Antwort schon durch die Stimme ihres Vaters gestört wird. Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass wir es mit einem erzählperspektivischen Wechsel zu tun haben, der seinerseits eine Unbestimmtheitsstelle eröffnet, anders formuliert, was hätte Effi geantwortet, wenn die Unterbrechung nicht gekommen wäre? Aus anderer Perspektive handelt es sich bei der abrupten Wendung auch um eine mit dem Mittel der Schnitttechnik geschaffene narrative Lücke, da die zu erwartende und vom Leser gespannt erhoffte Information über die Antwort Effis auf den Heiratsantrag bewusst ausgespart wird – oder wenn man so will vom Erzähler übersprungen.

Durch die explizite Aussparung von Effis retrospektiv aus dem weiteren Handlungsverlauf erschließbaren »Ja« zur Ehe kann man diese Unbestimmtheitsstelle aber auch so deuten, dass das Schweigen eine strategische Dimension erhält. An dieser Stelle wird aus welchen Gründen auch immer bewusst etwas vom Erzähler verschwiegen. Vielleicht ist es kein »harmloses« Schweigen, sondern ein vielsagendes strategisches, das den inneren Kampf zwischen dem von der Mutter erwarteten »Ja« und dem selbst gewollten »Nein« spiegelt. Möglicherweise ist in diesem vom Erzähler geschickt arrangierten Schweigen die ganze Tragödie dieser Geschichte vorweggenommen, dass Effi nämlich von jetzt an bis zum bitteren Ende in den wichtigen und entscheidenden Herzensangelegenheiten immer schweigen muss und sich nie zu einer offenen und vorbehaltlosen Antwort auf die Ansprüche der näheren Umgebung und der Gesellschaft durchringen kann.

Unsere letzte Unbestimmtheitskategorie ist der Schnitt in der narrativen bzw. dialogischen Struktur des Textes. Iser veranschaulicht die Schnitttechnik als spezifische Form der Leerstelle²⁰ am Beispiel von Charles Dickens' Fortsetzungsromanen, die genau da unterbrechen, »wo sich eine Spannung gebildet hat, die nach einer Lösung drängt, oder wo man gerne etwas über den Ausgang des soeben gelesenen erfahren möchte. Das Kappen bzw. das Verschleppen der Spannung bildet eine Elementarbedingung für den Schnitt«²¹ und bewirkt, »dass wir uns die im Augenblick nicht verfügbare Information über den Fortgang des Geschehens vorzustellen versuchen«.²² Nun lässt sich laut Iser ein ganzer Katalog von Schnitttechniken entwickeln, allerdings finden sich in seinen Texten wenig konkrete Hinweise darauf, welche unterschiedlichen Arten von Schnitten ein solcher Katalog enthalten könnte – außer das Unterbrechen des Erzählflusses mit der Einführung

neuer Personen bzw. eines anderen Handlungsstrangs, eine Technik, die wir besonders aus Filmen kennen. Wenn man von Isters Definition des Schnittes als einer wichtigen Unbestimmtheitsform ausgeht, dass es sich dabei um einen strategischen Informationsentzug handelt, dann müssen auch die in *Effi Briest* nicht seltenen räumlichen und zeitlichen Sprünge als solche Unterbrechungen eines Handlungsablaufs, eines Beschreibungsvorgangs oder gar eines Dialogs betrachtet werden. Ein nahezu klassisches Beispiel für eine als narrative Lücke bzw. als Aussparung in der Handlungsdarstellung zu präzisierende Unbestimmtheitsstelle – oder Leerstelle, um Isters Terminus zu verwenden – stellt die »Verführungsszene« im Schlitten dar:

»Effi«, klang es jetzt leis an ihr Ohr, und sie hörte, daß seine Stimme zitterte. Dann nahm er ihre Hand und löste die Finger, die sie noch immer geschlossen hielt, und überdeckte sie mit heißen Küssen. Es war ihr, als wandle sie eine Ohnmacht an.

Als sie die Augen wieder öffnete, war man aus dem Walde heraus, und in geringer Entfernung vor sich hörte sie das Geläut der voraufeilenden Schlitten.«²³

Um die Beziehung zwischen Major Crampas und Effi in einen befriedigenden Sinnzusammenhang zu bringen und eine antizipierende Hypothesenbildung in Gang zu setzen, will der Leser wissen, was sich zwischen den beiden während der Fahrt abgespielt hat. Allerdings wird durch den weiteren Handlungsverlauf diese schnittbedingte Unbestimmtheitsstelle insofern aufgefüllt, als der Leser in der Schlittenszene rückblickend den Beginn ihrer verbotenen erotischen Beziehung erblickt – was immer dann im Einzelnen geschehen sein mag, ist aus dieser Perspektive der Spannungsaufhebung dann eigentlich nicht mehr so wichtig und interessant.

Ähnlich verhält es sich mit der Szene, in der Effi ihrer Mutter nach einigem Zögern beichtet, dass sie sich auf schwer erklärbare Weise vor ihrem zukünftigem Gemahl fürchtet. Das Gespräch mit der Mutter endet mit der folgenden Äußerung Effis:

»Gewiss. Und ich glaube, Niemeyer sagte nachher sogar, er sei auch ein Mann von Grundsätzen. Und das ist, glaub ich, noch etwas mehr. Ach, und ich... ich habe keine. Sieh, Mama, da liegt etwas, was mich quält und ängstigt. Er ist so lieb und gut gegen mich und so nachsichtig, aber... *ich fürchte mich vor ihm.*«²⁴

Diese Unbestimmtheitsstelle stellt ebenfalls einen Schnitt im Sinne einer narrativen Lücke dar. Diesmal geht es nicht nur um eine Unterbrechung eines Handlungsablaufs, sondern um das Abbrechen eines Dialogs, das ebenfalls mit einem Kapitelende zusammenfällt. Zudem ist Effi zu Beginn des nächsten Kapitels nach Auskunft des Erzählers bereits verheiratet. Wenn

wir bedenken, wie intensiv die Mutter Effi in diesem Dialog bearbeitet, doch ihre innersten Gefühle nach außen zu kehren und doch zu erzählen, was sie für Innstetten empfindet, dann ist Effis Bekenntnis – »aber... ich fürchte mich vor ihm« – der Höhepunkt des Dialogbogens, aber im Verhältnis zu einer traditionellen Dialognorm oder einer »good continuation«²⁵ im Sinne von Iser keinesfalls ein »natürliches« Ende. Auch hier liegt ein Fall von defizitär »hartem« Dialogschnitt vor, nur dass in diesem Beispiel die verbale und/oder psychische Reaktion der Mutter vom Erzähler ausgespart wird, obwohl der Leser aus Gründen der Lebenserfahrung und des Weltwissens annehmen muss, dass die Mutter von dieser Botschaft zutiefst beunruhigt, wenn nicht gar geschockt sein muss.

Von den oben behandelten Schnitten, die als defizitär »hart« zu charakterisieren sind, ist derjenige Typus zu trennen, der als natürlich »weich« zu benennen ist. Es handelt sich um Unbestimmtheitsstellen, die direkt nach ihrer Bildung textintern wieder erschöpfend aufgefüllt werden – und somit vielleicht nicht vom Leser als störende Unterbrechung/Aussparung registriert werden. Ein bedeutsames Beispiel dafür ist die bereits zitierte Szene, in der Frau von Briest ihrer Tochter von Innstettens Heiratsantrag erzählt und Effi durch die plötzliche Einführung eines anderen Handlungsstrangs nicht dazu kommt, »Ja« oder »Nein« zu antworten. Da das nächste Kapitel aber mit der Information beginnt, dass sie sich noch an diesem Tag verlobt hatten, kann der Leser schon dem Nahkontext die vollständige Information entnehmen und schließen, dass Effi mit »Ja« geantwortet haben muss. Damit scheint die Unbestimmtheitsstelle plausibel aufgefüllt, noch ehe sie einen richtigen Spannungsaufbau mit nachfolgenden Vorstellungsaktivitäten hätte bewirken können. Hier stellt sich – u.a. im Unterschied zur narrativen Lücke in der Schlittenszene – allerdings die Frage, welchen textstrategischen Zweck eine Unbestimmtheitsstelle haben könnte, die wahrscheinlich von den meisten Lesern nicht als Unbestimmtheitsstelle identifiziert wird. Spätestens hier macht sich die eigentümliche Vagheit des Iser'schen Leerstellenbegriffs bemerkbar, dass allgemeingültige und operationalisierbare Kriterien zur intersubjektiven Identifikation von Unbestimmtheits-/Leerstellen kaum bereitstehen.

Schließlich soll die Unbestimmtheitsproblematik anhand einer konkreten Textpassage aus *Effi Briest* näher analysiert und im Sinne verschiedener Lesarten systematisch diskutiert werden. Als aussagekräftiges Beispiel wird die Episode aufgegriffen, wo Effi ihrem Mann vorschlägt, die Gardinen im Zimmer über ihrem Schlafzimmer kürzer zu machen, weil sie durch die nächtliche Zugluft über den Boden schleifen und sie dadurch im Schlaf stören. Möglicherweise ergeben sich damit tiefere Einblicke in die komple-

den psychosozialen Beziehungen und Prozesse, die zwischen den Ehepartnern ablaufen – zumindest aber konkrete Hinweise auf die wirkliche Einstellung Innstettens zu den Wahrnehmungen und Vorstellungen, die Effi seit einiger Zeit quälen:

»Ich denke, wir machen kurzen Prozeß damit und schneiden die Gardinen etwas ab oder schließen wenigstens die Fenster; es wird ohnehin bald stürmisch genug werden. Mitte November ist ja die Zeit.«

Innstetten sah in einer kleinen Verlegenheit vor sich hin und schien schwankend, ob er auf all das antworten solle. Schließlich entschied er sich für Schweigen.

»Du hast ganz recht, Effi, wir wollen die langen Gardinen oben kürzer machen. Aber es eilt nicht damit, um so weniger, als es nicht sicher ist, ob es hilft. Es kann auch was anderes sein, im Rauchfang oder der Wurm im Holz oder ein Iltis. Wir haben nämlich hier Iltisse. Jedenfalls aber, eh wir Änderungen vornehmen, mußt du dich in unserem Hauswesen erst umsehen, natürlich unter meiner Führung; in einer Viertelstunde zwingen wirs. Und dann machst du Toilette, nur ein ganz klein wenig, denn eigentlich bist du so am reizendsten – Toilette für unseren Freund Gieshübler; es ist jetzt zehn vorüber, und ich müßte mich sehr in ihm irren, wenn er nicht um elf oder doch spätestens um die Mittagsstunde hier antreten und dir seinen Respekt devotest zu Füßen legen sollte. Das ist nämlich die Sprache, drin er sich ergeht. Übrigens, wie ich dir schon sagte, ein kapitaler Mann, der dein Freund werden wird, wenn ich ihn und dich recht kenne.«²⁶

Zum interessantesten Gegenstand der Analyse wird der Erzählerkommentar, der in einer spezifischen Mischung aus Außenwelt- und Innenweltkommentar die psychischen Reaktionen von Innstetten auf Effis Vorschlag wiedergibt. Aber obwohl der Erzähler hier gewisse Einblicke in die Gedankenwelt von Innstetten gibt, wird der Leser in zwei wichtigen Punkten nicht ausreichend informiert. Die ausgesparte Information und damit verbundene Unbestimmtheit läßt sich in Form folgender Fragen präzisieren:

- 1) Warum wird Innstetten verlegen?
- 2) Warum entscheidet sich Innstetten fürs Schweigen, wenn er trotzdem gleich weiterspricht?

Wenn wir uns zunächst auf die erste Frage beschränken, lassen sich nach P. von Polenz eine Reihe von Paraphrasierungen der Satzbedeutung ermitteln, die die semantische Unbestimmtheit im Sinne verschiedener Lesarten monosemieren.²⁷ Auf der Grundlage einer wiederholten und intensiven Textlektüre bieten sich meiner Meinung nach folgende Lesarten an, die sich in bestimmten Aspekten der Satzbedeutung allerdings überlappen:

- 1) Innstetten ist von vornherein entschlossen, die Gardinen abzuschneiden. Somit will er seinen Willen, alles beim Alten zu belassen, autoritär durchsetzen. Seine Verlegenheit signalisiert hier nur seine Überlegungen, auf welche Weise er Effi seine Auffassung beibringen soll.
- 2) Innstetten hat in der Gardinenfrage keine vorgefasste und unabänderliche Meinung. Er weiß aber nicht genau, wie wichtig Effi das Ganze ist, wie ernst sie es mit ihren Vorschlägen meint, da sie doch als Alternative zu dem eher einschneidenden Gardinenkürzen noch vorschlägt, ganz einfach die Fenster zu schließen. Die Verlegenheit und die Unsicherheit bezüglich einer Antwort sind dann ein Ausdruck für Innstettens Schwierigkeiten, herauszufinden, wie wichtig die ganze Angelegenheit für Effi eigentlich ist.
- 3) Innstetten nimmt ihr die Geschichte nicht ab bzw. glaubt, dass sie nur Komödie spielt. Seine Verlegenheit würde dann implizieren, dass es ihm peinlich wäre, überhaupt zu antworten. Eine ehrliche Antwort, dass Effi die Geschichte nur erfunden hat oder ein Ausdruck ihrer überhitzten Phantasie ist, würde Effi notwendig verstimmen oder gar verletzen.
- 4) Innstetten weiß – unabhängig vom subjektiven Wahrheitsgehalt ihrer Aussage – dass das Abschneiden der Gardinen nur eines von den Symptomen, nicht aber die Ursachen ihrer Ängste beseitigen würde. Seine Verlegenheit ist Ausdruck des Unwillens, ihr das direkt zu sagen oder generell dieses Thema anzusprechen.

Im Grunde genommen handelt es sich bei dieser Auseinandersetzung um zwei von ihrer intentionalen Einstellung her antithetische Grundhaltungen von Innstetten: die autoritäre Grundhaltung bzw. eine einfühlsamere Grundhaltung, die unter gewissen Umständen auch Veränderungen im Haushalt nicht abgeneigt ist. Mit Hilfe innertextueller Kontextdaten lassen sich Plausibilitätserwägungen zu den verschiedenen Lesarten anstellen, von denen hier nur ansatzweise einige ausgeführt werden sollen. Aus der unmittelbaren Textumgebung lassen sich Belege für die autoritäre Lesart I kaum finden, zumal Innstetten ja auf Effis Vorschlag rein verbal eingeht. Dahingegen lassen zwei fernkontextuelle Passagen – und zwar zwei Äußerungen von Innstetten – diese Lesart plausibel erscheinen: »Und das mit dem Saal oben wollen wir noch überlegen, es wird aber wohl am besten sein, wir lassen es beim alten.« Damit ging Innstetten und ließ seine junge Frau allein.²⁸ »Alles ganz gut. Aber es ist doch am Ende besser, wir logieren die Mama drüben ein, auf dem Landratsamt; die ganze erste Etage steht da leer, gradeso wie hier, und sie ist da noch mehr für sich.«²⁹ In beiden zitierten Fällen endet der Dialog aber mit einem defizitär-harten Schnitt, bei dem kaum zu entscheiden ist, ob Effi

negativ, positiv oder gar nicht auf Innstettens Worte reagiert. Damit kann nicht ausgeschlossen werden, dass Effi nichts gegen Innstettens Gegenvorschlag einzuwenden hat, sei es, weil sie das Thema nicht mehr interessiert, sei es, dass sie tatsächlich der gleichen Meinung ist wie ihr Mann. Mit anderen Worten sind auch die zitierten fernkontextuellen Hinweise kein eindeutiger Beweis für eine autoritär-rigide Verhaltensweise und Einstellung zu Effi und ihren Wünschen und Bedürfnissen.

Für Lesart 2 spricht möglicherweise Innstettens Einschätzung von Effis Charakter als wankelmütig. Dafür mag folgende kleine Passage während einer Schlittenfahrt ein treffender Beleg sein: »Innstetten drohte ihr mit dem Finger. »Meine einzig liebe Effi, das denkst du dir nun auch wieder so aus. Immer Phantasien, mal so, mal so.«³⁰

Speziell für die Plausibilität der Lesart 3 sprechen sowohl nah- als fernkontextuelle Daten, z.B. die folgenden Äußerungen Effis: »Und das hab ich dann heute früh an Johanna erzählt, bloß um mich zu entschuldigen, daß ich hinterher so lange geschlafen«³¹ bzw. »und in meiner Erregung war es mir ein paarmal, als ob ich kleine weiße Atlasschuhe sähe. Es war, als tanze man oben, aber ganz leise.«³² Es ist somit keineswegs von der Hand zu weisen, dass Effi ihre Geschichte im Laufe des Gesprächs mit Johanna erfindet bzw. gewisse vage (Angst)vorstellungen zu einer Geschichte verdichtet, bloß um einen Entschuldigungsgrund dafür zu finden, dass sie verschlafen hat. Die beiden Zitate weisen in diese Richtung.

Mindestens ebenso komplex und schwer abschätzbar in seinem Unbestimmtheitspotential ist der Satz »Schließlich entschied er sich für Schweigen.« Mit größter Wahrscheinlichkeit handelt es sich bei Innstettens Schweigen um eine Reaktion auf die Überlegungen und Empfindungen, die seiner Verlegenheit und seinem Schwanken zugrunde liegen. Bezogen auf obige vier Lesarten, ergeben sich folgende vier Lesarten für das Schweigen:

- 1) Innstetten schweigt, weil er sich auf jeden Fall autoritär durchsetzen will.
- 2) Innstetten schweigt, weil er nicht weiß, wie er Effis Einstellung erfahren soll.
- 3) Innstetten schweigt, weil ihm die Wahrheit peinlich ist und er Effi nicht verletzen will.
- 4) Innstetten schweigt, weil er resigniert: über Effis Ängste zu sprechen, wird nicht weiter helfen.

Doch ebenso wichtig wie die psychosoziale Begründung seines Schweigens auf der Grundlage der vier vorgeschlagenen Lesarten erscheint mir der Sachverhalt, dass sich Innstetten zwar für das Schweigen entscheidet, aber unmittelbar danach weiterspricht und zwar über das gleiche Thema. An

dieser Stelle ist es aber offenbar, dass der pragmatische Gehalt der Schweigen-Prädikation auf einer abstrakteren Ebene im Sinne des Ausdrucks zu deuten ist *Über die wirklichen Dinge nicht sprechen* – eine Feststellung, die Mittenzweis These vom »verbergenden Enthüllen«³³ der Protagonisten sehr nahe kommt. Indem der Erzähler uns mit der Entscheidung fürs Schweigen einen Einblick in Innstettens Innenwelt gestattet, ihn aber unmittelbar weiter sprechen lässt, entsteht der Eindruck eines unzuverlässigen Erzählers, der hier im gleichen Atemzug widersprüchliche Sprachhandlungen aneinanderreihet oder zumindest Reden und Schweigen auf höchst dialektische Weise aufeinander bezieht, die den Leser unsicher in der Einschätzung von Innstettens Verhalten machen.

Ein gewisses Maß an Plausibilität kann demnach allen vier Lesarten nicht abgesprochen werden. Die Entscheidung für die eine oder andere kann aber rein operational aus dem kreativen Zusammenschließen weit auseinander liegender bzw. nahe beieinander liegender Textstellen kaum hinreichend motiviert werden, da es natürlich auch von den Persönlichkeitsdaten des jeweiligen Lesers abhängt, welches Gewicht den verschiedenen Paraphrasen und Auflösungen der Unbestimmtheiten beigemessen wird.

Die wichtigste Erkenntnis der obigen Darlegungen besteht meines Erachtens darin, dass die zum Teil widersprüchlichen Lesarten in einer umfassenden Beurteilung der Charaktere von Effi und Innstetten einander nicht ausschließen müssen, sondern dass wir ihnen vielleicht am ehesten gerecht werden, wenn wir davon ausgehen, dass von jeder Lesart etwas Zutreffendes über Effi und ihren Ehemann ausgesagt wird. Somit sollte man statt eines generellen Verzichts auf Lesarten möglichst viele plausible Lesarten ermitteln, die, auch wenn sie einander teilweise widersprechen, in ihrer Gesamtheit mehr Aufschluss über Widersprüchlichkeiten und irrationale Abgründe im Charakter und Verhalten der Protagonisten geben als die eine oder andere monokausale Festlegung auf eine Lesart.

Anmerkungen

- 1 HELMUT SCHMIEDT: *Die Ehe im historischen Kontext. Zur Erzählweise in Effi Briest*. In: *Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts*. Bd. 2. Würzburg 2000, S. 201–208, bes. S. 205.
- 2 EBERHARD LÄMMERT: *Bauformen des Erzählens*. Stuttgart 1983, bes. S. 205.
- 3 HORST ALBERT GLASER: *Theodor Fontanes Effi Briest in Hinblick auf Emma Bovary und andere*. In: *Romane und Erzählungen des bürgerlichen Realismus. Neue Interpretationen*. Stuttgart 1980, S. 362–377, bes. S. 374.

- 4 J.M. RITCHIE: *Embarrassment, Ambiguity and Ambivalence in Fontane's Effi Briest*. In: *Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift für Charlotte Jolles*. Nottingham 1979, S. 563–569, bes. S. 567.
- 5 U.a. Christian Grawe vermutet hinter vielen Unbestimmtheiten ein bewusstes Verweigern des rechten Wortes und stellt damit den Kommunikationswillen der Protagonisten in Frage. Vgl. CHRISTIAN GRAWE: *Theodor Fontanes Effi Briest. Grundlagen und Gedanken zum Verständnis erzählender Literatur*. Frankfurt am Main 1993, bes. S. 109.
- 6 VALERIE GREENBERG: *The resistance of Effi Briest. An (un)told tale*. In: *Publication of Modern Language Association of America* 103 (1988), S. 770–782, bes. S. 771f.
- 7 ROMAN INGARDEN: *Das literarische Kunstwerk*. Tübingen 1972, bes. S. 266f.
- 8 WOLFGANG ISER: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München 1990, bes. S. 284.
- 9 Zu weiteren Typologisierungsversuchen von Unbestimmtheitsstellen vgl. u.a. Schmiedt, wie Anm. 1 u. GEORGETA VANCEA: *Das literarische Schweigen. Eine mehrperspektivische Betrachtung*. In: *Studia Neophilologica* 69 (1998), S. 223–234.
- 10 JOCHEN SCHULTE-SASSE U. RENATE WERNER: *Einführung in die Literaturwissenschaft*. München 1977, bes. S. 194f. bzw. S. 202.
- 11 MANFRED PINKAL: *Vagheit und Ambiguität*. In: *Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*. Bd. 6 (1991), S. 250–269, bes. S. 264f.
- 12 *Effi Briest* Kap. 3, S. 20. Die Zitate und Seitenangaben zu *Effi Briest* folgen der Nymphenburger Taschenbuchausgabe in 15 Bdn, Bd. 12. München 1969.
- 13 Da konnotative Elemente sich kaum (im Sinne von Pinkal) in Form distinkter Teilbedeutungen/Lesarten präzisieren lassen, scheint es hier angebracht, in einem speziellen Sinn zwischen Mehrdeutigkeit und Unbestimmtheit zu unterscheiden und Mehrdeutigkeit eher für die denotativen Teilbedeutungen zu reservieren und Unbestimmtheit für die konnotativen Potentiale der Wortbedeutung. Folglich gilt für Lexeme wie *Liebe*, *Glück* und *Ehre*, dass sie je nach Blickwinkel sowohl mehrdeutig wie semantisch unbestimmt erscheinen können.
- 14 *Effi Briest* Kap. 29, S. 248.
- 15 Vgl. Pinkal, wie Anm. 11, bes. S. 265.
- 16 *Effi Briest* Kap. 14, S. 117.
- 17 ASTRID STEDJE: *Brechen Sie dies rätselhafte Schweigen – Über kulturbedingtes, kommunikatives und strategisches Schweigen*. In: *Sprache und Pragmatik*. Lunder Symposium 1982, S. 8–35, bes. S. 8.
- 18 Vgl. Stedje, wie Anm. 17, bes. S. 20f.

- 19 *Effi Briest* Kap. 2, S.18.
- 20 Zum Terminus »Leerstelle« vgl. Iser, wie Anm. 8, bes. S. 284.
- 21 Vgl. Iser, wie Anm. 8, bes. S. 297.
- 22 WOLFGANG ISER: *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*. Konstanz 1970, bes. S. 17f.
- 23 *Effi Briest* Kap. 19, S. 165.
- 24 *Effi Briest* Kap. 4, S. 35.
- 25 Zum Terminus »good continuation« vgl. Iser, wie Anm. 8, bes. S. 287.
- 26 *Effi Briest* Kap. 7, S. 59f.
- 27 PETER VON POLENZ: *Deutsche Satzsemantik. Grundzüge des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. Berlin/New York 1988, bes. S. 326.
- 28 *Effi Briest* Kap. 8, S. 60.
- 29 *Effi Briest* Kap. 8, S. 62f.
- 30 *Effi Briest* Kap. 10, S. 89.
- 31 *Effi Briest* Kap. 7, S. 59.
- 32 *Effi Briest* Kap. 7, S. 54.
- 33 INGRID MITTENZWEI: *Die Sprache als Thema. Untersuchungen zu Fontanes Gesellschaftsromanen*. Bad Homburg/Berlin/Zürich 1970, bes. S. 135.

Zwischen Schlachtfeld und Wirtshaus: Theodor Fontane in Böhmen¹

ALFRUN KLIEMS

Als Fontane das »Oderbruch der Slawen« bereiste, war die Schlacht bei Königgrätz wenige Wochen zuvor geschlagen worden. Begierig, erste Eindrücke von den Örtlichkeiten zu bekommen und willens, diese später in seinen Kriegsbüchern zu verwenden, unternahm der Dichter mit zwei Weggefährten im August 1866 eine Reise zu den Gefechtsfeldern Böhmens. Als *Reisebriefe vom Kriegsschauplatz* veröffentlichte das *Berliner Fremden- und Anzeigenblatt* diesen Materialspeicher im September selbigen Jahres. Nur wenige Jahre darauf ließ Fontane die Reisenotizen in seine militärhistorische Abhandlung *Der deutsche Krieg von 1866* zum Teil wortwörtlich einfließen.

Aus dem Aufsatz *Modernes Reisen* geht hervor, zu welchem Reisetypus sich Fontane zeitlebens bekannte. Als ein »Tag für Tag seine Weideplätze wechselnder Vollnomade« sah sich der Dichter im Gegensatz zum Sommerfrischler oder »Halbnomaden« dem Unbill von Herbergsvätern und Gastwirten ausgesetzt, da er auf seinen vielen Reisen mitunter täglich das Quartier zu wechseln hatte.² So nimmt es nicht wunder, daß in seinen *Reisebriefen vom Kriegsschauplatz* nicht nur Gefechtsstellungen, Zündnadelgewehre oder Kriegsverluste eine Rolle spielen, sondern auch die Qualität böhmischer Nachtlager und die Zubereitung landestypischer Speisen ihre Erwähnung finden.

Im Plauderton schildert das erzählende Ich in seinen Briefen Land und Leute, stellt mit dem Blick des geschulten Reisenden einen Katalog nationbezogener Bilder zusammen und reflektiert durchaus kritisch, wie es des öfteren eine Differenz »zwischen Stereotyp, Realitätserwartung und Realität«³ hinzunehmen hatte. Selbst dann, wenn das Erzähl-Ich seine subjektive Wahrnehmung hinterfragt, verzichtet es nicht auf tradierte Stereotypenarsenale, indem es ethnopsychologische Aussagen zum »Volkscharakter« der Tschechen trifft. Fontane unterscheidet allerdings nicht eindeutig, z.B. in

Form einer Begriffserklärung, zwischen den Böhmen deutscher bzw. slawischer Herkunft. Die im Tschechischen angelegte Identität zwischen »böhmisch« und »tschechisch« umgeht er, um Irrtümer zu vermeiden, mit Termini wie National-Böhmen, Czechen, czechisches Landvolk usw.⁴ Seine in den Reisebildern angestellten Entwürfe von Hetero- und Autostereotypen, von Fremd- und Selbstbildern verdichten sich zu einer nationalen Imago, die sowohl eine Bewertung der tschechischen Nation enthält, als auch eine implizite Charakterisierung des Imago-Prägenden darstellt. Mit den Briefen liegt der Versuch einer sprachlichen Realitätskonstituierung Böhmens und seiner Kultur vor, die nicht nur einen Einblick in Fontanes nationenspezifisches Wahrnehmungsmuster, sondern auch in sein preußisches Selbstbild gewährt. Zum wiederholten Male begibt sich der Reisebriefschreiber auf die Spur nach historisch bedingten Unterschieden zwischen Mentalitäten und Verhaltensweisen ethnischer Gruppierungen, denen er sich vor allem dann widmet, wenn er Landschaften beschreibt, architekturgeschichtliche Betrachtungen anstellt, historische Anekdoten zum Besten gibt oder von ruhmreichen Schlachten berichtet. Insofern versucht Fontane in den Briefen, geschichtliche Zusammenhänge einzubeziehen, die seiner Meinung nach für die Entstehung bestimmter nationaler Vorstellungsbilder ausschlaggebend waren. Dies immer auch mit der Absicht, festgelegte Stereotypen und nationale Klischees gegebenenfalls zu korrigieren, um die Komplexität seiner Wahrnehmung von Alterität zu unterstreichen. Zu seiner Vorgehensweise und dem Nutzen ethnopsychologischer Skizzen bekannte sich Fontane immer wieder in den Schriften, wo es an viel zitierter Stelle heißt:

»Die Engländer haben ein Schul- und Kinderbuch, das den Titel führt: ›Peter Parley's Reise um die Welt, oder was zu wissen not tut‹. Gleich im ersten Kapitel werden hier die europäischen Nationen im Lapidarstil charakterisiert: Der *Holländer* wäscht sich viel und kaut Tabak; der *Russe* wäscht sich wenig und trinkt Brandwein; der *Türke* raucht viel und ruft Allah. Wie oft habe ich über Peter Parley gelacht. Im Grunde genommen stehen wir aber allen fremden Nationen gegenüber mehr oder weniger auf dem ›Peter-Parley-Standpunkt‹; es sind immer nur ein, zwei Dinge, die uns, wenn wir den Namen eines fremden Volkes hören, sofort entgegentreten: der lange Zopf, oder Schlitzaugen, oder ein Nasenring.«⁵

Was war es nun, das dem Militärtouristen Fontane am böhmischen Alltagsleben entgegentrat? Welche Wesenszüge schrieb er den Tschechen zu, und welcher Stereotypen bediente er sich bei seiner Schilderung von Land und Leuten? Die Preußen, aber auch die Sachsen dienen dem erzählenden Ich als Vergleichsfolie zum »Czechen«. Dieser wird von Fontane wie folgt skizziert:

»Der hervorstechende Zug im Volkscharakter schien mir eine *scheue, leise sprechende, leis auftretende Artigkeit* zu sein. Alles machte den Eindruck, als ob man sich auf Socken bewege, während das preußische Auftreten [...] mich regelmäßig an Stumpfstiefel und Pfundsporen erinnerte [...] Die Czechen, nach ihrer Oberfläche zu urtheilen, sind ein feingebautes, glattes Volk. Sie haben ›Formen‹ und diesen Formen gegenüber, wird der mehr oder weniger formlose Norddeutsche immer eine Neigung haben, von Falschheit und Tücke zu sprechen.«⁶

In dieser kritischen Meinung über die Urteilskraft deutscher Landsleute beweist sich einerseits wohltuend die reflektierende Distanz des Schriftstellers, andererseits zeigt sich allerdings deutlich seine gleichzeitige Gebundenheit an Stereotyp und Klischee. Wie schnell das erzählende Ich nämlich an die Grenzen einer »ethnisch-nationalen Lesbarkeit der Welt«⁷ stößt, zeigen eben diese mit Vorliebe von ihm angestellten physiognomischen Studien. Irrtümer werden deshalb ohne Umschweife eingestanden, wenn sich zum Beispiel ein waschechter Tscheche als tapferer Preuße entpuppt: »Ich hielt den Jungen für einen Tschechen, worin mich seine Stubs-Nase und die hohen Backenknochen bestärkten, und war einigermaßen überrascht, von den wachthabenden Soldaten zu erfahren, daß dies der in Kriegskorrespondenzen viel gefeierte *Carl Lehmann* sei [...] .«⁸

In seinem Reisebericht, der von einem ausgesprochen wohlwollenden Erzählmodus gegenüber den Tschechen beherrscht wird, erfaßt Fontane kulturell bedingte Fremdheit vor allem auf der Basis von nationaler Selbststereotypisierung und schafft somit ein Informationsbündel aus konkreter Landeskenntnis und klischeebehafteten Images, deren Plakativität er immer wieder zu reflektieren versucht. Seine Suche nach einem authentischen Eindruck vom »Volkscharakter« der Tschechen wird zwar auf den ersten Blick nicht von dem Anspruch geleitet, eine den preußischen Normen und Wertvorstellungen kompatible kulturelle Identität vorzufinden, auf den zweiten Blick jedoch zeigt sich Fontane als durchaus stigmatisierender Beobachter, wenn er im Verlauf seiner Böhmenreise vermerkt, daß »die Bestellung der Felder immer sorgloser« wird, oder wenn er die Hosen eines »czechischen Struwelpeters« verlacht: »Ob er nun sein Beinkleid verkehrt angezogen hatte, oder ob der böhmische Schnitt sich mehr der Kinderhose nähert [...] .«⁹ Im Verlauf des Textes wird deutlich, daß der Erwartungshorizont des Dichters in den tschechischen Bewohnern der böhmischen Länder einen kulturellen Gegenpol zu den Preußen vermutet, weil sie ein – wie auch immer geartetes – slawisch codiertes Weltbild transportieren würden.

Nachdem die Reisenden Prag, den Ausgangspunkt ihrer Fahrt, verlassen haben, tauchen sie in die böhmische Landschaft ein, erleben deren Dörfer als

Ausdruck einer versunkenen Welt. Das erzählende Ich fällt angesichts vermuteter dörflicher Intaktheit und eines ärmlichen, aber naturverbundenen Dorflebens immer wieder in einen romantisch anmutenden Verklärungsidealismus. Unverhofft und – so bleibt zu vermuten – auch unbeabsichtigt gerät der Erzähler in einen schwärmerischen Tenor, der dem der Wiedergeburtbewegung wenige Jahrzehnte zuvor durchaus nahekommt. Die Nationale Wiedergeburt, eine zwischen 1780 und 1850 anzusiedelnde Kulturepoche, brachte in den böhmischen Ländern ein stärkeres Bewußtsein für die tschechische Sprache und Literatur hervor. Die Phase der *národní obrození* stand für die sprachlichen, kulturellen und politischen Erneuerungsbestrebungen des tschechischen Bürgertums im Habsburger Reich, seine Forderung nach Selbstbestimmung und die Herausbildung eines nationaltschechischen Eigenbewußtseins.

Fontanes Dorfskizzen und seine an das arkadische Hirtenland angelehnte Schilderung böhmischer Bauernkaten erinnern an eine in diesen Jahrzehnten vorangetriebene Aufwertung der dörflichen Lebenswelt durch die tschechischen Erneuerer. In seinen jenseits von Verachtung und »Racenhass« liegenden Beobachtungen schildert der preußische Dichter die ostböhmischen Lebensverhältnisse, die – so der durchaus bewundernde Ton Fontanes – kulturelle »Geschliffenheit« vermuten lassen.

Der Kultursemiotiker Vladimír Macura untersuchte 1983 in seinen Studien zum Erweckerzeitalter wie es gelang, den dörflichen Hütten und vor allem ihren Gärten ein Wertebündel zuzuschreiben, das auch in den Reisebriefen Fontanes anklingt: Gastfreundschaft und Offenheit, Bescheidenheit und Genügsamkeit, Stille und Naturverbundenheit:

»Wenn ein wichtiger Charakterzug in den Vorstellungen vom Garten das Moment seiner Begrenzung ist, dann wird die gesamte tschechische Kultur über diese Metapher als ein vom Rest der Welt getrenntes Gebilde wahrgenommen, das sich selbst genügt, weil es so eine in sich geschlossene Welt darstellt, die diese zugleich enthält. Mit dem Bild des Gartens verbindet sich außerdem die dem umliegenden Raum fehlende Vorstellung von Ordnung und Organisation, eine Wertvorstellung, die außerhalb nicht existiert. Eine solche Vorstellung unterdrückt naturgemäß das Bewußtsein, die Entwicklung der tschechischen Kultur und Literatur sei bislang ungenügend verlaufen, sie schafft die Fiktion apriorischer Qualitäten, welche einzig durch die Ausgliederung aus der umliegenden Welt und die mystischen Werte eines Tschechen- bzw. Slawentums gegeben sind.«¹⁰

Macuras bestechende Analysen dekonstruieren einen nationalspezifischen Epochengeist und damit ein jahrzehntelang ethnopsychologisch motiviertes Postulat von der ärmlichen Kate, aus der die späteren Nationalhelden

stammen.¹¹ Die gefeierte Geburt der volksnahen Erneuerer aus dem Geist ihrer bescheidenen Hütten, Gärten und Dörfer bestimmte in späteren Epochen die Vorstellung, ein – im Gegensatz zum deutschen Nachbarn – friedliebendes und in der Natur verhaftetes Volk zu sein. Eine Vorstellung, die sich auch auf die Herdersche Unterscheidung von Völkern in »Tauben« und »Falken« stützen konnte.

Diese jahrhundertlang durchgehaltene Selbststilisierung scheint sich mit den zeitgleich gemachten Außenbeobachtungen Fontanes zu decken. Der märkische Dichter zeichnet ein durchweg idyllisiertes Bild der böhmischen Landschaft, auch wenn er gelegentlich konstatiert, daß die Hütten in einem bedauernswerten baulichen Zustand seien.

Instinktiv stellt das erzählende Ich in den Reisebriefen einen weiteren öffentlichen Raum in den Mittelpunkt seiner Detailschilderung, der zeitgleich vor allem von den Prager Realisten um Jan Neruda und Vítězslav Hálek seine nationalspezifische Aufwertung erfuhr: das Gasthaus bzw. *hospoda*. Schenkt man der tschechischsprachigen Literatur eines Karel Sabina, einer Karolina Světlá, eines Josef Kajetán Tyl Glauben, dann spielte sich das damalige öffentliche Leben zuvorderst im Gasthaus ab; das dort herrschende Treiben fand Eingang in unzählige ihrer Erzählungen und Dramen. Nicht nur Neruda und Hálek wiesen dem Wirtshaus eine Sonderstellung innerhalb des heimischen Kulturlebens zu, weil es schon zu Wiedergeburtzeiten eine Enklave öffentlicher *tschechischer* Kommunikation war, ein Versammlungsort, an dem die »eingeweihten« Erwecker mit dem »einfachen« Tschechen in Kontakt treten konnten.¹² Dementsprechend konstatierte Vítězslav Hálek in seinen Feuilletons: »Im Wirtshaus laufen bei uns alle Quellen zusammen, und wer nicht ins Wirtshaus geht, das ist, als existierte er bei uns nicht. [...] Und so ist denn das Wirtshaus auch unser einziges Verbindungsglied.«¹³

Der Anziehungskraft des böhmischen *Hostinec* war auch der Preuße Fontane erlegen. Während ihn jedoch die stille und scheue Art des Tschechenvolkes im Wirtshaus faszinierte, entging ihm aus Unwissenheit die Bedeutung dieses sozialen Mikroräum für die Kontinuierung der tschechischen Nation. Die öffentliche Benutzung der tschechischen Sprache war nämlich durchaus keine Selbstverständlichkeit, stigmatisierte sie doch den Sprecher als Angehörigen einer »Nicht-Kultur«: eine Einstellung, die sich wenige Jahrzehnte vor Fontanes Reise zu wandeln begonnen hatte:

»Die Gasthäuser wurden auch zu Räumen vaterländischer Wettkämpfe. So war der tschechisch kommunizierende Tisch Ausgangspunkt für die Beherrschung des gesamten Gastraumes, stellte er einen Aufruf an das Personal dar, das Tschechische als wertvolles Kommunikationsmittel anzunehmen, und auch einen Aufruf an die Gäste tschechischer Herkunft, daß

diese sich öffentlich, durch die Sprache zu ihrem Tschechentum bekennen sollten.«¹⁴

Fontanes Charakterisierung der Gasthäuser konzentriert sich naturgemäß vor allem auf ihre Situierung am jeweiligen Altstadttring, ihre Ausstaffierung und Essenzubereitung:

»An diesem Ring befindet sich auch der Hostinec, der Gasthof. Wie alles in diesem Lande typisch ist, so auch das Gasthaus [...] Küchengeheimnisse kennt der Hostinec nicht; wer nicht dem Brodem abmerkt, was es giebt, dem sagt es das Auge, denn das Backen und Braten, selbst der mißliche Prozeß des Wurststopfens, alles vollzieht sich vor dem Auge des Gastes [...] Alles, ohne geradezu unsauber zu sein, hat jenen verräucherten Ton, jene ihren Bestandtheilen nach noch nicht genau untersuchte Patina, die einem Gastzimmer so wohl kleidet, es so behaglich macht. Und auf dieses *Behagen* kommt alles an. Unseren großstädtischen Gasthäusern fehlt alles das, was wohlthut, auf die beklagenswertheste Weise; sie geben uns Flitter, dürftige Brocken, hohe Rechnungen und bieten uns eigentlich nichts, als die ›Ehre‹, bei ihnen zu Gast gewesen zu sein [...] Behagen aber ist in einem Hostinec. Von ›Eleganz‹, diesem Schreckensartikel, keine Rede [...] .«¹⁵

Der Gasthauseindruck, wie ihn Theodor Fontane in seinen Briefen übermittelt, ist trotz seiner Kritik an den reinlichen Verhältnissen vor allem ein idealisierter und idyllisch gefärbter. Die wirkliche Innensicht bleibt dem erzählenden Ich, einem Fremden auf der Durchreise, verschlossen, weshalb er kulturelle Codierungen schon mal fälschlicherweise vergibt: In Münchengerätz beginnt Fontane, als er mit den Weggefährten die ortsansässige Wirtstube betritt, das lauthalse Treiben zu beobachten und vermerkt: »Alles erschien uns wie verwandelt. Keine Spur von der scheuen Haltung, die uns bis dahin, so oft wir mit czechischem Volk verkehrt hatten, entgegen getreten war. Lautes Lachen, lautes Sprechen, dazu bekannte Anklänge im Dialekt – wir horchten auf [...] Wir befanden uns hier unter zwanzig, dreißig Landsleuten [...] .«¹⁶

Die vermeintlichen Tschechen entpuppen sich nämlich alsbald als berlinernde Droschkenkutscher. Somit wird das von unbewußten ideologischen Projektionen bestimmte Bild des Tschechen als still-scheues Wesen wieder in ein rechtes Licht gerückt – schließlich verkörperten die Tschechen zu dieser Zeit als Angehörige der Habsburgermonarchie auch die Verliererseite, ein Moment, das Fontane immer wieder mit gebührendem Respekt einflicht. Stille und Bescheidenheit sind demnach in den Augen des Preußen die zwei hervorstechenden nationalen Charakterzüge der National-Böhmen. Daß der Dichter mit den Beschreibungen wenige Wochen nach Kriegsende vor allem integrierend wirken wollte, zeigt sein hier vermitteltes nationalpädagogisches

Anliegen, indem er spezifische Identitätsstrukturen einzelner Kulturen zwar in stereotyper Weise vorführt, dennoch allenfalls unbewußt die Pose des zivilisatorisch Überlegenen einnimmt. Geschickt handhabt er Vorurteile gegenüber den slawischen Kulturen, indem er z.B. auf dem Gebiet der Reinlichkeit mit geschichtsüberdauernden Mentalitäten jongliert. So gelingt es ihm, seine Kritik an der tschechischen Sauberkeit in eine Fremdkritik an den englischen Reisenden umzumünzen und eigene klischeebehaftete Sauberkeitsvorstellungen in einem Quasi-Ablenkungsmanöver durch ein anderes Stereotyp zu ersetzen. Die Wichtigkeit, die Fontane dem Komplex der Reinlichkeit einräumt, gibt Aufschluß über ein kollektives Wahrnehmungsmuster der Preußen, in das der Dichter dennoch korrigierend eingreifen will. Sie zeigt auch, in welcher enger Wechselbeziehung das Bild von der anderen Kultur zum Eigenbild des märkischen Dichters steht. Deshalb führt er die allenthalben geäußerte Sauberkeitsklage nicht nur als ein fälschlich getroffenes Fremdurteil über den ökonomisch unterentwickelten slawischen Landstrich vor, sondern kritisiert zugleich das preußische Selbstverständnis – nicht ohne zuvor den Engländern einen vorurteilsbelasteten Seitenhieb zu verpassen:

»Wer die Sauberkeits-Vorstellungen eines siebenmal gewaschenen Engländer mitbringt [...] der mag in einem Hostinec in Klagen und Verzweiflung ausbrechen, wer aber seine Touren zwischen Beeskow-Storkow und Finsterwalde, und zwar zu seiner *Zufriedenheit* gemacht hat, der hat kein Recht, sich in einem böhmischen Hostinec an den Grenzen aller Kultur zu glauben [...] Der kleine norddeutsche Gasthof und der böhmische Hostinec, sie sind Geschwisterkind, und Anverwandte sollen nichts übles von einander reden.«¹⁷

Der »Vollnomade« Fontane kommt in seinen Texten noch oft auf das Gasthaus zurück, sein Lebensweg wird ihn aber nicht mehr in ein *Hostinec* führen. In späteren Zeitungsartikeln wie *Der deutsche Gasthof, das kosmopolitische Hotel und die Engländer* oder im Essay *Modernes Reisen* wird er noch einmal eine Bresche für ein verbessertes Gastwesen jenseits jeglicher nationbezogener Images schlagen. Und sein Aufruf an die Wirtsleute wird – vielleicht in Erinnerung an die Einfachheit der böhmischen Gastwirtschaft – wie folgt lauten:

»Weg mit dem abgetretenen, lächerlichen Teppichfetzen, weg mit der tabaksverqualmten Goldtapete, weg mit dem schäbigen Plüschsofa [...] Statt dieses elenden Plunders eine gut ventilierte Stube, ein Stuhl und ein Tisch, eine Matratze und eine wollende Zudecke; vor allem die Freiheit, essen zu können, was man will und wann man will.«¹⁸

Daß dies keineswegs überspitzte Erwartungen eines vielgereisten Schriftstellers sind, bestätigt im 20. Jahrhundert die *Gebrauchsanweisung für*

Tschechien, eine ironisch-liebevolle Sammlung ethnopsychologischer Skizzen über die Tschechen, geschrieben von einem Zugehörigen mit Außensicht. Der 1938 in Pardubice geborene Schriftsteller, Dissident, Exilant und Botschafter Jiří Gruša vermerkte hier augenzwinkernd über das Kulturwort *hospoda* im Stichpunkt *Gasthaus und Gotteshaus*:

»Im Tschechischen hat das Wort etwas Sakrales an sich. Hospoda ist zwar nur das Wirtshaus, aber Hospodin nicht der Wirt, sondern der Herr aller Dinge, über Leben und Tod, des Alls und der Menschen. Diese sprachliche Nähe deutet schon an, daß wir von einem Wirtshaus Göttliches erwarten.«¹⁹

Anmerkungen

- 1 Der hier abgedruckte Beitrag wurde im Rahmen der Veranstaltung »Unglaublich zu sagen: Die Polen können auch treu sein!« Fontanes Blick nach Osten. Kolloquium zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Klaus Zernack als Festvortrag gehalten. Das Kolloquium fand im Juni 2001 am Leipziger Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas statt.
- 2 THEODOR FONTANE: *Modernes Reisen. Eine Plauderei*. In: NFA XVIII. 1972, S. 9.
- 3 GUDRUN LOSTER-SCHNEIDER: »Die Ordnung der Dinge ist inzwischen durch keine übergeschäftige Hand gestört worden.« *Zur Interaktion von National- und Geschlechterstereotypen in Theodor Fontanes »Kriegsgefangenen«*. In: HANNA DELF VON WOLZOGEN (Hrsg.): *Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13.–17. September 1998 in Potsdam*. Würzburg 2000, S. 231.
- 4 THEODOR FONTANE: *Reisebriefe vom Kriegsschauplatz Böhmen 1866*. In: NFA XXIV. 1975, S. 1102. An einer Stelle vermerkt Fontane den sprachlichen Unterschied bzw. die zweifache Ortsnamengebung: »[...] wir haben auch den Trost, daß in Böhmen selbst die czechischen Namen vielfach eine doppelte Aussprache erfahren, eine national-böhmische und eine davon abweichende deutsche.«
- 5 THEODOR FONTANE: *Kriegsgefangen. Erlebtes 1870*. In: HFA III/4. 1973, S. 550f.
- 6 *Theodor Fontane: Reisebriefe vom Kriegsschauplatz Böhmen 1866*. In: NFA XXIV. 1975, S. 1089.
- 7 HUGO AUST: »... und das Lachen verging mir.« *Theodor Fontane und der Nationalismus*. In: DELF VON WOLZOGEN, wie Anm. 3, S. 248.
- 8 THEODOR FONTANE: *Reisebriefe vom Kriegsschauplatz Böhmen 1866*. In: NFA XXIV. 1975, S. 1080.

- 9 Ebd., S. 1074 u. 1077.
- 10 VLADIMÍR MACURA: *Znamení zrodu. České národní obrození jako kulturní typ*. Praha 1995, S. 28.
- 11 Vgl. JIŘÍ RAK: *Bývali Čechové... České historické mýty a stereotypy*. Praha 1994, S. 95. Rak arbeitet in diesem Zusammenhang auch die Parallelen zum Mythos von Bethlehem heraus und beschreibt, wie das Dorf zu einem »Hort der Sprache« und einem »Reservoir nationaler Energie« werden konnte.
- 12 Vgl. VLADIMÍR MACURA: *Hospoda v České vlastenecké kultuře*. In: VLADIMÍR NOVOTNÝ (Hrsg.): *Hospody a pivo v České společnosti*. Praha 1997, S. 28–38. Macura zeichnet hier die Bedeutung des Gasthauses für die Wiedergeburtler und deren Literatur nach.
- 13 VÍTĚZSLAV HÁLEK: *O našem životě společenském*. Zit. nach: MACURA, wie Anm. 11, S. 28.
- 14 MACURA, wie Anm. 11, S. 30f.
- 15 THEODOR FONTANE: *Reisebriefe vom Kriegsschauplatz Böhmen 1866*. In: NFA XXIV. 1975, S. 1087.
- 16 Ebd., S. 1095.
- 17 Ebd., S. 1088.
- 18 THEODOR FONTANE: *Modernes Reisen. Eine Plauderei*. In: NFA XVIII. 1972, S. 14.
- 19 JIŘÍ GRUŠA: *Gebrauchsanweisung für Tschechien*. München 1999, S. 71f.

Ballade und Historismus. Die Geschichtsballade des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Winfried Woesler. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 2000. 315 S. (Beihefte zum Euphorion; 38) 50,- €

Es gehört zum Aberglauben unserer Tage, dass die technischen Möglichkeiten auch tatsächlich zu einem rascheren Verbreitungstempo wissenschaftlicher Einsichten führen. Zumindest gilt das für die Germanistik. Gegen die Menge ist kein Ankommen, Spreu will von Weizen getrennt werden, und noch immer werden dicke Bücher mit guten verwechselt. Konferenzbände haben keinen hohen Kredit in der wissenschaftlichen Wertbildung, sie rangieren gleich nach Festschriften. Unsinnigkeit und Überhebung halten sich bei dieser Urteilslage die Waage. Das demonstriert dieser in jeder Hinsicht pointiert gearbeitete Tagungsband zur Ballade, jener guten alten Gattung, die nicht ans Aussterben denkt. Fünf Jahre sind vergangen, seit sich Kenner vom Fach zu einem Kolloquium in Münster getroffen haben, um die Geschichtsballade des 19. Jahrhunderts einer erneuten Evaluation zu unterziehen. Veranstalterin war die *Annette von Droste-Gesellschaft*, Initiator Winfried Woesler, der Herausgeber der Historisch-kritischen Ausgabe der Dichterin, deren 200. Geburtstag zu feiern war, und im Mittelpunkt standen drei große Balladenwelten: die der Droste, Heines und Fontanes. Engagiert und kompetent Beteiligte wie Ekkehard Mai, der sich der literarischen Historienmalerei der Düsseldorfer und Hermann Plüddemanns annahm, Heinz Rölleke, dem die Tagung und nun der Band einen klugen Beitrag

zur historischen Ballade in *Des Knaben Wunderhorn* verdankt, oder Ernst Ribbat, der Eichendorffs *Kaiser Alberts I. Tod* als Waldromanze analysiert und entschieden dessen Inanspruchnahme als Balladendichter relativiert, werden hier Einspruch erheben – ebenso wie Rosemarie Zeller und Berbeli Wanning, die mit besten Argumenten Conrad Ferdinand Meyers poetische Zugehörigkeit zum Konferenzthema bekräftigen. Kaum zufrieden mit dieser Einschränkung dürfte auch Ulrich Gaier sein, der sich die historischen Balladen der schwäbischen Schule vorgenommen hat und natürlich den Rang eines Uhland gewürdigt sehen möchte. Da schwingt noch über die Jahrhunderte hin ein leiser Verdruss mit über die Abfertigung, die Heine dieser ›Schule‹ hat angedeihen lassen – aber auch ein ausgeprägtes Bewusstsein über die scharfe Differenz, die der Nord-Süd-Konflikt für die politische, historische und mithin literarische Geschichte des 19. Jahrhunderts mit sich brachte. Diese Beiträge rahmen nicht nur das Herzstück mit den drei Hervorgehobenen, sie ziehen Streben ein und haben Anteil an dem Gesamtgerüst, um dessen Installation sich der Sammelband spürbar und erfolgreich bemüht. Immerhin liegt die einschlägige Literatur zur Balladik, die sich mit Namen wie Walter Hinck, Hartmut Laufhütte oder Gottfried Weißert verbindet, schon geraume Zeit zurück. Woesler selbst beschränkt sich darauf, das Stich-

wort der ›historischen Ballade‹ einzuführen und überlässt es Markus Fauser, die theoretische Begriffslegung von Ballade und Historismus zu besorgen. Fauser greift das Bild von dem Balladenautor auf, der »die Wahl hatte, ob er Historisches nur als Stimmungswert einsetzte oder zur Substanz eines Gedichtes erhob«, um sie mit dem Argument zu problematisieren, dass »mit der stoffgeschichtlichen Herangehensweise noch nichts über das Verhältnis eines Gedichtes zum Geschichtlichen gesagt« (S. 15) sei. Wird nach dem offenkundigen Bezug der Ballade zum Historismus gefragt, gelte es die Rolle des kulturellen Wissen über Geschichte zu ermitteln und deren poetische Aktualisierung zu analysieren. Dabei wird mit Baßler, Brecht, Niefanger und Wunberg der Historismus »als die zentrale Diskursformation der Moderne« begriffen, »die einen radikalen und unumkehrbaren Wandel in der Einstellung zur Vergangenheit bewirkte« (S. 16). Im Zusammenhang mit der Frage, warum neben der wissenschaftlichen eine poetische Historiographie existieren müsse, kommt der Beitrag auch auf Fontane zu sprechen. Natürlich sind es die Feldherrngedichte, die die (nicht so originelle) These, Fontane verfare hier exakt ebenso wie die zeitgenössische illustrierte Geschichtsschreibung (Verweis auf die Kugler-Menzelsche *Geschichte Friedrichs des Großen*) belegen sollen und die das vorzügliche Element dieser Balladik präsentieren: die Kontrafaktur. Schön hier die Beobachtung der Titel-Spiegelung von Fontanes *Männer und Helden*, deren ›Pendant‹ Theodor Körners *Männer und*

Buben sei, dessen martialisches Heldenkonzept er widerlege, in dem sie den Wert der Tat des Einzelnen aufwerte.

Fontane, wie gesagt, ist Bezugsgestalt in mehreren Beiträgen, immer aufschlussreich, immer einträglich. Auch Hinck sieht im Fontane der Preußenlieder einen Vertreter jenes Historismus, der »die vergangene Wirklichkeit wie das Gegenwartsinteresse« achte und »einer übergreifenden Perspektive ihr Recht« verschaffe – also »Geschichte ins Gegenlicht« (S. 83) stelle. Aus dem ›Gegenlicht‹ könne, wie das Beispiel *Der alte Derffling* zeige, auch eine »›sonnig(-vertrauliche[-]) Beleuchtung« (S. 85) werden. Hinck schlägt den Bogen zum späten Fontane, der sich schließlich von der historischen Ballade das »Formmuster« und den »Preisliedcharakter« (S. 97) leihe, um eine Figur aus der zeitgenössischen modernen Arbeitswelt (*John Maynard*) zu heroisieren. Diese Fähigkeit Fontanes, auf soziale oder technische Modernisierung des Lebens mit einer Modernisierung der Gattung zu reagieren, bestätigt Hartmut Laufhütte in seinem Beitrag über die moderne Technik in Balladen des 19. Jahrhunderts – obwohl er damit die angestammten Zweifel an der Flexibilität der Ballade nicht kippt. Er stellt die schöne Frage, ob aus dem »Schluß vom Fehlen thematischer Modernitätssignale« wirklich der »auf problematische Zeitgemäßheit großer Teile der Balladendichtung des 19. Jahrhunderts« (S. 137) berechtigt sei, und kann das relativieren unter anderem mit Blick auf *Die Brück am Tay*, das er als ausgesprochen modern qualifiziert – »selbst in Fontanes Balla-

den-Ceuvre von einsamer Qualität« (S. 152).

Ein preußischer Alkibiades titelt Bodo Plachta seine Erläuterungen zu Fontanes Ballade *Prinz Louis Ferdinand*, jenem so legendenfreudigen, unorthodoxen Spross aus dem Hause Hohenzollern, dessen Bild über Fontanes Schreibtisch hing. Plachta nimmt es mit dem Historischen ernst und liefert ein detailfreudiges Porträt des Neffen Friedrichs II., um mit ebensolcher Genauigkeit Fontanes Weg zu Stoff und zur Niederschrift zu beschreiben. Die Schlüsse, die gezogen werden, laden zum Nachdenken ein – vielleicht auch zum Widerspruch. Wurde mit diesem Text wirklich der »Übergang vom ›frühen‹ zum ›alten‹ Fontane« (unter Umgehung des die Forschung zu beschäftigenden ›mittleren‹?) vorbereitet? Entlarvt Fontane in dieser Ballade tatsächlich die Größe Preußens »in ihrer Fassadenhaftigkeit zur Mitte des 19. Jahrhunderts« (S. 228)? Und wenn Plachta zurecht im Prinzen einen Mann der preußischen Idee sah (S. 227), bietet sich dann nicht die Frage an, ob mit dem Prinzen vor der Verabschiedung dieser Idee nicht deren poetisch-politische Modernisierung diskutabel gemacht werden sollte? Der Weg vom Gedicht zur Novelle (*Schach von Wuthenow*) scheint lebens- und werkgeschichtlich doch mehrere Zwischenschritte erfordert zu haben.

Die Konzentration auf Fontane ist allein dem Ort der Besprechung geschuldet – der Band schreitet das Jahrhundert ab, wie es Woesler im Auftakt verspricht.

Die Ballade ist eine geeignete Form, den Gang dieses Jahrhunderts anschaulich zu halten. Am Ende, so schreibt Rosmarie Zeller mit Blick auf C. F. Meyer, sind die »Helden kein Helden mehr« (S. 315) und die Balladen verlieren zugunsten des ›lyrischen‹ ihren erzählenden Charakter. Das wird nicht das letzte Wort dieser Gattung sein, aber es spiegelt ihren Weg durch das so historisch besonnene und durch Historie verblendete Jahrhundert. Woesler fragt, warum ein Schüler sich heute noch mit der historischen Ballade des 19. Jahrhunderts befassen solle, und setzt die allgemeinste Frage, »warum der Mensch der Beschäftigung mit Geschichte bedarf« (S. 13), dagegen – und hofft auf die Anziehungskraft, die der Balladik eigen sei. Die Hoffnung, dass die Balladen den gewünschten Anlass abgeben, ideologiekritisch zu reflektieren, scheint allerdings eher trügerisch. In Zeiten, die Geschichtlichkeit in Theorie und Praxis gering achten und auf grobe Raster orientieren, haben feine Strukturen, wie sie die historische Ballade – selbst in ihren kümmerlichen Erscheinungen – auszeichnen, einen schweren Stand. Andererseits verspricht die Mischform von Erzählen und Verdichten eine Verjüngungskraft, die selbst dem drögesten und verzerrtesten historischen Stoff bewältigen kann und zur Lektüre einlädt. Geschichte in Geschichte zu erzählen, die sprachlich-poetisch gebunden ist: das führt bis in die Popkunst und –literatur unserer Tage.

□ ROLAND BERBIG

Sofia Källström: »Das Eigentliche bleibt doch zurück«. Zum Problem der semantischen Unbestimmtheit am Beispiel von Theodor Fontanes *Effi Briest*. Uppsala 2002 (Acta Universitatis Upsaliensis, Studia Germanistica Upsaliensia; 41). 144 S. 153 SEK (16,75 €)

Aussparungen, Dialogunterbrechungen durch neu einsetzende Handlungsstränge, nicht eindeutig interpretierbare Äußerungen der Figuren oder des Erzählers und ähnliche Tricks, Handlungsverläufe und Motivationen in der Schwebe und Figurencharaktere ambivalent zu halten, sind bekanntlich ein wichtiges Merkmal von Fontanes Erzählstil. Sie eröffnen dem Leser einen breiten Spielraum an möglichen Lesarten oder Interpretationen, wie vor allem die üppige Forschungsliteratur zu *Effi Briest* zeigt. Den erzähltechnischen Verfahrensweisen, die diesen Eindruck der Offenheit und Ambivalenz hervorrufen, und den verschiedenen Leserinterpretationen am Beispiel von *Effi Briest* systematisch auf den Grund zu gehen, sie deskriptiv zu erfassen und zu kategorisieren, dieses Ziel setzt sich Sofia Källströms Dissertation an der Universität Uppsala.

Sie nähert sich dem theoretischen Problem der semantischen Unbestimmtheit von sprach- sowie von literaturwissenschaftlicher Seite. Nach der Diskussion verschiedener linguistischer Modelle (Pinkal, Polenz, Linke u.a., Weinrich) entwickelt sie ein System, das semantische Unbestimmtheit in »Mehrdeutigkeit« (begrenzte Anzahl möglicher distinkter Lesarten) und »Vagheit« (Kontinuum möglicher Lesarten) untergliedert und zwischen grammatisch-syntaktischer und lexikalisch-semantischer Mehrdeutigkeit

unterscheidet. Ein weiteres wichtiges Unbestimmtheitsphänomen ist die Ellipse, die unter Einbeziehung des nahen wie des fernen Kontexts, aber auch extratextueller und außersprachlicher Faktoren vom Leser »aufgefüllt« werden kann. Auf literaturwissenschaftlicher Seite werden für die Diskussion von »Leer-« oder »Unbestimmtheitsstellen« die Modelle von Iser, Ingarden und Titzmann herangezogen und die Rolle unterschiedlicher Kontextbezüge (intratextuell, intertextuell, extratextuell) in literarischen Texten erörtert.

Gestützt auf diese theoretische Grundlage untersucht Sofia Källström Beispiele aus *Effi Briest* für verschiedene Arten von Unbestimmtheit. Die verwendeten Kategorien sind: 1. lexikalisch-semantische Mehrdeutigkeit (etwa des Verbums »lieben« in Effis Gespräch mit der Mutter in Kap. 4: »Liebst Du Geert nicht?« – »Warum soll ich ihn nicht lieben? Ich liebe Hulda, und ich liebe Bertha [...] Ich liebe alle, die's gut mit mir meinen und gütig gegen mich sind und mich verwöhnen.«), 2. synsemantische grammatische Funktionswörter (insbesondere Pronomina, etwa in Kap. 5: »Wohl möglich, daß es alles 'mal kommt, Gott verhüte es, aber noch ist es nicht da«, aber auch »anders«, »das andere«, »etwas« usw.), deren Referenz oft in der Schwebe bleibt, 3. syntaktisch-semantische Ellipsen (z. B. in Kap. 6: »[...] Für Dich bin

ich ...« – »Nun was?« – »Ach laß. Ich werde mich hüten, es zu sagen.«), 4. Kinegramme (Versprachlichungen nichtsprachlichen Verhaltens, z. B. »Innstetten war aufgesprungen, trat ans Fenster und tippte voll nervöser Erregung an die Scheiben«), 5. die Sprachhandlung des Schweigens (z. B. Kap. 2: »Effi schwieg und suchte nach einer Antwort. Aber ehe sie diese finden konnte [...]«) und 6. Schnitte im narrativen bzw. dialogischen Handlungsgeschehen, die häufig auch mit Kapitelenden und somit narrativen und zeitlichen Lücken einhergehen (Unterbrechungen von Gesprächen durch neu hinzutretende Personen oder Themenwechsel im Gespräch, z. B. in Kap. 7: »Du hast ganz recht, Effi, wir wollen die langen Gardinen oben kürzer machen. Aber es eilt nicht damit, um so weniger, als es nicht sicher ist, ob es hilft. [...] Jedenfalls aber eh' wir Änderungen vornehmen, mußt Du Dich in unserem Hauswesen erst umsehen [...] Und dann machst Du Toilette, nur ein ganz klein wenig, denn eigentlich bist Du so am reizendsten, – Toilette für unseren Freund Gieshübler [...]«).

Im abschließenden Kapitel werden sechs komplexe Textpassagen – die »Gardinenepisode«, die Diskussion um den Pelzmantel, das Schlußgespräch der Briests mit dem Diktum »Das ist ein zu weites Feld«, das Gespräch zwischen Innstetten und Wüllersdorf, die »Effi, komm«-Szene und die Schlittenfahrt – unter Einbeziehung aller vorher behandelten Aspekte ausführlich analysiert und

verschiedene Lesarten diskutiert, die die Forschungsliteratur liefert. (Ergänzt wird diese rezeptionsästhetische Perspektive durch eine im Anhang abgedruckte Umfrage unter Studenten schwedischer Universitäten, die ebenfalls auf die Ermittlung der vielfältigen möglichen Leserinterpretationen abzielt.) Bei der Diskussion der Forschungsliteratur zeigt sich die Tendenz der Interpreten, die Unbestimmtheiten und Leerstellen im Sinne einer einzigen möglichen Lesart aufzulösen bzw. aufzufüllen und insbesondere »Partei« für einen der Ehepartner, in den meisten Fällen für Effi, zu ergreifen. Indem sie jeweils eine Vielzahl weiterer möglicher Lesarten präsentiert, denen unter Berücksichtigung des näheren und fernerer Kontexts ein unterschiedlicher Grad an Plausibilität zugeschrieben werden kann, zeigt Sofia Källström eindringlich, daß solche Vereinseitigungen die Komplexität Fontaneschen Erzählens und Fontanescher Figurencharakteristik unangemessen reduzieren und ein wesentliches Merkmal des Romans *Effi Briest* (und anderer Texte Fontanes) verfehlen. Sie plädiert mit überzeugenden Argumenten dafür, die Unbestimmtheits- und Leerstellen als konstitutive Elemente des Textes aufzufassen und gegebenenfalls ein breites Spektrum möglicher Lesarten zuzulassen, die miteinander simultane Geltung beanspruchen können, statt nach einer Patent-Interpretation zu suchen.

□ CHRISTINE HEHLE

Gabriele Radecke: Vom Schreiben zum Erzählen. Eine textgenetische Studie zu Theodor Fontanes »L'Adultera«. Würzburg: Königshausen und Neumann 2002. 345 S. (Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften; 358) 49,50 €

Von Horst Bieneks Buch *Werkstattgespräche mit Schriftstellern* (1962), einem der ersten dieser Art, ging beträchtliche Faszination aus. Da stand, aus dem Munde von GegenwartsautorInnen, was man schon immer über literarische Arbeitsweisen wissen wollte: Woher kommen die ersten Ideen zu einem Werk? Wie werden sie fixiert? Was für Materialien werden dazu gesammelt? Zettelkasten ja oder nein? Wie entstehen die ersten Aufrisse? Handschrift? Maschine? Beeinflusst die Materialität des Gesammelten die Abfassung? Wie organisiert man Haupt- und Substrukturen? Was geschieht mit Vorfassungen? Wie kommt ein Titel zustande? (Solche Neugier äußert sich dann nicht selten in den – von manchen AutorInnen gefürchteten – Frageperioden nach einer Lesung.)

Man muss nicht unbedingt Autographensammler sein, um den Reiz zu spüren, der von Manuskriptblättern, Briefen, korrigierten Druckfahnen etc. ausgehen kann: Optik, Haptik des Papiers, die fühlbare Eingeritztheit von Schrift (sofern nicht unter Glas oder eingeschweißt, und selbst dann ein wenig). Wird es das alles noch geben, wenn alle Schriftsteller einen PC benutzen, alles auf dem Schirm korrigieren und auf Zwischenausdrucke verzichten? Wird es dann, wenn sie dazu übergegangen sind, routiniert-zielsichere Blicke ins Internet zu werfen, auch noch jene

Zeitungsausschnitte, Notizzettel, Anfrage- oder Antwortbriefe, kurz, jene Materialien geben, die sie als Ideenzulieferer für ihre synthetisierende, amalgamierende und letztlich kreative Arbeit heranziehen und die die Literaturwissenschaft unweigerlich faszinieren?

»Aber wir lassen es andere machen«, sagt ein Chinese bei Theodor Fontane und meint das Tanzen. Viele Literaturwissenschaftler lassen es ebenfalls andere machen, meinen damit die Editionsphilologie und benützen dann, selten gedankenlos, sondern meist sehr dankbar, deren Ergebnisse. Viel Überlegung, Fleiß und Geld fließen seit Jahrzehnten in große historisch-kritische Werkausgaben, in die Entscheidung für einen Text, in die Erstellung von Varianten aus den Vorstufen, in den Vergleich von Drucken und geänderten Auflagen mit den Handschriften, in die Auswahl von Selbstkommentaren der VerfasserInnen, in die Auflistung von Rezeptionszeugnissen. Ist dann ein Band fertig, braucht es abermals Geld, immer mehr davon, schließlich so viel, dass der Einzelkäufer – Liebhaber, Berufsleser und Studierende – immer weniger werden und auch schon auf die Bibliotheken als Ankäufer bzw. Subskribenten immer weniger Verlass ist. Zweifel daran, ob Großeditionen sinnvoll sind, gibt es seit langem. Die Rede ist dann von erschwinglichen, »guten« Leseausgaben. Das ist keine unbillige Rede. Solchen

lie die
t wird
ektive
uckte
ischer
f die
en Le-
r Dis-
gt sich
e Un-
Sinne
aufzu-
ondere
in den
en. In-
eiterer
denen
en und
llicher
n wer-
ndring-
en die
ählens
teristik
in we-
ns *Effi*
s) ver-
enden
immt-
itative
n und
ktrum
ie mit-
ruchen
terpre-

HEHLE

Ausgaben sind meist auch aufschlüsselnde Anmerkungen beigegeben, in der Regel ein informatives Nachwort.

Aber auch Leseausgaben brauchen Vorbild-Ausgaben, die vor der literaturwissenschaftlichen Zunft bestehen können. Wem herkömmliche Editionsphilologie nicht mehr genügt, weil er/sie den Autor hinter Text und Apparat verschwinden sieht und ihn, gleichsam gegen Foucault und Barthes, wieder als Person im schöpferischen Prozess wahrgenommen und dokumentiert sehen will, der wird textgenetische Studien betreiben und für eine Editionsphilologie auf textgenetischer Grundlage plädieren.

Genau das tut die Münchener Literaturwissenschaftlerin Gabriele Radecke in ihrer Dissertation (Universität Mainz, Dieter Kafitz), und das auf beeindruckende Weise. Der Autor ist Theodor Fontane, das Probestück ist *L'Adultera*, entstanden 1879/80, 1880 in der Zeitschrift *Nord und Süd* veröffentlicht, 1882 in Buchform. Als Band 4 des erzählerischen Werks in der Großen Brandenburger Ausgabe hat Frau Radecke diesen Band 1998 herausgegeben. Sie weiß also, wovon sie spricht, wenn sie sagt, textgenetische Studien lassen sich auf der Grundlage der bestehenden Fontane-Ausgaben nicht betreiben. Daher hat sie sich an die Arbeit gemacht und dokumentiert, wie Fontane Ideen sammelte, wie er sich an erste Niederschriften machte, zu Textualisierungen seines heterogenen Materials ansetzte, wie es schon auf diesen und anderen Stufen Abbrüche und Neuansätze gab. Radecke zieht literaturwissenschaftliche Forschung über

Titelgebungen von literarischen Werken heran und weist nach, wie Fontane von einer verschlüsselnd-personalisierenden (*Frau Commerzienrätin R.*) zu einer individualisierenden (*Melanie Vanderstraaten / Melanie Van der Straaten*) und zu einer scheinbar entindividualisierenden Version kam (*L'Adultera*). Sie stellt die Befunde in plausible Zusammenhänge und weist auch nach, dass »mit den Formulierungsveränderungen der Aufbau von intertextuellen und außerliterarischen Verweisungsbezügen korrespondiert« (108). Das zentrale 12. Kapitel »Unter Palmen«, das als Szene des Ehebruchs und als handlungslenkender Drehpunkt die besonders aussagekräftigen Motiv- und Bedeutungsschichten des Romans bündelt, erhält einen eigenen Abschnitt. »Die allmähliche Herausbildung der poetisch-fiktionalen Textebene« (120ff) wird an verschiedenen Abschnitten des Werks auch durch ausgeklügelt-drucktechnisch dargelegte Textbeispiele von Fontanes Arbeitsweise, z. B. Streichungen und Hinzufügungen, veranschaulicht. (Gut, dass sich ein literaturwissenschaftlicher Verlag heutzutage darauf einlässt.) Das gilt sowohl für die Beispiele in Radeckes Fließtext, besonders aber für ihre auf bewundernswert akribische Weise erstellte Darstellung der textgenetisch relevanten Zeugnisse, von S. 171 bis 282. Zahlreiche interessante Einblicke in den Textualisierungsprozess und viele pulsbeschleunigende Einsichten in den »tiefen Brunnen« (Hofmannsthal) der Kreativität wären verloren gegangen, wäre nicht zum Beispiel unter den Streichungen das

Gestrichene sichtbar geblieben, sondern, wie heutzutage wahrscheinlich, auf einem PC-Schirm getilgt worden.

Der dritte Hauptteil von Radeckes Arbeit bringt überzeugende methodische Vorüberlegungen für eine neue Fontane-Ausgabe auf historisch-kritischer oder textgenetischer Grundlage; die Fontane-Forschung kann ja durchaus auf entsprechende Plädoyers verweisen

(z.B. Domenico Mugnolo, Walter Hettche). Radeckes Arbeit entkräftet die Einwände, die komplexe Arbeitsweise Fontanes lasse eine solche neue Ausgabe nicht zu. Jemand sollte die Finanzierung dafür sichern und sodann ähnlich wie der Chinese bei Fontane sagen: »Lassen wir es andere machen.« Es gibt tüchtige Leute, die etwas davon verstehen.

□ KARLHEINZ ROSSBACHER

Thomas Grimann: Text und Prätext. Intertextuelle Bezüge in Theodor Fontanes »Stine«. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, 368 S. (Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft, Band 349) 51,- €

›Intertextualität‹ heißt das Zauberwort einer ganzen Interpretengeneration. Nach der angestrengten Sinnsuche im Text und seiner nicht minder energischen Vermittlung mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit um ihn herum oder mit der Tiefenstruktur der Psyche, die ihn hervorgebracht hat, steht die Verstrickung bzw. Vernetzung des Textes mit seinesgleichen hoch im Kurs. Seit Herman Meyers auf die Zitat-Spitze gestellter Romanpoetik (1962) sind Momente dieses Interesses schon früh in der Fontane-Forschung präsent; aber erst die Arbeiten von Schuster, Böschstein, Plett, Voss u.a. trugen zur Totalisierung eines Zugriffs bei, der sich gern auf Julia Kristevas Begriffsprägung (1967) beruft und im Zeichen der Sub- und Hypertextualität noch weitere Karriere machen wird.

Auf dieser Linie arbeitet Thomas Grimann in seiner Heidelberger Dissertation (1997) weiter; und es ist zu

begrüßen, daß sein systematisch-theoretisches Interesse sowie der immense Fleiß einem Roman zugute kommen, der trotz seiner ›Kleinheit‹ weitere Einzelstudien verdient. Grimann richtet seine Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß in *Stine* auf mehrere Werke der Weltliteratur angespielt wird, und er zeigt, daß diese Anspielungen unterschiedliche (explizite und implizite) Formen annehmen können und verschiedenen Zwecken dienen. Als Hauptzweck zeichnet sich die Tendenz ab, einer alltäglichen, realistisch erzählten Liebesgeschichte eine höhere Bedeutung zu geben; ein Aspekt dieser höheren Bedeutung liegt darin, daß die »ideellen Ansprüche«, die Grimann aus den angespielten Texten, den sogenannten Prätexten, herausliest, durch den Verlauf der Geschichte parodiert werden.

Grimann beginnt mit der These, daß Waldemars Lebensweg nach dem Muster der biblischen Passionsgeschichte

verlaufe. Er stützt seine Behauptung mit einigen Textstellen, die einen mehr oder minder deutlichen Bezug auf den biblischen Bericht aufweisen; dazu gehören das Gespräch über den Mantegnaschen Christus, die beiden Begräbnisszenen (am Anfang und vor allem am Ende des Romans), das Bild vom verlorenen Sohn und einige Textstellen wie »Dafür lass' ich mein Leben«, »Ehre, dem Ehre gebührt«, »Er muß doppelt hoffen; denn wer vom Tode gerettet sei, der lebe lange«, »Am dritten Tage« und »Jesu, meine Zuversicht«. Für Grimann sind solche Anspielungen ein hinreichender, ja zwingender Grund, in Waldemar einen »zweiten Messias« (S. 47) zu sehen, der in strikter »Nachfolge Christi« (S. 41 u.ö.) »Leiden, Tod und Auferstehung« (S. 38) erfährt. Grimann gibt manchmal zu, daß die von ihm entworfene Parallele nicht aufgeht und interpretiert die Diskrepanzen (Waldemar als »Erlöser und Heilsverkünder«, S. 47, ist ein kühner Befund) als Momente einer Säkularisation. Trotzdem beharrt er auf der Wahrnehmung einer weitgehenden Ähnlichkeit der beiden »Passionsgeschichten«. Sie nämlich bildet die Voraussetzung für eine weitere These, derzufolge die vermerkten Abweichungen bzw. Inkongruenzen den prägnant parodistischen Zug des Romans ergäben. Gewonnen wird mit dieser leicht verrutschenden Argumentation die Erkenntnis, daß die »Gründe für Waldemars Scheitern [...] allgemein menschlicher Natur« (S. 61) seien. Die ganze Mühe erinnert an ein Spiel mit irrealen Konditionalsätzen (»counterfactuals«): Wenn Waldemar Christus wäre bzw. ihm nachfolgte, dann

würde er Christus parodieren, weil er nicht Christus ist, und Christus kritisieren, weil es unmöglich ist, ihm nachzufolgen.

Nach ähnlichem Muster verläuft die Beweisführung im Fall der *Zauberflöte*. Die Anklänge sind unbestreitbar – zumal in der Namensgebung offensichtlich – und wurden mehrfach hervorgehoben (am gründlichsten von Polheim, 1993, den Grimann jedoch übersehen hat). Auch jetzt dienen die aufgefundenen Entsprechungen, Abweichungen bzw. Kontraste und die vielen Nicht-Entsprechungen dazu, den parodistischen Zug zu betonen; d.h. Fontanes Roman zeige, daß es unmöglich sei, dieser vorbildlich bestandenen Bewährungsprobe nachzueifern. Das geht nicht ohne Gewalttätigkeit. Das Libretto wird auf ein vages Vorverständnis reduziert, wesentliche Bedingungen der Prüfung (die Zaubermittel, aber auch Paminas Anteil) außer acht gelassen (Alfons Rosenbergs *Zauberflöten*-Buch gilt gelegentlich als Autorität). So hängt nach Grimann alles von der unmotivierten Verschwiegenheitsprobe ab, obwohl doch Papageno dagegen verstößt und auch sehr glücklich wird. Stines Vorwurf, Waldemar habe mit dem ausgesprochenen Wort das Glück verdorben, wird aufgrund der unterstellten Parallelisierung als nüchtern-realistische Entlarvung der märchenhaften Prüfungsbedingung gedeutet; daß sich Stine durch das ausgesprochene Wort gedrängt fühlt, eine »Gräfin Haldern spielen« zu müssen, bleibt ebenso unbeachtet wie die charakterisierende Funktion ihrer Ablehnung. Wo Grimann einen Zusammenhang

argumentativ herstellt, unterlaufen merkwürdige Dinge: Da ist Waldemar deshalb ein *Zauberflöten*-»Prinz«, obwohl er die Märchenrolle zurückweist, weil Stine seinen Prinzenstatus »indirekt zum Ausdruck« (S. 86) bringt, wenn sie glaubt, daß sich im Zusammensein mit Waldemar die Rollen vertauscht hätten und sie die Prinzessin sei, die ihn glücklich machen könne. Wenn Waldemar und Stine schweigen und Blicke wechseln, so entdeckt Grimann selbst in der Syntax eine Bestätigung dafür, daß beide im Geist der *Zauberflöte* »miteinander agieren [...], denn sie bilden zusammen das Subjekt des Satzes, und so erscheint auch das Prädikat des Satzes in der dritten Person Plural.« (S. 88) Waldemars Besuch bei Baron Papageno ist eine »Prüfung«, weil der Baron von »Mut« spricht und Mut »im Kontext der strukturellen Parallelen zur *Zauberflöte* als Bewährungsprobe gelesen werden kann.« (S. 101)

Was den dritten Prätext angeht, Shakespeares *Wintermärchen*, so begrenzt sich der Umfang der Anspielungen auf Wandas Bericht über ihre neue Rolle als Hermione. Doch ihre am Altgriechischen orientierte Betonung des Figurennamens und Graf Sarastros Reaktion darauf (»eine ganz neue Auffassung«) geben Grimann das Stichwort für die Aufdeckung weiterer struktureller Analogien und thematischer Korrespondenzen im Umkreis des Mesalliance-Motivs. Als Ergebnis zeichnet sich ab, daß Waldemars und Stines Begegnung nicht nur eine »Parodie« auf Florizels und Perditas Liebe ist, sondern daß die sozialge-

schichtlich konkretisierte Katastrophe des Romans eine Korrektur am bloß märchenhaften Schluß des Dramas darstellt.

Soweit der erste, kürzere Teil der Arbeit, der sich mit wechselnder Plausibilität gerade diesen und nicht anderen Prätexten zuwendet (z.B. der prätextuell nicht genau identifizierbaren »Kartoffelkomödie« oder *Kabale und Liebe*). Der zweite, längere Teil entwirft in minutiöser Systematik ein Modell intertextueller Bezüge und verwendet als Illustration die bereits diskutierten Beispiele aus *Stine*. Das Ganze artet zu einer breit angelegten Wiederholung des schon Gesagten aus und strapaziert die Geduld aller, die hoffen, noch etwas über Fontanes Roman erfahren zu können. Was tatsächlich mitgeteilt wird, mögen zwei Beispiele veranschaulichen:

Jetzt erinnert Waldemar nicht nur an den Prinzen in der *Zauberflöte*, sondern ist ihm »systematisch angeglichen«, so daß sich zwischen Roman und Oper »eine kontinuierliche strukturelle Analogie« bildet. Und es folgt die unsäglich informative Auskunft: »Für den Leser ist diese Analogie zwar nicht leicht zu erkennen, hat er sie aber erst einmal erkannt, wird der intentionale und referentielle Charakter des Beziehungsgefüges als eines Ganzen sowie der einzelnen partiellen Similaritätsrelationen als der Bestandteil dieses Ganzen unmittelbar evident, da die Bestimmtheit der Gestaltung in der Komplexität und Elaboriertheit des Bezuges greifbar wird.« (S. 258) Ein anderes Beispiel: Es gilt, das Konzept der »Autoreflexivität der intertextuellen

Bezugnahme« (Kap. 8.2.6) zu erläutern und zu exemplifizieren. ›Autoreflexivität‹ soll nach Grimann bedeuten, »daß eine intertextuelle Bezugnahme zugleich Gegenstand und Medium der Reflexion ist« (S. 264) bzw. daß »sie sich selbst thematisiert«. (S. 266) Angewandt auf den Einsatz des Liedes »Jesu, meine Zuversicht« sieht das so aus: »Es [das Lied] stellt nicht nur einen typologischen Bezug zwischen (Waldemars) christlichem Begräbnis und der Auferstehung Jesu her, sondern interpretiert diesen zugleich auch (als Grund für die Hoffnung auf Auferstehung und ewiges Leben). Zugleich enthält das Lied aber auch einen Hinweis auf den spezifischen Charakter und die Funktion der intertextuellen Similaritäts- und Analogierelationen zwischen der Geschichte Waldemars und der Passion Christi, da diese, vermittelt durch das Lied, in ihrer Gesamtheit als Nachahmung eines hoffnungsverheißenden Vorbildes interpretiert werden können.« (S. 266 f.) Sollen damit (wenn der gewählte Plural stimmt) beide Geschichten, Waldemars und Christi, »als Nachahmung eines hoffnungsverheißenden Vorbildes interpretiert werden können«? Demnach wäre auch die Passion Christi eine Nachahmung, nämlich die des verlorenen Sohnes; stimmt dann noch der Nachahmungsbegriff? (Später ist treffender von »Erfüllung«, S. 300, die Rede.) Inwiefern wird hier der »Gegenstand« zum »Medium der Reflexion«? Was hat das mit ›Autoreflexivität‹ zu tun? Welche Folgen hat der reflexive Zusammenhang für das Verständnis Waldemars, und wo bleibt bei der ganzen intertextuellen Verrechnung

die Titelheldin Stine? Dem Fontane-Publikum ist ›Selbstbezüglichkeit‹ nichts Fremdes, hat es doch das Spiel mit dem *L'Adultera*-Titel, dem Zitat im Untertitel von *Frau Jenny Treibel* oder dem Schlußwort des *Stechlin*-Romans als Beispiel vor Augen. Wird es dank Grimanns Klärungswerk nun das Spiel der intertextuell Bezug nehmenden Autoreflexivität besser verstehen?

Solche akademisch jungen Abhandlungen erinnern an textlinguistische Grundsatzdebatten der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die statt der erhofften frischen Luft doch nur den Modergeruch der Gelehrtenstube umwälzten. Mag sein, daß Grimann ein respektables Modell für Form und Funktion intertextueller Bezüge entworfen hat (für die zisierte Modellkonstruktion werden Semiotik, Rhetorik, strukturelle Semantik, Hermeneutik, Lehre vom vierfachen Schriftsinn u.v.m. in Anspruch genommen). Wenn Modelle aber dazu da sind, einen Funktionszusammenhang ansichtig zu machen, den man normalerweise nicht direkt beobachten kann, was leisten dann noch so ausgetüftelte ›Hilfskonstruktionen‹, wo doch auch so sichtbar ist, wie wenig diese Gesellschaft christlichen Leitbildern entspricht bzw. auf märchenhafte Lösungen hoffen kann? Was solche intertextuellen Bezüge in der vorgeführten Form aber auszublenden drohen, ist die Ansicht der näher liegenden Gewebe von Krieg, Sieg, Reich und Einheit, die nicht nur in *Stine*, sondern wohl auch in einigen ihrer Prätexte zu lesen wären.

□ HUGO AUST

Fontane und die Fremde, Fontane und Europa. Hrsg. von Konrad Ehlich. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. 320 S. 44,- €

Wissenschaftliche Sammelbände sind in der Fontane-Forschung keine Seltenheit. 1966 erschien wohl der erste seiner Art, dann riß die Serie – mindestens zwei pro Dekade – nicht mehr ab. Die Centnarfeiern des Jahres 1998 allein riefen drei Bände ins Leben. Den zuletzt erschienenen gilt es hier anzuzeigen. Er versammelt die Vorträge eines Symposions, zu dem das Institut für Deutsch als Fremdsprache / Transnationale Germanistik der Ludwig-Maximilians-Universität München eingeladen hatte. Damit war auch das Thema in etwa vorgegeben. Die meisten Beiträge handeln davon, wie Fontane mit der Fremde und dem Fremden im engeren und weiteren Kreise des psychischen, sozialen, politischen und historischen Lebens umgeht; vereinzelt nur rückt Europa in den Vordergrund, wenn ›Europa‹ mehr sein soll als das Ensemble der Nachbarstaaten, in denen sich Fontane oder seine Figuren aufhielten und über die er etwas gesagt hat oder hat sagen lassen. Aber was das Fremdheitsthema betrifft, so ist der Band prall an neuen Nachrichten. Fontane – so der Tenor vieler Beiträge – öffnet nicht nur den Blick für vieles Fremde, sondern rückt dessen Ansichten in die Nähe, verknüpft und überblendet Fremdheitspartikel mit Heimischem. In dieser Heimholung des Fremden, die aber keine Eingemeindung ist, wie auch in seiner Abwehr gewinnt Fontane Format, ›europäisches‹ könnte man vielleicht sagen, hätte der Band diese Nagelprobe versucht; so

aber läßt sich in dieser Hinsicht nur ein gelegentliches Raunzen über das »Euro-Palaver« (S. 195) vernehmen. Der Raum ist eng und deshalb zum Detail.

Zu Beginn – ausdrücklich »[s]tatt einer Einleitung« – konturiert der Gastgeber Konrad Ehlich die »Preußische Alterität« als eine Art Matrix und Leitmotiv für Fontanes Entwicklung und Arbeit. ›Alterität‹ heißen hier alle Facetten der mehr oder minder bewältigten Integration nationaler, ethnischer, sozialer, kultureller und psychischer Vielfalt. Ehlich wirbt für ein vertieftes Interesse an Fontane im Rahmen eines literaturkritisch gefaßten Begriffs von »Regionalität«, dessen ›globale‹ Leistung er in Analogie zur Tätigkeit des Stechlin-Sees umschreibt. Wie sich diese Poetik der Seismographie zur Poetik des Verklärens oder Versteckens verhält, wäre noch eine Überlegung wert. Mir mißfällt eigentlich die Metaphorik des Apparathaften, die Fontanes Arbeit als bloße ›Reaktion‹ bewertet, obwohl ich nichts gegen kluge Maschinen habe; allein die ›reagieren‹ seit geraumer Zeit nicht nur. Edda Ziegler erläutert ihr Thema *Fremd auf dieser Welt. Das Aparte an Fontanes literarischen Heldinnen* am Beispiel von vier Figuren (Hilde, Cécile, Melusine und Agnes) aus drei Romanen, deren Inhalt sie nacherzählt. Hartmut Reinhardt möchte zu einer angemessenen ästhetischen Beurteilung des Schlusses von *Unwiederbringlich* gelangen und sucht den Freitod Christines aus ihrer starren pietistischen

Haltung zu erklären. Ihre religiös verbrämte »Gemüthspathologie« (S. 46), entstanden aus versagtem Liebesbedürfnis (warum nennt sie der Titel »Puritanerin«?), treibe sie zu einer Rache, die archaische Züge aufweise und dem Muster der Tragödie folge. Wie vereinzelt vor ihm (vgl. Ritzer, Aust) hält Reinhardt eine Anregung durch bzw. eine Vergleichbarkeit mit Hebbels *Herodes und Mariamne* nicht für ausgeschlossen, zumal auch Lepels Drama *Herodes* unerschwellig ein Interesse an Thema und Motiv geweckt haben könnte. Gerhard Neumann (»*Invalide ist ja doch eigentlich jeder*«. Fontanes ›fremde« Helden) rückt die pockennarbige Victoire in die Nähe einer »Sozialutopie« (S. 64), weil sie sich im »Liebesdiskurs« (S. 63) mit dem gleichfalls blatternarbigen Mirabeau identifiziert, und glaubt in Dubslav von Stechlin einen ›schwierigen« Helden und ›sozialen Invaliden« zu erkennen. Die Ausführungen, die wenig Eigenes aufweisen und das Fremde, die relevante Fachliteratur, nicht zur Kenntnis nehmen, überraschen allenfalls durch die Mitteilung, daß der *Stechlin* »ebenso einfach aufgebaut [sei] wie der Schach-Roman«. (S. 65) Helmuth Nürnberger befaßt sich mit Fontanes Katholizismus, der für ihn ein »fremder Kontinent« bleibt, ›fremd« in des Wortes doppelter Bedeutung, insofern einerseits politischer Machtanspruch und Dogmatismus den Dichter abstoßen, andererseits das Katholische als Metapher und Chiffre für »ursprüngliche Freiheit« (S. 81), für das »Unbekannte« (S. 82), ja sogar für das Allumfassende (S. 86) fasziniert. Norbert

Mecklenburg spürt in Zitaten wie »Alle Portugiesen sind eigentlich Juden« der »Logik und Poetik der Präsentation von Fremden« nach. Er hebt Fontanes seismographische bzw. psychographische Sensibilität hervor, mit der er sowohl »die fremden Stimmen aus der gesellschaftlichen Rede Vielfalt wie aus dem eigenen Unterbewußtsein« kritisch wiedergibt, als auch jene Stereotypenbildungen aufzeichnet, denen er selbst erlag. Als »paradoxe Leistung seiner Romankunst« wertet Mecklenburg den Umstand, daß beide Seiten »in ihr produktiv gemacht« (S. 95) werden. So entstünde »eine Kunst der Objektivierung, der Differenzierung und der Vielstimmigkeit« (S. 101), deren Spielregeln sämtliche Formen von Rassismus oder Antisemitismus ausschließen bzw. relativierten, selbst wenn ihr Autor rassistisch oder antisemitisch gedacht haben sollte. Gegen die objektivierende Wirkung polyvalenter Kräfte sprechen sich Fotis Jannidis und Gerhard Lauer in ihrem gemeinsamen Beitrag über *Antisemitismus und Figurenzeichnung in »Der Stechlin«* aus, indem sie beweisen, daß Fontane die Figur des Baruch Hirschfeld antisemitisch typisiere, das heißt, daß er nicht nur eine individuelle Nebenfigur mit negativen Merkmalen belege, sondern sie als Repräsentanten eines antisemitischen Konzepts exponiere, obwohl er an anderer Stelle solche generalisierenden Zuschreibungen kritisiere. Der so entstandene Widerspruch löse sich nicht in ›Vielstimmigkeit« auf. Dazu ist folgendes zu bemerken: Wer das »kulturelle Wissen« der Zeit rekonstruieren will, um festzustellen, ob Fontane mit

seiner Andeutungskunst einen herrschenden Antisemitismus bedient, sollte seine Zeugen ausreden lassen. Das (noch nicht einmal richtig wiedergegebene) Zitat aus der *Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung*, das beweisen soll, »daß Fontanes Figurenzeichnung als eindeutig gelesen wurde« (S. 110), setzt seine Aufzählung der zeittypischen Figuren, die in der Nennung der Juden mündet, so fort: »Aber natürlich sind sie von dem zarten Schimmer des Idealismus umwebt, keine nackte Alltagsmenschen, denn Fontane kennt sie nicht nur, sondern er liebt sie, er denkt und lebt mit ihnen.« (zit. n. *Erläuterungen und Dokumente. Th.F. Der Stechlin*, hrsg. v. H. Aust, Stuttgart 1978 u.ö., S. 116 f.) Das bedeutet nicht, daß Walter Müller-Seidel mit seiner Behauptung Recht hätte: »Von ›literarischem Antisemitismus‹ kann nicht die Rede sein.« (S. 134) Der erste Teil seines Beitrags über »Fremde Herkunft« (mit 37 Seiten ist er mehr als doppelt so lang wie die übrigen) arbeitet ein »Erzählmodell« heraus, in dem das Motiv der fremden (polnischen, südländischen) Herkunft gesellschaftskritischen Zwecken dient (S. 133). In diesem Motiv kommen Juden nicht vor. Und so wendet sich der zweite Teil dem Thema Juden und Judentum bei Fontane zu. Für Müller-Seidel beginnt Antisemitismus im historischen Sinn erst bei der Tötungsabsicht, die er in Fontanes Schriften nicht erkennt. Dagegen wertet er Fontanes Plädoyer für den Vierten Stand als Ausdruck eines utopischen Denkens, das »Mischungen«, d.h. »eine der Idee nach klassenlose Gesellschaft in weltbürger-

licher Absicht« (S. 153) propagiert. Was soll diese Parole hier? Schärft sie noch das Gehör für Nuancen oder stumpft sie es wieder ab? Eine »Inszenierung von Heimat und Fremde« beobachtet Günter Häntzschel textnah (aber fern der Forschung) am *Stechlin* und gibt abschließend zu bedenken, »wie prekär es ist, in dem kompletten Text [...] feste Positionen und eindeutige Konstellationen zu finden.« Das richtet sich gegen Charlotte Jolles' Vorschlag aus dem Jahr 1967, das England-Motiv als »Motiv des Sich Auswachsens in der Fremde, der Horizont-erweiterung, der Weltbildung« (S. 163) zu verstehen. Und so bedeutet nach Häntzschel Woldemars Entscheidung für Armgard eher ein Bekenntnis zur »Weltabgewandtheit«, weil Armgard sich für die Hl. Elisabeth von Thüringen ausspricht. Ob ihrer Entscheidung nicht vielleicht doch ein dialektisches Moment innewohnt, wird nicht geprüft. Eine »wechselseitige Durchdringung von Nähe und Ferne, von Verfremdung und Aneignung« (S. 167) entdeckt Michael Ewert in den *Wanderungen* als tragendes Kompositionsprinzip. Zu Recht (1998, also vier Jahre vor der großen Potsdamer *Wanderungen*-Tagung) beanstandet er die Vernachlässigung dieses Lebenswerkes und zeigt an ausgewählten Textstellen bündig, welche »frappierende[n] Denkfiguren und Perspektivenwechsel« Fontane seinem doch auch spröden Stoff abgewinnt, wie er ihn bildlich dimensioniert, räumlich erweitert und zeitlich vertieft. Ein kleines Kabinettstück interkultureller Hermeneutik ist Willie van Peers Vergleich dreier Reisebeschrei-

bungen: Bashōs, des japanischen Klassikers *Auf schmalen Pfaden durchs Hinterland* (1702), Samuel Johnsons *A Journey to the Western Island of Scotland* und Fontanes *Jenseit des Tweed*. Das Ergebnis ist frappierend: Fontanes Reisebericht, der im Wissen um die poetische Landschaft die bedeutenden Orte gezielt aufsucht und ihre inspirierenden Kräfte erlebt, steht dem Reisebericht der fernen japanischen Kultur viel näher als dem des Engländers, der gerade das Unbekannte aufzuspüren suchte. Kurt Koszyk folgt »Fontanes journalistische[m] Blick nach draußen«. Rekapituliert werden Themen aus Fontanes England-Feuilletons und Reisebeschreibungen durch Frankreich. Koszyk stützt sich weitgehend auf Nürnbergers Arbeiten. (Einige kleinere Mißgriffe hätten vermieden werden können: natürlich heißt der Titel nicht *Ein Sommer in England* (S. 194), auch hat Bernhard von Lepel seinen Freund nicht schon während der 1844-Englandreise begleitet, und Fontanes dritter Englandaufenthalt endet nicht 1857.) Erst gegen Ende gewinnt der Beitrag mit einer knappen Charakterisierung des journalistischen Schreibens an eigenem Profil. Neuland, trotz Vorarbeiten (in der Sache Loster-Schneider, im Ansatz Helmstetter) betritt Rolf Parr, wenn er den Blick auf Fontanes Umgang mit dem Kolonialthema lenkt. Auf knappstem Raum gelingt es Parr, ein Spektrum von Motiven für das Interesse an Nachrichten aus und über die Kolonien auszufächern und Fontanes Kolonialwissen in Bezug zu setzen zu dessen poetischer Präsentation als Verarbeitung, Integration, Verklärung

oder – wie es Parr lieber will – als »ästhetische(n) Transformation von Zeitungswissen in die Bedingungsformen des Literatursystems der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei zugleich produktivem Ausloten von interdiskursiven Spielräumen für die Eigenständigkeit, Spezifik und Irreduzibilität der erzählerischen Literatur«. (S. 222) Ich bin mir nicht sicher, ob dies wirklich der bessere Ausdruck für das ist, was Fontane macht. Fontanes Mitteilung, daß aus dem »elenden Löschpapier etwas Hochpoetisches zu mir spräche«, rückt nicht so weit ab von Positionen des (auch Fontaneschen) »programmatischen Realismus«, wie es die gegenwärtige Forschung wahrhaben möchte. Auch hier nämlich geht es darum, etwas aus der Wirklichkeit »herauszuholen«: die Wirklichkeit der »frischen grünen Weide«, von der Fontane zitierend schrieb, meint jetzt die Zeitung, und die Ausübung der realistischen »Interessenvertretung« vollzieht sich im Heraushören von Hochpoetischem (auf das Ohr kommt es an!). Die »interdiskursive theoretische Modellierung« entdeckt hier nichts anderes, sondern bringt ihren eigentümlichen Wortschatz in Fontanes Formulierung ein und expandiert sie bestenfalls. Parrs Beitrag ist übrigens der einzige, der auf die benachbarten Beiträge Bezug nimmt. So ist es gut, so soll es sein, wo Fremde zu Hause ist. In der »Greeley«-Episode des *Stechlin*-Romans entdeckt Konrad Feilchenfeldt nach genauer Rekonstruktion der inhaltlichen Änderungen gegenüber dem historischen Fall eine »Poetik der Veränderung«, die im Lichte Brechts (heran-

gezogen werden u.a. *Die Ausnahme und die Regel* und *Die Maßnahme*) und in enger Nachbarschaft mit Karl Mays *Old Shurehand* als Initiativen um ›Einverständnis‹ gedeutet wird. (Wie interessant die Entdeckung der leitmotivischen Wiederkehr dieses Begriffs, wie verblüffend die parallele Dachdecker-geschichte!) Es gehe weniger um inhaltliche Bestimmungen eines neuen Heldentums als »um die Instrumentalisierung dieser Frage im Spannungsfeld von Alt und Neu« und um den ästhetischen Nutzen eines Gesprächs über ›Anderes‹ und ›Fremdes‹ als Appell zum Umdenken. Der Beitrag besticht durch seine erhellenden Bezüge und bereitet ein unerhört belehrendes Lesevergnügen. In Fontanes ambivalentem Verhältnis zu Dänemark, abgelesen am ersten Kriegsbuch, den dänischen Reisebriefen und *Unwiederbringlich*, entdeckt Annegret Heitmann eine charakteristische Grundfigur grenznahen bzw. grenzüberschreitenden Wahrnehmens, die sie als »komplexe Verhandlungssituation zwischen Geschlechtern, Ländern und individuellen Temperamenten« (S. 257) identifiziert und als »radikale Modernität« hochschätzt. In Hermann Bangs Roman *Tine*, der für die dänische Perspektive vergleichend herangezogen wird, liegen die Dinge anders, weil dort die geschilderten Grenzverletzungen die nationale Identität nicht in Frage stellen und das Problem der Geschlechterdifferenz im »nostalgischen Rückblick« nicht aufkommt. »Polnische[n] Verwicklungen« spürt Hubertus Fischer mit detektivischer Akribie nach. Die bislang übersehene Spur liegt im Namen jenes Stabs-

offiziers Dzialinski, der im Duell von St. Arnaud getötet wurde, aber noch als Toter der entsetzten Cécile etwas zu sagen hat. Fischer kann belegen, wieviele (politische, kulturelle) Bedeutungen sich an den Namen des Erschossenen knüpfen lassen. Weshalb aber ein Schlüsselname in der Geschichte der polnischen Insurrektionen zum Protagonisten des preußischen oder gar virilen Ehrenkodex erhalten muß, bleibt auch am Ende noch offen, es sei denn, man entschiede sich für eine Lesart der verkehrten Welt mit absurden Verflechtungen und ansteckenden Entfremdungen. Eine andere ›Fremdheit‹ begegnet in Fontanes »Italienfremdheit« (S. 285), die Christian Grawe im Vergleich mit Henry James' *Italian Hours* herausarbeitet. Da springt für den Preußen nur das karge Prädikat eines »mangelhaft kompetenten Italienreisenden« (S. 286) heraus. Wie geht man mit dieser Befremdlichkeit um? Enthält auch sie seismographische Qualität im Sinn eines Zweifels an Gewißheit? Für Grawe wohl nicht. Dem Causerie-Thema nähert sich Rainer Warning historisch. Das Interesse gilt der Frage, was aus der Causerie des 17. und 18. Jahrhunderts, deren Aufgabe darin lag, die thematischen Restriktionen der höfischen Konversation ästhetisch zu kompensieren, bei Fontane wird. Warning beobachtet eine merkwürdige »Gegenstrebigkeit«, deren Eigenart er (mit Hilfe Bachtinscher Begrifflichkeit) an *Irrungen, Wirrungen* und *Der Stechlin* erläutert: Wo es um einen Gegensatz von (neuer) Natürlichkeit und (überkommener) Künstlichkeit geht, richtet sich Fontanes Kritik nicht

etwa im Namen einer neuen Unmittelbarkeit gegen die alte Redeweise überhaupt, sondern nur gegen ihr Versagen vor dem für sie (noch immer) maßgeblichen Causerie-Ideal (Gewandtheit, Beweglichkeit, Leichtigkeit als ›zweite Natur‹). Auch im *Stechlin* komme es trotz der zentralen Alt-Neu-Thematik zu keiner (erwarteten) Redevielfalt; vielmehr behaupte sich »die Monologizität des Gesprächs« und wirke »wie ein sentimentalisch beschworenes Ideal, das die Fülle bedrängender Themen zu verarmen droht.« (S. 305) Vielleicht kommt dieser Eindruck deshalb zustande, weil in dem gewiß konzisen Beitrag hauptsächlich Gundermann zu Worte kommt. Der Band schließt mit einer Skizze von Hiltrud Häntzschel über *Fontane im Gepäck der Emigranten*. ›Ausgepackt‹ werden – trotz noch nicht systematisch aufgearbeiteten Materials – eine Reihe von Versu-

chen, mit Fontane gegen das nationalsozialistische Terrorregime anzuschreiben. Doch sieht H. Häntzschel auch, daß die braune Propaganda – sei's mit gezieltem Zugriff, sei's in aberwitziger Verdrehung – ›ihren‹ Fontane zu finden wußte. So zeichnet sich eine befremdliche Dreh- und Wendbarkeit ab, die mit Beginn des Kalten Krieges wohl nicht abrupt beseitigt wurde.

Abschließend und rückblickend läßt sich festhalten, daß der Münchner Kolloquiumsband sein Fremdheitsthema nach allen Regeln der Kunst dekliniert hat. Kaum ein Fall ist ihm entgangen, vielleicht der Übersetzungskomplex und gewiß die reflexive, will sagen progressive Form der Diskussion, die wohl nicht nur der Rezensent neugierig mitverfolgt hätte.

□ HUGO AUST (KÖLN)

Udo Wörffel: Theodor Fontane im Riesengebirge. Husum: Verlag der Nation 2002. 190 S. 15,95 €

Dem Autor ist durchaus zu bestätigen, daß es ihm gelungen ist, Fontanes Aufenthalte im Riesengebirge umfassend darzustellen, die Zeitverhältnisse und die Menschen, denen Fontane dort begegnete, dem Leser lebendig zu machen. Wir erhalten nicht nur Einblick in die persönlichen Beziehungen Fontanes zu dieser Gebirgslandschaft, in Begegnungen mit Freunden, Bekannten, sondern auch in Entstehungsphasen jener Werke, zu denen er durch diese Region inspiriert wurde. Insofern bietet Wörffel auch

einen Blick in die Werkstatt des Schriftstellers während seiner Aufenthalte in Hermsdorf, Krummhübel u. a. Orten. Schließlich kommen auch einige Zeitzeugen aus Schriften früherer schlesischer Heimatforscher über Fontane zu Wort, die heute nur noch in schwer zugänglichen Publikationen zu finden sind.

Den zehn Sommeraufenthalten Fontanes im schlesischen Riesengebirge zwischen 1868 und 1892 ist ein topografischer und kulturgeschichtlicher Abriß dieser Landschaft vorangestellt. Dadurch

kann sich der Leser ein Bild von der Entwicklung der ursprünglichen Bauerndörfer zu modernen Luftkurorten und folglich zu dem im letzten Drittel des 19. Jh. einsetzenden Tourismus machen. Fontanes zunehmende Sorge, durch »vorüberflutende Touristen« (114) an innerer Ruhe einzubüßen, läßt sich in diesem Zusammenhang besser nachvollziehen.

Die benutzte Primär- und Sekundärliteratur wurde verzeichnet, aber im Interesse eines ungehinderten Leseflusses auf einen Anmerkungsapparat verzichtet. Allerdings zitiert Wörffel auch aus z. T. unveröffentlichten Reise-Notizbüchern Fontanes (52, 78, 154) und aus Aufzeichnungen von bzw. über Zeitzeugen (71, 96, 107 f.). Da es sich um bisher kaum bekannte Texte handelt, hätte man gern ihre Quellen erfahren.

Fontanes Aufenthalte werden in einem weitgefächerten Spektrum, die Kapitel chronologisch geordnet, komprimiert, doch recht einfühlsam beschrieben. Wir erhalten Aufschluß über seine Beobachtungen, Wandertouren und Erlebnisse mit Angehörigen, Freunden und Anwohnern, darunter Persönlichkeiten, über die bisher wenig oder gar nichts bekannt war (96, 110, 127, 135). Auch auf Fontanes Lektüre und auf seine Arbeit an verschiedenen Manuskripten während der einzelnen Gebirgsaufenthalte geht Wörffel ein. Weiten Raum nimmt die Schilderung von Motiven und Etappen der Arbeit an *Quitt* und den in der Gebirgsregion spielenden Erzählungen *Der letzte Laborant*, *Gerettet*, *Eine Nacht auf der Koppe* u. a. ein. Akribisch ver-

zeichnet Wörffel (nach alten Unterlagen) viele der von Fontane und seinen Angehörigen aufgesuchten Quartiere, Ausflugslokale und Sehenswürdigkeiten. Durch ein Orts- und Personenregister (170 ff.) erleichtert er dem Leser das Auffinden. Eine dem Text angeschlossene Vita in Kurzform ermöglicht es, Fontanes Urlaubsreisen in die schlesischen Gebirgsorte auf einen Blick zu erfassen und zeitlich einzuordnen (163 ff.). Leider sucht man vergebens die polnischen Orts- und Landschaftsnamen – ein erheblicher Nachteil für jeden, der heute und morgen den Spuren des Dichters im polnischen *Nationalpark Riesengebirge* (Karkonoski Park Narodowy) nachgehen möchte. Auch für polnische Leser, die der deutschen Sprache mächtig sind, dürfte das die Zuordnung der früheren Namen zu den jetzigen in vielen Fällen erschweren. Ähnliches gilt für zahlreiche Bildunterschriften. Zudem lassen Aufnahmen aus jüngerer Zeit genauere Daten vermissen; der Autor begnügte sich damit, sie auf »heute« zu datieren (12, 13, 22, 29, 30, 36, 38, 40, 50, 54 u.a.). Auch der Abbildung des Friedlaender-Hauses (65) fehlt die jetzige Straßenbezeichnung, das Entstehungsdatum und die Quellenangabe. Das ist besonders bedauerlich, weil diese Wohnstätte meines Wissens bisher bildlich nicht nachgewiesen wurde. Merkwürdig erscheint dem Rezensenten die vorangestellte *Lageskizze des Riesengebirges* (12). Ohne Rücksicht auf die 1945 stattgefundenen territorialen Veränderungen enthält sie nur deutsche Bezeichnungen. Erst auf Seite 14 erfährt man beiläufig im Text: »Heute

grenzt hier die Tschechische Republik an Polen.«

Die Vorzüge dieser Publikation zeigen sich hauptsächlich in der Zusammenschau Fontanescher Meinungen und Urteile über das schlesische Gebirge und seine Bewohner (100 f., 103, 120, 160 ff.). Man schmunzelt beim Lesen über die ironisch-kritischen Akzente, die Fontane setzte, ohne daß sie jemals die Sympathie überlagerten, die ihn mit dieser Landschaft und ihren Bewohnern verband. Anerkennung verdient Wörffels Komposition des ganzen Textes, dem er – mit Friedlaenders Nachruf vom 1. November 1898 als Auftakt und Finale – einen originellen Rahmen zu geben wußte.

Seine Kommentare gründet Wörfel zumeist auf Fontanes Briefe und gelegentlich auf dessen Tagebuchnotizen. Freilich ist anzumerken, daß die Tagebuch-Angaben im Text mit denen des Lit.-Verzeichnisses erheblich differieren (7 u. 167). Der Korrektur bzw. der Relativierung bedürfen einige Angaben zu Verwandten Fontanes und zu dessen Verhältnissen selbst. Fontanes Sohn George wurde nicht 1852 (164), sondern bereits 1851 geboren, und Pierre Barthélemy Fontane war der Groß-, nicht der Urgroßvater (9) unseres Dichters. Die mit 7–8000 Mark bezifferten Jahreseinkünfte Fontanes in den 80er Jahren (24) müßten belegt werden, zumal die meisten Wirtschaftsbücher seiner Ehefrau Emilie aus jener Zeit seit 1945 als vermißt gelten. Die 1919 veröffentlichten Tagebuchteile aus unterschiedlichen Zeitabschnitten geben keine sichere Auskunft (7). Auch einige Namensverwechslungen schlichen

sich ein. So ist von einer »Schwester Elise« (35) als einer jener zwei Diakonissen die Rede, die der junge Fontane 1849 im Berliner Stift Bethanien in die Pharmazie einführte, doch weder Emmy Danckwerts noch Aurelie von Platen läßt sich dieser Name zuordnen. Reinhold Stöckhardts Frau Constanze, geb. Groszer (83), war die Tochter Theodor Groszers, des »Kupferminenkönigs« aus Berlin. Dessen Bruder Karl, der Schmiedberger Baumeister, kann folglich nicht Stöckhardts Schwiegervater gewesen sein.

Diese Mängel – so wenig sie zu übersehen sind – mindern nicht den Wert des Buches für Fontaneliebhaber unserer Zeit. Als zuverlässige Quelle authentischer Fontane-Texte kann es freilich nicht dienen; zu zahlreich sind die fehlerhaften Wiedergaben von Auszügen aus Fontanebriefen. Dies gilt für die Interpunktion, die Schreibweise mancher Wörter, für eigenmächtige Wortveränderungen, Wortumstellungen oder unbezeichnete Auslassungen, und es betrifft fast alle Briefzeugnisse (33 f., 60, 66, 67, 80, 81, 85, 97, 100, 113, 114 u. a.). Der Autor gibt an, daß die Briefzitate »in der Schreibweise und mit der Interpunktion der handschriftlichen Originale wiedergegeben werden, sofern diese den veröffentlichten Briefen zugrunde liegen« (11). Dies mag seine löbliche Absicht gewesen sein, widerspricht jedoch eminent der tatsächlichen Ausführung. Für Nachauflagen empfiehlt sich eine sorgfältige Korrektur.

□ MANFRED HORLITZ

Fontane und der Adel. Beobachtungen zum *Stechlin*

MONIKA WIENFORT

Fontanes Roman *Der Stechlin*, sein 1898 erschienenes Alterswerk, gilt in der deutschen Literaturgeschichte vielfach als nostalgisch gefärbter Abgesang auf die Herrschaft des preußischen Adels und die traditionelle, ländliche Welt des 19. Jahrhunderts: »Unsere alten Familien kranken durchgängig an der Vorstellung, ›daß es ohne sie nicht gehe«, was aber weit gefehlt ist, denn es geht sicher auch ohne sie [...]. Wohl möglich, daß aristokratische Tage einmal wiederkehren, vorläufig, wohin wir sehen, stehen wir im Zeichen einer demokratischen Weltanschauung. Eine neue Zeit bricht an.« Mit dieser Diagnose des sozialen und politischen Wandels, dem Abschied von der ständischen Ordnung, dem Aufstieg des Bürgertums und der Ankündigung einer neuen Zeit meldet Stechlins bürgerliches Pendant im Roman, der Pfarrer Lorenzen, Zweifel an der Selbstwahrnehmung des Adels an, der sich auch noch am Ende des 19. Jahrhunderts in ungebrochener Kontinuität als Herrschaftsstand beschrieb.

Der wehmütige Ton, in dem Fontane vor allem seine Hauptfigur sprechen läßt, sollte allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Roman in seiner Themenwahl von großer Aktualität erschien. Der preußische Adel war um 1900 nicht nur immer noch vorhanden, was allein schon als erfolgreiche Selbstbehauptung zu werten wäre. Mehr noch, der reiche, grundbesitzende Adel erlebte im deutschen Kaiserreich eine Blütezeit, und erst der Kontrast mit diesen »goldenen Jahren« macht die gravierenden sozialpsychischen Folgen des Ersten Weltkrieges und der Revolution von 1918 für den Adel erklärbar. Kaiser Wilhelm II. unterhielt einen glänzenden Hof, dessen Gesellschaft vom Adel dominiert wurde, und auch politisch schien der Adel überaus erfolgreich. Mit dem preußischen Herrenhaus existierte eine Adeldomäne, die ihre Rolle im Gesetzgebungsverfahren zugunsten des meist adeligen Großgrundbesitzes ausnutzen konnte. Der Bund der Landwirte, eine

moderne neue Interessenorganisation mit überaus großer Durchsetzungskraft und Effizienz, kontrollierte unter der Führung ostelbischer Großgrundbesitzer zahlreiche Parlamentsabgeordnete und focht für den Vorrang des Agrarstaates. Das »demokratische« Zeitalter, das Pfarrer Lorenzen erahnte, besaß aus dieser Perspektive jedenfalls ein Janusgesicht.

Der *Stechlin* avancierte schnell zum Publikumserfolg, offensichtlich genoß eine überaus zahlreiche Leserschaft diesen Bericht aus einer fremden Welt. Die Mehrzahl der Leser dürfte den städtischen bürgerlichen Gruppen oder den neu entstehenden Mittelschichten angehört haben, denn der Adel bildete in Deutschland nur eine verschwindend kleine Minderheit – heutige Schätzungen schwanken zwischen 0,1 und 0,5% der Bevölkerung. Was faszinierte diese Leser an solcher Beschreibung eines konservativen Adligen, den wenig mit der sich ausbreitenden Industriegesellschaft zu verbinden schien? Warum teilte das Lesepublikum die Sympathie, die Fontane offensichtlich seinem Protagonisten entgegenbrachte? In der Forschungsliteratur zum *Stechlin* ist gelegentlich das Fehlen einer dramatischen Handlung durchaus kritisch angemerkt worden. *Der Stechlin* ähnelt tatsächlich eher einem Monumentalgemälde mit artifiziell gestalteten Figuren als einer Entwicklung dramatischer Handlung, weist aber gerade damit über den Realismus des 19. Jahrhunderts hinaus. Für eine solche Interpretation spricht nicht zuletzt die Darstellung des Adels im Roman.

Fontane entwirft im *Stechlin* ein Bild vom preußischen Adel, das in besonderer Weise mit Kontrasten und Gegensätzen arbeitet. Ein näherer Blick auf Fontanes Charakterbeschreibungen zeigt, daß es sich um sorgfältig ineinander verflochtene Motive, mithin um Stilisierungen handelt, die eine für die Moderne typische Ambivalenz der Deutung erlauben. Der Romancier entwickelt sein Adelsbild in Gegensätzen, grob gesprochen, in dem Entwurf von zweierlei Adel, die es dem Leser erlauben, sich immer wieder mit jeweils einer Version zu identifizieren. Nicht die moralische Eindeutigkeit von gut und böse, sondern eine Vielfalt von Konstellationen bestimmt das Adelsbild.

Der Roman beginnt mit einer Schilderung der topographischen Lage des Sees Stechlin, der wie Dorf und Schloß den Namen der Adelsfamilie trägt. Hier findet sich keine Differenzierung, keine Dichotomie; Familie, Gegend und Leute erscheinen als untrennbare Einheit. »Land und Herrschaft« (Otto Brunner) wird durch und mit dem Adel ausgedrückt. Stechlin erscheint als Inbegriff der alteuropäischen Welt. Allerdings spielt Fontanes Roman in der Gegenwart des 19. Jahrhunderts. Und bereits auf der ersten Seite wird das Motiv eingeführt, das die Gegensätzlichkeit als Prinzip erahnen läßt. Der See Stechlin wirkt zwar meist als Inbegriff der Ruhe in dieser abgelegenen Gegend der Mark Brandenburg, aber manchmal spiegelt er große Ereig-

nisse: »Das mit dem Wasserstrahl, das ist nur das Kleine, das beinahe Alltägliche; wenn's aber draußen was Großes gibt, wie vor hundert Jahren in Lissabon, dann brodelts hier nicht bloß und sprudelt und strudelt, dann steigt statt des Wasserstrahls ein roter Hahn auf und kräht laut in die Lande hinein.« Der See Stechlin reagiert auf die Ereignisse in der weiten Welt, in dem er selber zum Ereignis wird. Allerdings erfolgt die Reaktion nur zeitlich begrenzt, dann kehrt die Ruhe zurück. Die äußerliche Ruhe, die auch das ländliche Leben kennzeichnet, bedeutet keinen Stillstand der politisch-sozialen Ordnung. Auch hier dominiert der Wandel über die Stabilität.

Dubslav von Stechlin besitzt manche Eigenschaft, die dem landläufigen Bild des preußischen Adligen auf den ersten Blick zu widersprechen scheint. Er ist ein »Original« und verweigert die unbedingte Vorherrschaft der Konvention. Adelsstolz und Standesdünkel sind ihm fremd, sein nächster Umgang besteht aus dem Pfarrer, dem Lehrer und dem Diener Engelke. Nur über Engelke übt Stechlin offensichtlich Herrschaft aus, gleichzeitig nimmt dieser die Stellung des »Vertrauten« ein, »aber ohne Vertraulichkeit«. Die Distanz zwischen Herr und Diener scheint äußerlich intakt, im Innern der Personen aber aufgehoben und ohne Bedeutung. Fontane schreibt damit gegen manche Motive der bürgerlichen Adelskritik an: Nach dem Tod seiner Ehefrau hatte der Stechlin die besonders im Adel nicht zuletzt aus ökonomischen Gründen übliche Wiederverheiratung verweigert. Das Ideal der Liebesehe siegte – im Gewand einer eigenwilligen Theologie – über Konvention und Berechnung: »Wir glauben doch alle mehr oder weniger an eine Auferstehung« (das heißt, er persönlich glaubte eigentlich nicht daran), »und wenn ich dann oben ankomme mit einer rechts und einer links, so ist das doch immer eine genierliche Sache.« Selbst wenn sich die bürgerliche Leserschaft über die Vielfalt der möglichen Gründe für eine Partnerwahl durchaus im Klaren war, sympathisch wirkte dieser Verzicht »halb aus Ordnungssinn und halb aus ästhetischer Rücksicht« allemal. Dubslavs dreimal verheirateter Vater jedenfalls schien in dieser Perspektive moralisch unterlegen – buchstäblich aus einer anderen Zeit mit anderen Werten.

Solche »noble« Zurückhaltung übt Dubslav von Stechlin auch in anderen Dingen. Er zieht es vor, von seinem Schloß als »Haus« zu sprechen und wendet sich damit ausdrücklich gegen das Repräsentationsbedürfnis eines Adels, der im Zweifel auch über seine Verhältnisse lebt. Persönliche Bescheidenheit und Einsicht in seine Grenzen zieren den beinahe ärmlich lebenden Junker. Die Pracht der Berliner Hofgesellschaft des Kaiserreichs, die vom Adel dominiert wurde und Bürgerlichen wenig Chancen der Zugehörigkeit bot, scheint als das ungenannte, dem zeitgenössischen Leser aber stets präsente Gegenbild. Auch die Bismarck-Verehrung des Kaiserreichs findet

keine ungeteilt wohlwollende Darstellung. Dubslav von Stechlin besitzt angeblich einen »Bismarckkopf«, zieht aber als Vorbild Friedrich den Großen vor. Bismarcks Genius scheint auf irdische Größe zurechtgestutzt, der Kaiser dagegen findet überhaupt keine Erwähnung, eine Tatsache, die durchaus als Kritik am Monarchen gelesen werden kann.

Zweierlei Adel kommt auch bei den Stechlinen selber vor. In der Familie verkörpert Dubslavs Schwester Adelheid einen gegensätzlichen Adelstypus. Adelheid residiert als Stiftsdame, als Domina, im Kloster Wutz. Bürgerliche Berufe blieben den adligen Frauen im 19. Jahrhundert verschlossen, als Alternative zur Eheschließung kam für katholische Adlige das Kloster, für Protestantinnen das Stift infrage. Für die kinderlose Adelheid stellt die Familie den höchsten Wert dar. Adelheid unterstützt den verarmten Bruder aus »Familiengefühl«, ihren Neffen Woldemar aber aus herzlicher Zuneigung. Sie steckt voller Standesstolz, beschränkt allerdings ihre Loyalität auf den märkischen und pommerschen Adel: »Ich will nicht ausführen, wie's bei schärferem Zusehen auf dem adligen Gesamtgebiete steht, aber doch wenigstens ein paar Andeutungen will ich machen. Ich habe sie von allen Arten gesehen. Da sind zum Beispiel die rheinischen jungen Damen, also die von Köln und Aachen; nun ja, die mögen ganz gut sein, aber die sind katholisch, und wenn sie nicht katholisch sind, dann sind sie was anderes, wo der Vater erst geadelt wurde. Neben den rheinischen haben wir dann die westfälischen. Über die ließe sich reden. Aber Schlesien. Die schlesischen Herrschaften, die sich mitunter auch Magnaten nennen, sind alle so gut wie polnisch und leben von Jeu und haben die hübschesten Erzieherinnen; immer ganz jung, da macht es sich am leichtesten. Und dann sind da noch weiterhin die preußischen, das heißt die ostpreußischen, wo schon alles aufhört. Nun, die kenn' ich, die sind ganz wie ihre Litauer Füllen und schlagen aus und beknabbern alles. Und je reicher sie sind, desto schlimmer.«

Adelheids Aufzählung spiegelt die Friktionen des deutschen Adels im 19. Jahrhundert. Die konfessionelle Scheidelinie trennte Altpreußen vom Westen und vom Süden Deutschlands. Eheschließungen zwischen protestantischen und katholischen Adligen blieben selten. In der adligen Geselligkeit, in der Erziehung und Ausbildung berührten sich die Lebenskreise kaum. Die Protestanten gehörten dem Ritterorden der Johanniter an, die Katholiken wirkten als Malteser. Am kaiserlichen Hof in Berlin verkehrten nur wenige katholische Adelsfamilien, hier blieb der Kulturkampf noch über die Jahrhundertwende hinaus unvergessen.

Frisch nobilitierte Familien konnten weder in Preußen noch in anderen deutschen Adelsregionen auf die Anerkennung gesellschaftlicher Ebenbürtigkeit hoffen. Frau von Gundermann, Dubslav von Stechlins Nachbarin,

Ehefrau eines »Bourgeois« und »Parvenues« mit frisch erworbenem Adel, beklagt sich bitter über die Zurückhaltung des märkischen Adels: »Die Leute hier, mit denen wir eigentlich Umgang haben müßten, sind so diffizil und legen alles auf die Goldwaage. Das heißt, vieles legen sie nicht auf die Goldwaage, dazu reicht es bei den meisten nicht aus; nur immer die Ahnen. Und sechzehn ist das wenigste. Ja, wer hat gleich sechzehn?« Dubslav von Stechlin, der die Gundermanns empfängt, obwohl sich Gundermann als politisch intrigant erweist, bildet die Ausnahme. Er leistet sich die Großzügigkeit, die Aufsteiger in seine allerdings wenig adlig geprägte Geselligkeit einzubeziehen. Typisch für den Adel Preußens war das nicht.

Schlesien und Ostpreußen, die Provinzen, die von Adelheid mit Mißtrauen betrachtet werden, waren Grenzländer mit ethnisch vielfältiger Bevölkerung und kulturellen Verbindungen auch jenseits der Grenzen. Adelheid reagiert auf diese Fremdheit nicht mit dem Rückzug auf die deutsche Nation wie das Bürgertum, sondern mit einem Bekenntnis zur eigenen Provinz oder gar zu einer noch engeren lokalen Einheit: der Mittelmark. Das Kaiserreich, die Verwirklichung des bürgerlichen Traums von der Nation, von Macht und Größe, spielt in Adelheids »junkerlicher« Wahrnehmung keine Rolle. Ihre Ressentiments gelten vielmehr einem reichen Adel, der einen glänzenderen Lebensstil pflegt, als es sich die mehrheitlich vergleichsweise armen 20.000 Adelsfamilien in Preußen leisten können. Adelheids Wunsch nach einer »märkischen Heirat« für ihren Neffen Woldemar votiert letztlich für eine ständische Selbstvergewisserung, wie sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit den Provinziallandtagen noch dominant schien, im Kaiserreich aber an Bedeutung verloren hatte.

Wenn von *dem* preußischen Adel also nicht die Rede sein konnte, umso weniger ließ sich von einer Einheitlichkeit des deutschen Adels in konfessioneller, rangmäßiger und wirtschaftlicher Hinsicht sprechen. Was Adelheid in trotziger Selbstbehauptung feststellt, lief allerdings den vereinheitlichenden, nationalisierenden Tendenzen des Kaiserreichs zuwider, welche die politische Kultur in Deutschland zunehmend prägten. Der Adel, so schien es, geriet damit in eine doppelte Außenseiterposition: Nicht bloß ständisch-exklusiv, sondern daneben antinational, provinziell, bezogen auf den eigenen Staat Preußen, Bayern oder Hessen definierte er sich.

Aus Adelheids Perspektive wirken die Gräben zwischen den Adelsgruppen und -regionen so tief, daß eine Verschmelzung – das Konnubium – ihr wenig empfehlenswert erscheint. Sie stellt »Kleinadel über Hochadel, Junker über Graf« und lehnt damit die adlige Konvention ab, die Rangunterschieden größte Bedeutung beimaß. Ihr Neffe Woldemar allerdings folgt ihren Ratschlägen nicht. Er entscheidet sich für die Eheschließung mit der Kom-

tesse Armgard, einer Tochter des Grafen Barby. Die Barbys aber verkörpern einen gänzlich anderen Adelstypus als die Stechline. Graf Barby besitzt »Rübenboden im Magdeburgischen und Mineralquellen im Graubündischen«. Er hat als Botschaftsrat lange Jahre in London gelebt und kombiniert Weltläufigkeit mit einem aristokratischen Liberalismus: »Dieser Barby, dessen Familie, glaub ich, vordem zu den Reichsunmittelbaren gehörte, dem steckt noch so was von ›Gottesgnadenschaft‹ in den Knochen, und das gibt dann die bekannte Sorte von Vornehmheit, die sich den Liberalismus glauben zu können.« Die Vorstellung, die Existenz eines adligen Liberalismus, der deutschen »Whigs«, zeuge für eine Annäherung zwischen Adel und Bürgertum, beruht nach Fontane auf einem Mißverständnis. Adelsliberalismus erwuchs nicht aus der Nähe, sondern im Gegenteil aus der Distanz zum Bürgertum, in der Regel aus einer wirtschaftlichen Unabhängigkeit, von der die Mehrheit der preußischen Adligen im 19. Jahrhundert nur träumen konnte.

Auf der anderen Seite erschien eine märkische Adelsgesellschaft, der jeglicher Liberalismus fern lag. Die Konservative Partei in der Grafschaft Ruppin, für die Dubslav von Stechlin erfolglos in den Reichstagswahlkampf zieht, besteht aus den Rittergutsbesitzern und Domänenpächtern sowie dem ländlichen Bürgertum mit Gerichtsräten, Forst- und Steuerbeamten, Pfarrern und Gymnasiallehrern. Der Adel gibt den Ton an, stellt allerdings seine Anpassungsfähigkeit an die Moderne selber zur Disposition, wenn er den Edlen Herrn von Alten-Friesack als Präsidenten der Tafel installiert, welche für viele den Hauptzweck des lokalen Wahlaktes bildet. Alten-Friesack ist alt und häßlich, vor allem kann er nicht mehr sprechen. Unfähig, den obligatorischen Toast auf den Kaiser auszubringen, scheint Alten-Friesack als Repräsentant der lokalen Gesellschaft überaus ungeeignet. Trotzdem entscheidet man sich für ihn: »Die einfache Tatsache, daß der Alte von Alten-Friesack da säße, sei viel, viel wichtiger als eine Rede, und sein großes Präbendenkreuz ziere nicht bloß ihn, sondern den ganzen Tisch.« Alten-Friesack verkörpert in mehr als einer Hinsicht den alten Adel der Provinz, den Leistungsanforderungen nicht interessieren. Den Reichstagsitz allerdings gewinnen die Sozialdemokraten, dem Adel bleibt nur der Rückzug auf das preußische Herrenhaus als dezidiert adlig-agrarische Interessenvertretung.

Fontanes Umgang mit den Gegensätzen läßt sich als beinahe spielerisch beschreiben. Die Heirat von Woldemar und Armgard erfolgt augenscheinlich zwischen zweierlei Adel. Die Heirat verbindet den märkischen Junker, der als Offizier Dienst tut, bis der Erbfall eintritt und er auf das väterliche Gut zurückkehrt einerseits und die Tochter einer ehemals reichsadligen Familie mit internationalen Verbindungen andererseits. Aber dieser sorgfältig

konstruierte Gegensatz erweist sich als nur oberflächlich. Die bescheidene Armgard, nicht ihre Schwester, die glänzende Weltdame Melusine, gewinnt den Junker für sich. Kann sie sich auch zu Beginn ihrer Ehe ein Leben fern von Berlin nicht vorstellen, ändert sich das schnell. Aus Armgard wird die ideale adlige Gutsherrin, die im Leben auf dem Land ihre Bestimmung findet. Und auch Woldemar entspricht nicht dem ungebildeten und engstirnigen Junker-Offizier des bekannten Klischees. Sein Regiment zeichnet ihn durch eine ehrenvolle Mission aus, die ihn nach London führt. Dort kann er sein Interesse für die Vielfältigkeit von Menschen und Dingen im Ausland unter Beweis stellen. Fontanes Konzept zeichnet den Moment des Wandels nach, indem die Adelsentwürfe undeutlich werden, verschwimmen und ineinander übergehen.

Differenz und Gegensätzlichkeit zeichnen im übrigen auch die adligen Frauen in Fontanes Roman aus. Die Gräfin Melusine und Adelheid von Stechlin haben einander wenig zu sagen: »Daß man sich gegenseitig nicht mochte, war der einen so gewiß wie der andern. Sie waren eben Antipoden: Stiftsdame und Weltdame, Wutz und Windsor, vor allem enge und weite Seele.« Beide lehnen einen Austausch zwischen ihren Lebenswelten ab, akzeptieren aber eine übergeordnete Zugehörigkeit zum Adel jenseits der Unterschiede der Persönlichkeiten. Graf Barby drückt dieses Zusammengehörigkeitsgefühl aus, da er »in seiner Güte« alles, was Adelheid sagt, »sehr verständig« findet. Zwischen den beiden »Antipoden« steht vermittelnd Armgard, die weder Stifts- noch Weltdame ist, sondern als zukünftige Gutsherrin mit beiden Frauen Gemeinsamkeiten besitzt. Mit der Stiftsdame verbindet Armgard das Leben auf dem Land und dessen Grenzen, mit ihrer Schwester Melusine teilt sie Herkunft und Erziehung eines weltläufigen Adels. Armgard schafft die Verbindung zwischen den Frauen, ohne die Gegensätzlichkeiten und Antipathien aufzuheben.

Während die Männer im *Stechlin* wenigstens äußerlich noch an ihren Stand gebunden sind, erscheint eine weibliche Figur als Inbegriff der Flexibilität der neuen Ordnung: Ermytrud Katzler, die Ehefrau des Oberförsters, ist von hohem Adel und als Prinzessin geboren. »Man weiß nie recht, wie man mit ihr dran ist und wie man sie nennen soll, Oberförsterin Katzler oder Durchlaucht.« Die Unsicherheit, die nicht bloß Dubslav von Stechlin im Umgang mit der hochgeborenen Frau spürt, führt zu einem harten Verdikt über solche Standesänderung: »Arme Durchlaucht. Es ist doch nicht gut, wenn Prinzessinnen in Oberförsterhäuser einziehen. Sie sind dann aus ihrem Fahrwasser heraus und greifen nach allem möglichen, um in der selbstgeschaffenen Alltäglichkeit nicht unterzugehen.« Der Gegensatz von Försterin und Prinzessin ist zu groß, eine solche Ehe leistet keine

Verbindung von Adel und Bürgertum, sondern führt bloß zu gesellschaftlicher Irritation. Was Armgard an Verbindendem für den Adel leisten kann, bleibt Ermyntrud versagt.

Das Gegenbild zur aristokratischen Wahltafel der Konservativen Partei bildet in Geschlechterperspektive das adlige Stift Wutz, in dem außer Adelheid nur noch wenige adlige Fräulein ein zurückgezogenes Leben führen. Adelheids Einladung an ihren Neffen und dessen Freunde stellt den adligen Damen ein überaus erwünschtes geselliges Ereignis dar. Die Konversation allerdings mißlingt beinahe vollständig. Woldemar zieht sich auf seit langem Auswendiggelerntes über ehemalige Konventualinnen des Klosters zurück, außerdem spricht man über die Namen von Weinen. Wie der männlichen Tischgesellschaft im Wirtshaus von Rheinsberg ist den Damen der leibliche Genuß am wichtigsten. Die Stiftsdamen sterben im buchstäblichen Sinn aus. Weder die Dominanz des männlichen Adels in der Konservativen Partei noch die Existenz der Stiftsdamen besaß damit eine gesellschaftliche Zukunftsperspektive für das 20. Jahrhundert.

Fontanes Gestaltung des preußischen Adels im *Stechlin* bezieht ihren Reiz vor allem aus den künstlerischen Stilisierungen von verschiedenen Adelstypen. Fontanes Bilder sind mehrdeutig und erlauben dem Leser, den jeweiligen Protagonisten Sympathie und Verständnis entgegenzubringen. Soziale Herkunft und politische Einstellung der Hauptpersonen werden durch eine auf die Menschlichkeit der Figuren bedachte Darstellung relativiert. Das dichotomische Prinzip, das es dem Dichter erlaubt, »zweierlei« Adel in jeweils unterschiedlichen Zusammenhängen zu konzipieren, leistet dazu einen wichtigen Beitrag. Das berühmte Zitat aus dem *Stechlin*, Pastor Lorenzens Ausspruch »Lieber mit dem Alten, soweit es irgend geht, und mit dem Neuen nur, soweit es muß« sollte weniger, als das bislang geschehen ist, als eine nostalgische Liebeserklärung Fontanes an den Adel und damit als ein Plädoyer des Romanciers für die alte Ordnung interpretiert werden. Fontanes Adelskonzept läßt viel Raum für Gegensätze, ohne eindeutige moralische Bewertungen und einfache Lösungen anzubieten. Nichts könnte moderner sein als diese Multiperspektivität.

Eine »freundliche Ueberraschung hinsichtlich des Honorars«.

Noch einmal Fontane und der Springer-Verlag – unbekanntes Material und eine Zusammenstellung der Presse-Reaktionen

KLAUS-PETER MÖLLER

Erst nach dem Erscheinen des Beitrages zur Beziehung Fontanes mit dem Julius-Springer-Verlag in den *Fontane Blättern* 74 (2002) konnte der Verbleib der Original-Unterlagen geklärt werden. Die Akte Fontane, die einem Mitarbeiter des Verlags zum Geschenk gemacht worden war, ist später von der Familie wieder an das Verlags-Archiv zurückgegeben worden, wo sie sich heute befindet und derzeit restauriert wird. Mit Hilfe der in diesem Konvolut zusammengestellten Schriftstücke – Briefe Fontanes, Gegenbriefe Springers, Zeitungs-Ausschnitte – lassen sich die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des Buches *Jenseit des Tweed* detailliert darstellen. Im Folgenden sollen ausgewählte Dokumente aus dieser Akte vorgestellt werden, die bisher noch gar nicht bekannt geworden sind oder mit deren Hilfe überlieferte Irrtümer und Fehler berichtigt werden können.

Unter anderem wird durch diese Archivalien die Vermutung gestützt, Fontanes Dankesbrief vom 5. Juni 1860 an Springer beziehe sich nicht auf die Höhe des tatsächlich gezahlten Honorars,¹ sondern lediglich auf den früheren Zahlungstermin. Wie aus mehreren Briefen hervorgeht, war Fontane im Frühjahr 1860 in arge pekuniäre Schwierigkeiten geraten. Am 1. Mai 1860 bat er Wilhelm Hertz, dessen Hilfe er bereits mehrfach in Anspruch genommen hatte, erneut bei Julius Springer zu vermitteln: »Sie wissen daß ich von Springer ein zusammengeschrumpftes Honorar von 100 rtl. bekomme, dessen ich sehr benöthigt bin, mindestens der Hälfte. Das einfachste wäre nun, ich schriebe an Springer direkt, meine Ahnungen aber, die selten täuschen, sagen mir, daß er mir's abschlagen würde. Meine Anfrage ist nun die: stehen Sie wohl so zu ihm, daß Sie ihm sagen können: »der Fontane braucht Geld, wenn er sich die Hälfte des Honorars *jetzt* erbittet, so sperr Dich nicht lange«. (Eigentlicher Zahlungstermin des Ganzen ist 1^{ter} Juli.)«² Wie aus einem Bearbeitungsvermerk hervorgeht, richtete Wilhelm Hertz bereits am folgenden

Tag, also am 2. Mai, ein entsprechendes Schreiben an Julius Springer. Am 3. Mai kam Fontane in einem Brief an Hertz erneut auf sein Anliegen zu sprechen, es war offenbar ziemlich dringend: »Sie (die 50) sind ausgeblieben. Auch gut. Ich sage wie York bei Laon: »nun dann muß es auch so gehn.«³ Bereits am 4. Mai teilt er Hertz jedoch mit, daß das Geld von Springer eingetroffen sei: »Saladin hat den kranken König Hasenherz beschämt und ihm durch 50 Tropfen die Gesundheit wiedergegeben. Diese Kunde geht auf 2 Wegen in die Welt [...]«⁴. Dieser Satz bezieht sich nicht auf den zweiten erhaltenen Brief vom selben Tag an Hertz, in dem es heißt: »Für *Ihre* große Freundlichkeit nochmals meinen besten Dank; übrigens ist heute unberufen [...] ein Glückstag, von allen Seiten kommt Geld.«⁵ Auch an Springer schickte Fontane eine Empfangsbestätigung, die also auf den 4. Mai 1860 zu datieren ist: »Besten Dank für die Uebersendung der 50 Rtl. a Conto meines Honorars. Dass ich meine Bitte Ihnen nicht direkt vorgetragen habe, wollen Sie gütigst entschuldigen. [-] Je eher das Buch ausgegeben wird, desto lieber ist es mir; Reisezeit und Reiselust beginnen ja ohnehin mit dem Mai.«⁶ Mit diesen Zeilen antwortete Fontane auf den Brief seines Verlegers, der ihm am 3. Mai geschrieben hatte: »Sehr werther Herr, [-] Ich reise morgen nach Leipzig, schließe hier gleich [-] 50 Thaler [-] á Conto Ihres Honorars bei, deren Empfang Sie mir gefäll. anzeigen wollen. [-] Mit dem Satz geht es so stark vorwärts, ich hoffe, daß wir das Buch im Mai noch ausgeben können.«⁷

Tatsächlich wurde der Druck der 1. Auflage im Mai abgeschlossen. Am 1. Juni 1860 schickte der Berliner Buchdrucker Gustav Lange⁸ die Faktura, also die Rechnung, die bei Lieferung der Ware übersandt wurde, an den Verlag. Bereits am 5. Juni bestätigte Fontane den Empfang seiner Frei-Exemplare sowie der eigentlich erst am 1. Juli fälligen zweiten Rate des Honorars: »Sehr verbunden für Ihre freundliche Ueberraschung hinsichtlich des Honorars, so wie für gütige Uebersendung der 12 Frei-Exemplare. Möge das Buch einen passablen Erfolg haben, das wünsch ich Ihnen und mir!«⁹ Diese zweite Raten-Zahlung ist durch einen Post-Einzahlungs-Schein belegt, adressiert an Theodor Fontane, datiert vom 4. Juni 1860. Sie belief sich ebenfalls auf 50 Taler. Obwohl die Überlieferung lückenhaft ist, kann man davon ausgehen, daß Springer keine weiteren Honorarzahungen an Fontane geleistet hat. (vgl.: Abb. S. 136)

Auch über einen anderen Wunsch des Autors erhalten wir aus der Verlagskorrespondenz näheren Aufschluß. Fontane hatte in seinem Brief vom 19. Februar 1860 an den Verleger die Bedingung gestellt, zwei oder drei auf Velin-Papier gedruckte Exemplare zu erhalten, was dieser in seiner Antwort vom 20. Februar zunächst rundheraus ablehnte.

An Franco sind baar bezahlt


Das am heutigen Tage

Quantität	1 Brief
Charakter Werth	Recommandirt. 50 ^{/-}
Wohin und Wozu	V. V. V.
Adressat	L. v. Fontane
Bestimmungs- Ort	St. Langensiefen

zur Beförderung mit der Post richtig eingeliefert worden,
wird hierdurch von Amt wegen bescheinigt.

Berlin, den 2ten Juni 1860

Königl. Hof-Post-Amts-Annahme-Expedition.

 Hr. H. Hansen

Der Anspruch auf Entschädigung an die Postverwaltung erlischt mit Ablauf von sechs Monaten, vom Tage der Anlieferung der Sendung an gerechnet (Befehl vom 5. Juni 1852 §. 18.)

*Einzahlungsbeleg für
die 2. Rate des Honorars*

Herrn Th. Fontane Wohlgeb.

den 20/2 1860.

Geehrter Herr.

Nach Empfang Ihres Werth. v. Gestrigen sehe ich also die Bedingungen, unter denen Ihre Bilder in meinem Verlage erscheinen sollen, als verabredet und feststehend an, ersuche Sie mir den übrigen Theil des Manuscriptes demnächst gefäll. zu übersenden und mit dem Druck beginnen lassen zu können.

Die Zahlung des Honorars zum 1 July d. J. sage ich Ihnen wie auch 12 Freixemplare [zu]. ich nehme zu dem Buche ein sehr feines Papier, so daß ein besonderer Abdruck auf einem andern Velinpapier kaum nöthig sein wird.

Das berührte Vorwort glaubte ich im Interesse des Buches wünschen zu müßen doch dies aber füglich ganz Ihnen überlassen und bitte Sie nur, den

Gegenstand während des Druckes nochmals in Ueberlegung zu nehmen. Indem ich also der gefälligen Uebersendung des vollständigen Manuscriptes entgegensehe zeichne ich

Hochachtungsvoll

Julius Springer¹⁰

Fontane erwidert am 21. Februar: »Wegen der Velin-papier Exemplare sprechen wir wohl noch mündlich; ich habe z. B. dem König von Baiern, außerdem dem Grafen v. Bernstorff in London, eine Art Devotions-Exemplar zu überreichen und wünschte freilich, daß sich diese Exemplare besonders gut präsentirten. Die Mehr-Kosten trag ich natürlich.«¹¹ Ob Springer dieser Forderung schließlich nachgab, weil das Papier, auf dem die gewöhnlichen Exemplare abgedruckt sind, doch nicht die behauptete Qualität besaß,¹² und ob er tatsächlich vom Autor die Bezahlung der auf Velin abgezogenen Exemplare verlangte, ist nicht bekannt. Zweifellos sind aber einige besser ausgestattete Bände hergestellt und dem Autor ausgehändigt worden. In dem Begleitschreiben, mit dem der Buchdrucker Gustav Lange dem Springer-Verlag am 1. Juni 1860 die Rechnungen für die fertiggestellte Auflage präsentierte, heißt es: »Hierbei die Facturen. – 4 Exempl. auf Schreibvelin von Fontane. Schottland haben Sie wol bereits gestern durch den Boten von Blau¹³ empfangen?«¹⁴ In seinem Brief vom 5. Juni bedankt sich Fontane für die erhaltenen 12 Frei-Exemplare, in einem Nachsatz schreibt er: »Für die 4 Exemplare auf Velinpapier dank' ich noch besonders.«¹⁵ Offenbar hat Springer dem Autor acht einfache und vier auf besserem Papier abgezogene Exemplare geschickt. In seinem Brief vom 19. Februar 1860 hatte Fontane 15 Frei-Exemplare verlangt, die der Verleger in seiner Antwort vom 20. Februar auf 12 herunterhandelte. Bei dieser Vereinbarung ist es offenbar trotz der mündlichen Rücksprache geblieben. Wo sich die »Devotions-Exemplare« heute befinden, ist bisher nicht bekannt geworden.

Die Produktion wurde zügig in Angriff genommen, verlief allerdings nicht ganz ohne Reibungen. Bereits am 3. März notierte Springer auf einem Blatt des Briefes Fontanes vom 21. Februar: »3/3. möchte mit d. Druck beginnen, dazu aber d. ganze M. Scr. übersehen, um danach die Druckberechnung treffen zukönnen. Soll mir d. betr. Nr. d. Morgenbl. speziell angeben: von Verlagshand erhält er sie doch lange noch nicht. [-] Wegen d. Ex. auf Velinpa. sprechen wir also noch.«¹⁶ Am 9. März erbat Springer von Gustav Lange eine Berechnung des Umfangs des geplanten Buches, den dieser am 13. März anhand des immer noch nicht vollständig vorliegenden Manuscripts auf 21 Druckbogen bezifferte. Tatsächlich wurden es am Ende mit der Titelei 22½ Bogen. Auf der Rückseite von Fontanes Brief vom 12. März

1860 notierte Springer am 14. März 1860: »Druck bei Lange beginnt übermorgen [...]«¹⁷ Offenbar hat Springer brieflich am selben Tag um die noch immer fehlenden Manuskriptteile gebeten, denn am 15. März schreibt Fontane: »N^o 28) Lochleven oder besser ›Lochleven Castle‹ befindet sich unter dem M.S. das ich Ihnen vor 8 Tagen überbrachte. Es sind 2 Aufsätze ([über der Zeile eingefügt: mit Dinte] geschriebene) die in einander gesteckt sich in dem Heft der ›Berliner Revue‹ befinden, der eine ›Linlithgow‹ der andre ›Lochleven-Castle‹. [...] Es fehlen noch Melrose und Abbotsford und vielleicht der Aufsatz ›Hochland und die Hochländer‹; er enthält eine kleine Abhandlung über Clanwesen etc.«¹⁸ Am 24. März trifft bereits der erste Korrekturbogen bei Springer ein. In einem Brief an Fontane schreibt der Verleger:



Julius Springer

Herrn Th. Fontane Wohlgeb.

24. März 60

Geehrter Herr,

Ich erhalte soeben einen Abzug von Bogen 1. unserer Reisebilder. Zunächst frage ich an, ob Sie nichts dagegen haben, wenn das Werk durchgehend mit s. g. lebenden Columnentiteln versehen wird d. h. über jeder Columnne der in der Ueberschrift angekündigte Inhalt. Das Buch bietet dadurch beim durchblättern gleich mehr Mannigfaltigkeit.

Dann bitte ich mich gef. wissen zulaßen, ob Sie nach gemachter Correctur den Satz so gut gefunden, daß Sie eine zweite nochmalige Correctur, für die ich natürlich sorgen würde, noch für nöthig halten.

Daß die Druckerei die von Ihnen bestimmte Reihenfolge der einzelnen Abschnitte einhält, dafür sorgen Sie wohl, falls meine Aenderungen nicht eingehalten werden.

In Eile

Achtungsvoll

Julius Springer¹⁹

Fontane antwortet am Nachmittag desselben Tages, daß er es doch für nötig halte, in einer zweiten Korrektur die Ausführung der ersten Korrektur anhand der von ihm revidierten Bogen zu kontrollieren. Mehrere Briefe aus den Monaten März und April enthalten Hinweise über das Fortschreiten der Satz- und Korrekturarbeiten. Am 17. April erbittet Lange die Fortsetzung des Manuskripts. Am 11. Mai korrigiert er seine Kalkulation des Umfangs auf 22 Bogen und teilt mit: »Aushängebogen 14. 15. 17. 18. erfolgen anbei, Bog. 16 morgen!«²⁰ Die Auflage ist zu diesem Zeitpunkt also bereits zu einem großen Teil gedruckt. Am 13. Mai schrieb Fontane an Springer: »Herr Lange schickte mir gestern Abend die letzten 3 Bogen zur Korrektur. Es fehlt aber noch ein Kapitel und zwar ›Lochleven-Castle‹ dessen M. S. (geschriebenes, zumeist auf großen Briefbogen) ich Ihnen, mit den Kapiteln ›Linlithgow‹ und ›Floddenfield‹ zusammen, persönlich überbrachte. Ich fürchte fast, daß das M. S. verloren gegangen ist, was mir sehr leid thun würde, da jener Reisetag einer der schönsten für mich war. Er würde mir im Buche fehlen, wie ein lieber alter Freund in einer Gesellschaft. Vielleicht läßt sich's noch beschaffen.«²¹ Springer reagierte empfindlich.

14. Mai [60]

Sehr werther Herr,

Eben im Besitz Ihrer w. Zeilen vom Gestrigen muß ich Verwahrung einlegen, daß Sie mir das Manuscript zu dem fehlenden Stücke: Lochleven-Castle ein-

gehündigt, ich beziehe mich auf mein Schreiben v. 14. März, in dem ich Ihnen anzeigte, daß ich zu den von Ihnen in dem gesamten Planverzeichnis mit 22 und 28 bezeichneten Stücken des M. Scr. vermiße. 28. ist aber Lochleven. Und Sie werden wissen, daß Sie seitdem mir kein weiteres Manuscript zugestellt haben; sollte es nicht etwa bei Lange sein? Ich schreibe demselben eben. Jedenfalls wird es doch zu erzeugen sein.

Gegen die gedachte historische Tabelle habe ich nichts u stelle anheim, solche ganz nach Ihrem besten dafürhalten einzurichten, ebenso kann das beabsichtigte Vorwort in Gestalt einer Widmung seinen Zweck vollständig erreichen.

Sicher wird das Buch um Ende dieses Monats fertig werden.

Mit Ergebenheit
achtungsvoll
Julius Springer²²

Fontane antwortet postwendend. Noch am selben Tag schickt er einen Brief an Springer.

Montag d. 14. Mai 60.

Sehr geehrter Herr.

Ich bin meiner Sache ganz gewiss; in eine Nummer der »Berliner Revue« legte ich 2 M. S. Aufsätze hinein: »Linlithgow« und »Lochleven-Castle« und da ich das Ganze als ein eingeseigelttes Päckchen in der Tasche trug, so kann ich einen einzelnen Aufsatz nicht verloren haben. Die beiden M. S. Aufsätze (Linlithgow und Lochleven) steckten so in einander, dass Sie die Ueberschrift »Lochleven Castle« einfach nicht bemerkt haben, was ich mir auch erlaubte, auf Ihre gefällige Anfrage (im März)²³ zu erwidern.

Uebrigens klag' ich niemand deshalb an; ist das M. S. verloren gegangen, so ist es ein kleines Malheur – und zwar nur ganz persönlich für mich, denn für den Erfolg des Buches ist es gleichgültig – was man tragen muss.

Der Aufsatz ist am 25. Dezember v. J. im Feuilleton der Wiener »Presse« erschienen;²⁴ diese süddeutschen Blätter haben aber alle die Tugend, einem die Nummern nicht zu schicken, auch wenn man 3 mal drum bittet und gern bereit wäre das doppelte zu bezahlen.

Glauben Sie in vielleicht 6 bis 8 Tagen das betreffende Blatt aus Wien beschaffen zu können und ist Ihnen weder die Mühe noch die Verzögerung unbequem, so wär es mir allerdings sehr angenehm eben dies Kapitel noch mit im Buche zu haben; andererseits liegt mir nicht so viel daran, dass ich nicht bereit sein sollte, die Sache lediglich von Ihrer Entscheidung abhängig

zu machen.

Die Widmung schreib ich morgen, hoffentlich auch die histor. Tabelle.

Hochachtungsvoll Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

Ich glaube mich nicht zu irren hinsichtlich des Datums jedenfalls aber vom 24. bis 31. also leicht zu finden. Ueberschrift »Lochleven«; trägt auch meine Namens-Unterschrift. – 25

Offenbar gelang es nicht, die fehlenden Manuskript-Teile noch einmal zu beschaffen. Bereits eine Woche später schreibt Fontane an Springer:

Berlin 21. Mai 60.

Tempelhofer Strasse 51.

Sehr geehrter Herr.

Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Bemühung, das bewusste Lochleven-castle Kapitel noch aus Wien zu beschaffen und bedaure aufrichtig (wiewohl mich's nicht überrascht) dass es vergeblich gewesen ist. Wieder schaffen d. h. neu schreiben kann ich's nicht, was ich damals einpackte war das Brouillon das ich nicht zurecht gemacht und überarbeitet hatte. Dabei fällt mir eben ein, dass ich auch die Artikel »Stirling Castle« »Loch Katrine oder the lady of the Lake« und »ein Sonntag in Perth« im Bleistift Brouillon Ihnen überreicht habe, ein Roh-M. S. das hinterher nicht gebraucht wurde, weil die Morgenblatt Hefte noch rechtzeitig eintrafen. Sollte sich der Lochleven Aufsatz vielleicht unter jene 3 Bleistift Brouillons verirrt haben und dort noch entdeckt werden können?!

Findet er sich (was wahrscheinlich ist) nicht, so bitt' ich Sie das Buch erscheinen zu lassen wie es da ist. Den letzten Korrekturbogen (Widmung und historische Tabelle) hat mir Herr Lange noch nicht geschickt.

Hochachtungsvollst Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane²⁶

Die vermißten Aufsätze fanden sich nicht, die erste Ausgabe erschien ohne sie. Womöglich sind die fehlenden Textteile tatsächlich beim Verlag oder in der Druckerei verlorengegangen. Zweifellos hatte Fontane jedoch das entstandene Durcheinander selbst verursacht – durch das Wirrwar von Manuskriptteilen, die er dem Verlag sukzessive übergab und die noch während der Produktion einer Überarbeitung unterworfen wurden, durch seine mehrfachen Änderungen der Struktur des Werkes und der Kapitelbezeichnungen und durch seine sonstigen Wünsche. Es gab wohl kaum einen Verlag, der einem solchen Autor und seinen Ansprüchen gewachsen gewesen wäre.

Wie man den Zeitungsausschnitten und den Begleitschreiben der Redaktionen entnehmen kann, die am Ende der Fontane-Akte im Archiv des Springer-Verlags zusammengestellt sind, war das Presseecho auf die Buchausgabe von *Jenseit des Tweed* beträchtlich und bis auf wenige Ausnahmen durchweg positiv. Da sich aus der Kenntnis dieser Materialien die von Otto Drude im Nachwort zum Reprint der Erstausgabe²⁷ zusammengestellten Angaben noch ergänzen lassen, sollen die in dem Konvolut gesammelten Pressestimmen hier kurz vorgestellt werden.²⁸

Der Reigen der Rezensionen wird hier durch eine warme Empfehlung des Buches von Wilhelm Lübke²⁹ in der Beilage zu den *Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen* Nr. 149 vom 28.6.1860 eröffnet. »Eine echte Poetenfahrt durch das Hochland der Romantik! [...] Man fühlt sogleich an der plastischen Klarheit der Schilderung, an der lebensvollen Frische der Anschauung, an dem duftigen Colorit, das die mannigfaltigsten Stimmungen weckt, daß es ein Dichter ist, dessen Phantasie uns auf ihren Schwingen über Zeit und Raum hinwegträgt. Und bei aller Lebendigkeit der Darstellung ist es nicht die treue, aber trockne Vedute, sondern ein aus Geist und Gemüth wiedergegebenes Landschaftsbild, das uns hier dargeboten wird.«

Im Rahmen einer Sammelrezension in der *Breslauer Zeitung* Nr. 303 vom 1. Juli 1860 spricht ein nicht genannter Rezensent gleichfalls ein positives Urteil über Fontanes Schottland-Buch aus. »Der Verfasser hat ein recht hübsches Talent zur Schilderung empfangener Eindrücke, und an Eindrücken der gewaltigsten Art fehlt es bekanntlich nicht im schottischen Hochland, das uns Allen aus Walter Scott's Romanen längst lieb und theuer geworden. Der Verfasser giebt sich mit Vorliebe den historischen Reminiscenzen hin, die an den denkwürdigen Punkten seiner Reise haften, und durch eine am Schlusse hinzugefügte schottische Geschichtstabelle erhöht er den Werth seines Buches, welches wir als ein lesenswerthes allen Freunden von Reise-schilderungen empfehlen können.«

Die *Kölnische Zeitung* brachte in der Nr. 197 vom 17. Juli eine kurze Anzeige, ebenfalls mit positiver Bewertung: »Th. Fontane ist in England und Schottland wie zu Hause. Seine neueste Tour führte ihn: ›Jenseit des Tweed.‹ Auch diese Skizzen (Berlin, bei Springer) zeichnen sich wiederum durch gute Beobachtungsgabe und Vertrautheit mit Stadt und Land und mit den Leuten, die er beschreibt, aus. Die durch Shakespeare's und Walter Scott's Dichtungen classisch gewordenen Punkte in Schottland hat der Tourist mit besonderer Vorliebe aufgesucht.«

In einer Doppelrezension besprach ein nur mit »Fkg.« zeichnender Rezensent in dem von Robert Prutz herausgegebenen *Deutschen Museum* Nr. 30 vom 26. Juli 1860 Fontanes *Jenseit des Tweed* und Karl Elzes *Eine Früh-*

lingsfahrt nach Edinburg: »Hr. Fontane ist Meister der landschaftlichen Schilderung; er weiß seinen Naturgemälden bei allem Glanz der Farbe und aller Pracht der Darstellung zugleich eine gewisse Innerlichkeit, eine gewisse gemüthliche Stimmung zu geben, wie sie eben nur dem Dichter und zwar wiederum vorzugsweise dem Lyriker zu Gebote steht. [...] Daß er [...] im ganzen mehr den Poeten als den historischen Forscher sprechen läßt, wollen wir ihm nicht zum Vorwurf machen; es gibt in unserer materiellen Zeit der nüchternen Kritiker, die jeden Lorber zerzupfen und jede Größe bekritteln, wahrlich genug und so wollen wir wenigstens einem reisenden Dichter das Recht zugestehen, die Welt mit dichterischem Auge zu betrachten.«

Eine weitere anonyme Kurzrezension erschien im Juli-Heft³⁰ der von Gustav Freytag und Julian Schmidt herausgegebenen *Zeitschrift für Politik und Literatur* ›*Die Grenzboten*‹: »Seine Schilderungen sind anschaulich und lebendig. Von Werth ist, daß er vorzügliche Aufmerksamkeit den Orten zuwendete, welche durch Shakespeares und Sir Walters Dichtungen bekannt wurden. Uebrigens hat er auch ein gutes Auge für die Menschen, und manches [...] liest sich mit nicht gewöhnlichem Interesse.«

Zwanzig Spalten umfaßt der anonym erschienene Beitrag in der in Leipzig herausgegebenen Zeitschrift *Europa*, in dem die Bücher von Elze und von Fontane mit ausführlichen Auszügen vorgestellt wurden: »Wir möchten übrigens nicht bloß deshalb, weil es uns mit dem romantischen Hochland bekannt macht, dem Fontane'schen Buche den Vorzug geben. Es übertrifft das andere auch an lebendiger und anschaulicher Schilderung und frischer Auffassung, und in den reichen Schätzen der geschichtlichen und Familiensagen Schottlands weiß Fontane offenbar viel besser Bescheid als Elze.«³¹

Ausführlich besprach ein anonym Kritiker Fontanes Schottland-Buch in Wolfgang Menzels *Literaturblatt* Nr. 80 vom 6. Oktober 1860. »Der talentvolle Erzähler berichtet über die kleinen Reiseabentheuer auf der Eisenbahn und in den Gasthöfen mit so gutem Humor und so lebendiger Deutlichkeit, daß wir in der heitersten Laune ihn begleiten und alles mit eigenen Augen zu sehen glauben, was er uns vormalt.«

In einer anonymen, sonst positiv gehaltenen Kurzrezension in *Über Land und Meer* vom 10. Oktober 1860³² heißt es über Fontanes Schottland-Buch: »Stadt und Leute uns vor Augen zu führen ist dem Verfasser indeß weit besser gelungen, als der landschaftliche Hintergrund. Von diesem haben wir kein sonderlich lichtiges Bild bekommen. Den Verehrern Walter Scott's aber – und deren gibt es auch noch viele – dürfte das Buch durch die besondere Berücksichtigung des großen schottischen Romantikers eine vorzüglich willkommene Gabe sein.«

Elzes *Frühlingsfahrt nach Edinburg* und Fontanes *Jenseit des Tweed* wurden den Lesern des in Leipzig erscheinenden *Central-Anzeigers für Freunde der Literatur* Nr. 19 vom 15. Oktober 1860 kurz vorgestellt, ohne daß der ungenannte Verfasser Wertungen der beiden Bücher abgab.

Ein ebenfalls namentlich nicht genannter Rezensent lobte Fontane in der *Süddeutschen Zeitung* Nr. 292 vom 21. Oktober 1860 für seine »poetische, anempfindende Auffassung, seine fast kindliche Pietät für alles in Natur und Geschichte Merkwürdige, dem Land und Volk Eigenthümliche«, räumt aber kritisch ein, »daß seine Kenntniß zuweilen zu minutiös, seine Behaglichkeit schwerfällig, seine Gemüthlichkeit ein wenig breit wird.«

Im *Abendblatt zur Neuen Münchner Zeitung* Nr. 253 vom 23. Oktober 1860 findet sich eine ebenfalls anonyme Rezension, die nur mit dem Korrespondentenzeichen »Gr.« gezeichnet ist: »Im Ganzen gehört eine gewisse Vorliebe dazu, um an der Touristenliteratur Geschmack zu finden; denn die meisten dieser Herren, welche ihre Reisekosten mit einem Buche wieder »herausschlagen« möchten, bringen weder hinreichende Kenntniß der Geschichte und Natur eines fremden Landes, noch Beobachtungsgabe genug mit, um in der Würdigung fremder Sitten und Bräuche, die ihrer eigenen Heimath zu vergessen. In den meisten Fällen bewegen sich daher solche Reisebeschreibungen in dürftigen Tagebuchnotizen, wobei die eigenen Erlebnisse und kleinen Abenteuer, Küche und Keller des fremden Landes, zufällige Passagiere und die oberflächlichen Erfahrungen auf Eisenbahnen und in Gasthöfen die erste Rolle spielen. [-] Fontane's Buch unterscheidet sich allerdings sehr vorteilhaft von dieser Art. Nicht nur die Neuheit dieses wenig bereisten Landes, noch mehr seine genaue Kenntniß der Geschichte und Poesie, seine langjährige Vertrautheit mit dem englischen Leben überhaupt geben diesen Bildern und Briefen einen großen Reiz.«

In einem Aufsatz über *Reisen durch Schottland und Irland* stellte Karl Frenzel in den von Karl Gutzkow herausgegebenen *Unterhaltungen am häuslichen Herd* am 27. Oktober 1860³³ zwei Bücher vor, Fontanes *Jenseit des Tweed* und Julius Rodenbergs *Die Insel der Heiligen*. Über Fontane schrieb er: »In dem Verfasser überwog das historische Interesse die Theilnahme, die er dem gegenwärtigen Zustande des Landes, selbst der Natur desselben darbrachte. Seine Darstellung bewahrt darum die Ruhe und Gemessenheit seines ausschließlichen Geistes; nicht mit Menschen, mit Erinnerungen bevölkert er die Landschaften, die er durchreist.«

Lob spendete auch ein namentlich nicht genannter Rezensent, der Fontanes Buch im *Literarischen Centralblatt für Deutschland* Nr. 3 vom 19. Januar 1861 besprach. »Die hier zusammengestellten »Bilder und Briefe aus Schottland« sind von einer ungemein anziehenden Frische und Lebhaftigkeit der

Auffassung, die, zugleich getragen von dem innigsten Interesse für das schottische Land, seine Romantik und seine Geschichte, den Leser besonders auch durch die lebendige, geistreiche, hin und wieder von feinem Humor belebte Darstellung fesselt und anregt.«

In den im Leipziger Brockhaus-Verlag erscheinenden *Blättern für literarische Unterhaltung* Nr. 21 vom 23. Mai 1861 wurde *Jenseit des Tweed* wiederum in einer Doppelrezension zusammen mit Karl Elzes *Eine Frühlingsreise nach Edinburg* besprochen. Der anonyme Rezensent, als Zeichen findet man am Ende des Artikels nur eine »4«, lobt Fontanes »von Kenntniß und Geschmack zeugende Darstellung« und hebt hervor, daß sein Hauptaugenmerk auf »die innige Verknüpfung der Gegenwart mit der Vergangenheit des Landes« gerichtet sei.

So weit die Presse-Stimmen, die in der Fontane-Akte im Julius-Springer-Verlag zusammengestellt sind. Der Vollständigkeit halber seien hier noch die Rezensionen aufgeführt, die nicht in diesem Konvolut enthalten sind, aber auf anderem Wege ermittelt werden konnten. Fontane hatte in seinem Brief vom 5. Juni 1860 folgende Disposition für die Versendung der Rezensions-Exemplare getroffen:

»Die Redaktions-Exemplare möcht ich in 3 Gruppen theilen:

- | | |
|--|--|
| <p>1) Voß (M. Ring)
Nationale (T. Ulrich)
Montags Post (Kossack)</p> | <p>} die 3 Briefe
erfolgen anbei.³⁴</p> |
| <p>2) Kreuz-Ztng. Wär' es mir am liebsten, Sie überschickten ein Exemplar mit einigen Zeilen von <u>Ihrer</u> Hand. Es ist mir nämlich lieber daß der Besprecher von Redaktions wegen <u>bestimmt wird</u>, als daß <u>ich</u> ihn bestimme.</p> | |
| <p>3) Spenersche Ztng
Preußische Ztng</p> | |

Diese 2 Exemplare erbitt' ich mir gelegentlich, damit ich sie 2 mir befreundeten Herren (Prof. Lübke und Otto Roquette) die für jene Blätter Kritiken schreiben, überreichen kann.«³⁵

Tatsächlich brachte die *Neue Preußische [Kreuz-] Zeitung* am 16. Juni 1860 in der Rubrik *Berliner Zuschauer* eine kurze Rezension,³⁶ die nur mit dem Korrespondentenzeichen »H.« gekennzeichnet ist, hinter dem sich vielleicht George Hesekiel verbirgt. Es handelt sich um die erste Reaktion überhaupt, die bisher festgestellt werden konnte. »Den Lesern der Kreuzzeitung sind einige dieser Bilder und Briefe [...] aus den Feuilletons des vorigen Jahres bekannt; mit doppeltem Vergnügen werden sie die ganze Reihe derselben, die sich anmuthig gliedert und harmonisch schließt, lesen und wiederlesen. Davon sind wir überzeugt, denn nicht flüchtige Reise-Eindrücke sind es, die

der Dichter schildert; er hat in seine poetischen Darstellungen des Geschauten gewandt eine Fülle von historischem Stoff zu verweben gewußt; er hat sich einen geschichtlichen Hintergrund geschaffen, auf dem sich seine Figuren plastisch abheben und lebendig dem Leser entgegentreten. Die Lectüre des Fontane'schen Buches wird wesentlich zur Kenntniß von Land und Leuten in Schottland beitragen. Wie unter den Händen des Dichters Alles Poesie wird, davon giebt gleich die Widmung an Bernhard v. Lepel (den bekannten Dichter der Zauberin Circe) ein glänzendes Zeugniß [...] Jenseit des Tweed liegt beinahe das letzte Stück vom ›alten romantischen Land‹, das wir noch in Europa haben: es ist in diesem Buche von einem Dichter würdig geschildert.«

Auch Ernst Kossak, dem Fontane, wie aus seinem Brief vom 5. Juni 1860 an Julius Springer hervorgeht, ein Exemplar mit einem persönlichen Anschreiben geschickt hatte, brachte in der von ihm redigierten *Berliner Montags-Post* einen Reflex auf die Neuerscheinung. In der Nr. 26 vom 25. Juni 1860 wurde ein ganzes Kapitel abgedruckt: »Der letzte Hochlands-Häuptling. (Unserem Culloden-Führer nacherzählt.) Aus dem lesenswerthen Buche von Theodor Fontane: ›Jenseits des Tweed.‹ (Berlin. J. Springer.)«³⁷

Am 19. Juli 1860 erschien in der *Vossischen Zeitung*³⁸ eine Rezension, die mit dem Korrespondentenzeichen »g.« gezeichnet ist. Der Verfasser könnte Max Ring gewesen sein, in seinem Brief vom 5. Juni 1860 hatte Fontane Julius Springer empfohlen, das Exemplar für die *Vossische Zeitung* diesem ihm seit langem bekannten Tunnel-Kollegen zu schicken, den er, obwohl er ihn als Autor nicht besonders schätzte,³⁹ wiederholt als Rezensenten vorschlug. In der Kritik zu *Jenseit des Tweed* heißt es: »Schon der Name des Verfassers bürgt dafür, daß wir es mit keiner gewöhnlichen Reisebeschreibung, mit keiner trockenen Erzählung interessanter Punkte zu thun haben, sondern mit einer wahrhaft poetischen Schilderung des Landes und seiner Bewohner, die zu allen Zeiten der Zauber der Romantik umschwebte. So wandern wir mit Vergnügen an seiner Seite durch die alten Straßen von Edinburg, die er vor uns mit daguerreotypischer Treue sich ausbreiten und erleben läßt, indem er mit einem charakteristischen Wort, mit einer oft überraschenden Wendung, ein landschaftliches Bild, ein Monument, ein historisches Gebäude plastisch zeichnet, so daß wir es zu sehn und zu greifen glauben. In dieser lebendigen Anschaulichkeit bewährt sich von Neuem die ächte Dichternatur des liebenswürdigen Verfassers.« Daß Fontane, wie er in seinem Brief vom 14. August 1860 an Julius Springer behauptete, die Kritik in der *Vossischen Zeitung* nicht wahrgenommen habe, möchte man kaum glauben: »Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen und für Aufzählung der

Blätter und Zeitungen, die einem wenigstens die Ehre der Notiznahme erwiesen haben. Mit Ausnahme der paar Worte in der Kölnischen hab' ich nichts von dem allen gelesen, nicht einmal die Besprechung in der Vossischen. Was die Grenzboten und das Prutz'schen[!] ⁴⁰ Museum gesagt haben, erfähr' ich gern; macht es Ihnen Mühe mir die betreffenden Ausschnitte auf eine halbe Stunde einzusenden?«⁴¹

Das Presseecho auf Fontanes Buch *Jenseit des Tweed*, das ja weder von einem bekannten Autor stammte noch ein besonderes Zeit-Interesse für sich hatte, ist beträchtlich, zumal es sich in vielen Fällen um recht ausführliche Darstellungen handelte. Offenbar hatte sich Fontanes Vertrautheit mit dem Zeitungswesen ausgezahlt. Es ist aber auch ablesbar, daß Fontane als Autor bereits von seinen Zeitgenossen geschätzt wurde, wenigstens von den Fachkollegen. Lediglich in der *Nationalzeitung* und in der *Preußischen Zeitung*, die ebenfalls mit Rezensionsexemplaren bedacht worden waren, konnten bisher keine Beiträge ermittelt werden. Möglicherweise ist in beiden Blättern gar nichts erschienen. Die *Nationalzeitung* war, was Nachrichten aus dem Gebiet der Literatur betraf, ausgesprochen zurückhaltend, und auf gewisse Schwierigkeiten mit der Rezensententätigkeit von Otto Roquette läßt ein Brief Fontanes vom 4. Oktober 1860 an Wilhelm Hertz schließen, in dessen Verlag kurz vorher die *Balladen* erschienen waren, für die Fontane auf ähnliche Weise wie bei seinem Schottlandbuch die nötige Aufmerksamkeit der Presse organisierte. In dem Brief heißt es: »Ein Verzeichniß, wie Sie's wünschen, leg' ich bei; die unterm Strich befindlichen, scheinen mir nicht absolut nöthig. Kritiken kann ich in folgenden Blättern veranlassen: Kreuz Ztng (Hesekiel), Spenersche Ztng (Lübke), Wiener Ztng, Vaterland, Bresl: Ztng; für andre möcht' ich nicht bestimmt gutsagen. [-] Noch eins. Wenn Sie es für besser erachten sollten, daß die für die hiesigen Ztngen bestimmten Exemplare an bestimmte Persönlichkeiten statt an die nebelhafte, unpersönliche Redaktion gelangen, so kann ich das vermitteln. Ich würde dann an die Herrn Max Ring (Voß), Titus Ulrich (Nationale) und Kossack (Montags Ztg) schreiben und die für die Spener- und Kreuz-Ztung bestimmten Exemplare an die Herrn Lübke und Hesekiel abgeben. Bei der Preußischen Ztng kenn' ich meinen Freund Roquette, möchte ihn aber um eine Kritik nicht bitten; will er eine schreiben, so kann er's doch thun. Es wäre mir also in Betreff dieser *einen* Zeitung lieber, das Exemplar ginge direkt an die ›Redaktion‹ die dann weiter verfügen mag.«⁴²

In diesem Zusammenhang kann mit Hilfe der Originale die Datierung des im HBV unter der Sigle [60]/53 verzeichneten Briefes korrigiert werden. Dieser an Julius Springer gerichtete Brief, der aufgrund eines Bearbeitungsvermerks des Verlegers vom 14. August auf den 9. August datiert wurde,

stammt, wie unter der Angabe »Donnerstag« zu lesen ist, vom »5/7 60«. Tatsächlich sind die Rezensionen in der *Spenerschen* und der *Kreuzzeitung* vor diesem Zeitpunkt erschienen. Es gibt keinen Grund, eine spätere Datierung anzunehmen. Der 5. Juli 1860 war ein Donnerstag. Auch eine Erklärung für die späte Antwort läßt sich, es handelt sich um die Sommermonate, leicht finden. In seiner Antwort vom 14. August, die wegen des schlechten Erhaltungszustandes der Handschrift leider nicht ganz sicher lesbar ist, bezieht sich Springer auf den Brief Fontanes vom 5. Juli.

Den 14. August 1860

Sehr geehrter Herr,

Von einer mehrwöchentlichen BadeReise zurück, fand ich Ihre freundl. Zeilen v. 5 vM. mit den beiden anbei dankend zurückerfolgenden Besprechungen vor, an letzteren sah ich seitdem in der Europa – Grenzboten – Kölnische Zeitung – Vossische Zeitung – Prutz Muséum u. dürfen wir weitre noch erwarten, das Buch scheint mit Theilnahme vom Publicum aufgenommen zu werden, wenigstens ist es von den Buchhändlern so stark nachverlangt, daß ich, ungeachtet ich die Versendung mit großen Einschränkungen vorgenommen, zur Zeit kein Dutzend Exemplare besitze! Hoffen wir, daß die Strolche später den Vorrath nicht zu stark machen!⁴³

Die Titelanündigung des Werkes wiederholentlich durch die bedeutenderen Zeitungen – zusammen mit den andern beletristischen Artikeln des Verlages werden sie gelesen haben; weitere u. ausführlichere Ankündigungen will ich laßen bis mein Vorrath wenigstens etwas bedeutender geworden, weil ich sonst die durch die Anzeige hervorgerufenen Bestellungen gar nicht ausführen könnte.

Empfangen Sie, werther Herr, meine
höflichste Empfehlung

Achtungsvoll
Julius Springer⁴⁴

Fontane schlägt dem Verleger daraufhin in seiner Antwort vom selben Tage vor, er möge »von einigen Hauptlagerplätzen wenigstens 50 Exemplare wieder zurückbeziehn. Eben diese August- und September-Wochen sind bekanntermaßen die schönsten zu einem Ausfluge in's Hochland; die Königin ist eben hingegangen und ein paar hundert Parlamentsmitglieder folgen in den nächsten 8 oder 14 Tagen – meinen Sie da nicht, daß unter diesen Umständen, deren in jeder Zeitungsnummer täglich ohnehin Erwähnung geschieht, gerade jetzt eine tüchtige Ankündigung des Buchs sich empfehlen würde?«⁴⁵ Springer antwortet am folgenden Tag, daß der Rückruf von

50 Exemplaren länger dauern könnte, das Buch auch bereits bekannt sei: »Ich habe vor 14 Tagen bereits in dem Buchhändlerblatt um Rücksendung der nutzlos lagernden Exemplare unseres Buches gebeten: leider haben solche Gesuche nur sehr vereinzelt Erfolg u. ehe so 5 Exemplare zurückkommen, dürfte es Wochen dauern; das ist eine der Schattenseiten des deutschen Buchhandels [...].«⁴⁶

Damit bricht der Briefwechsel in der Mappe ab. Weitere Briefe Fontanes an Springer sind nur in Abschrift im Theodor-Fontane-Archiv überliefert.⁴⁷ Wie sich die Aussagen Springers über den guten Absatz mit der Beobachtung in Übereinstimmung bringen lassen, daß es keine Nachauflage des Verlagswerkes gegeben hat, wird noch zu klären sein.

Den Schluß der Akte Fontane bilden die Korrespondenz zwischen Julius Springer und Emil Dominik über die Gesamtausgabe, die sog. »Dominik-Ausgabe«⁴⁸, sowie ein Schreiben von Wolfgang Rost, in dem dieser Ferdinand Springer die Zusendung eines Exemplars seiner Studie *Örtlichkeit und Schauplatz in Fontanes Werken* anbietet. Die Anfrage, die Emil Dominik an den Springer-Verlag richtete, lautet:

Berlin W, den 10ten Januar [1890]

Hochverehrte Herren

Mit Theodor Fontane habe ich soeben einen Verlagsvertrag wegen Herausgabe seiner gesammelten Romane, Novellen und Skizzen abgeschlossen. Nun geht der Wunsch des Autors dahin, daß wenn möglich auch sein »Jenseit des Tweed« in die Gesamtausgabe aufgenommen werden möge, welches seiner Zeit in Ihrem Verlage erschienen ist.

Ich richte darum im Einvernehmen mit dem Herrn Autor an Sie die ergebene Anfrage, ob Sie geneigt wären, meinem Verlage die Ihnen zustehenden Rechte an Fontane, Jenseit des Tweed sammt Vorräthen zu verkaufen, und eventuell für welchen Preis.

Ich werde mir erlauben, morgen Sonnabend Vormittag deßwegen persönlich bei Ihnen anzufragen und zeichne

Hochachtungsvollst

Emil Dominik

Deutsches Verlagshaus

Anmerkungen

Sämtliche in diesem Beitrag zitierten Archivalien stammen, sofern in den Anmerkungen nichts anderes ausgewiesen wurde, aus der Akte Fontane im Archiv des Springer-Verlags in Heidelberg (A: F 30). Für die hilfreiche Unterstützung meiner Recherchen und die Zitationserlaubnis danke ich dem Springer-Verlag und Frau Barbara Wolf, die das Verlagsarchiv betreut. Wolfgang Rasch danke ich für den Hinweis auf den Beitrag in der *Vossischen Zeitung* sowie für seine Unterstützung bei der Datierung mehrerer der aufgeführten Kritiken, Benjamin Wolpert für seine Hilfe bei der Kollationierung, Jörg Bernhardt für nützliche Hinweise und Peter Schaefer für seine Unterstützung bei der Transkription der teilweise schwer lesbaren Handschriften.

- 1 Diese Vermutung äußerte LIESELOTTE E. KURTH-VOIGT in ihrem Beitrag *Zu Fontanes Jenseit des Tweed; ein unveröffentlichter Brief Theodor Fontanes an Hermann Costenoble*. In: FBI 32 (1981), S. 667 u. Anm. 18.
- 2 THEODOR FONTANE: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898*. Hrsg. von KURT SCHREINERT, Stuttgart 1972, S. 10.
- 3 Ebd., S. 10 u. Anm. S. 397. Als York vor der Schlacht bei Laon am 9. März 1814 erfuhr, daß er ohne das Korps Sacken auskommen mußte, soll er gesagt haben: »Es wird wohl auch ohne ihn gehen« (vgl. GUSTAV V. DROYSEN: *Das Leben des Feldmarschalls York von Wartenburg*, Bd. 3, Berlin 1852, S. 351).
- 4 THEODOR FONTANE: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898*, wie Anm. 2, S. 11.
- 5 Ebd., S. 11.
- 6 THEODOR FONTANE an Julius Springer, Brief, o. O., »Freitag früh.« [4.5.1860] (HBV 00/62), zitiert nach der masch. Abschrift Theodor-Fontane-Archiv Da 47. Die Original-Handschrift dieses Briefes ist verschollen. Vgl. auch den Teilabdruck in THEODOR FONTANE: *Der Dichter über sein Werk*. München: DTV 1977, Bd. I, S. 321. Zu der Datierung dieses Briefes auf den 4. Mai 1860 gelangte bereits WINFRIED WOESLER (*Datierungsmöglichkeiten undatierter Briefe des 19. Jahrhunderts*. In: »Der Buchstab tötet – der Geist macht lebendig«. *Festschrift zum 60. Geburtstag von Hans-Gert Roloff von Freunden, Schülern und Kollegen*. Bd I, Bern u. a.: Lang 1992, S. 184 f.)
- 7 JULIUS SPRINGER an Theodor Fontane, eigh. Brief, o. O., 3. 5. 1860.
- 8 Buchdruckerei, Friedrichsstraße 103.
- 9 THEODOR FONTANE an Julius Springer, eigh. Brief, o. O., 5. 6. 1860 (HBV 60/37).
- 10 JULIUS SPRINGER an Theodor Fontane, Brief (handschriftl. Abschrift), o. O., 20. 2. 1860.
- 11 THEODOR FONTANE an Julius Springer, eigh. Brief, Berlin, 21. 2. 1860 (HBV

- 60/15).
- 12 Die Exemplare, die zum Vergleich vorlagen (TFA 56/2614; TFA 56/2614a), sind jedenfalls auf einem schlichten gelblichgrauen Holzschliff-Papier abgezogen.
 - 13 Buchbinderei H. Blau, Berlin, Jüdenstr. 7.
 - 14 GUSTAV LANGE an Julius Springer, eigh. Brief, Berlin, 1. 6. 1860.
 - 15 THEODOR FONTANE an Julius Springer, eigh. Brief, o. O., 5. 6. 1860 (HBV 60/37).
 - 16 JULIUS SPRINGER: eigenhändige Notiz, 3. 3. 1860.
 - 17 JULIUS SPRINGER: eigenhändige Notiz, 14. 3. 1860.
 - 18 THEODOR FONTANE an Julius Springer, eigh. Brief, Berlin, 15. 3. 1860 (HBV 60/20).
 - 19 JULIUS SPRINGER an Theodor Fontane, eigh. Brief, o. O., 24. 3. 1860.
 - 20 GUSTAV LANGE an Julius Springer, eigh. Brief, Berlin, 11. 5. 1860.
 - 21 THEODOR FONTANE an Julius Springer, eigh. Brief, o. O., 13. 5. 1860 (HBV 60/32).
 - 22 JULIUS SPRINGER an Theodor Fontane, eigh. Brief, o. O., 14. 5. 1860.
 - 23 In seinem Brief vom 15. März 1860, s. S. 138.
 - 24 Tatsächlich in der Nr. 333 vom 23. 12. 1859.
 - 25 THEODOR FONTANE an Julius Springer, Brief (masch. Abschrift), o. O., 14. 5. 1860 (HBV 60/33), hier wiedergegeben nach der Abschrift, Theodor-Fontane-Archiv Da 22.
 - 26 THEODOR FONTANE an Julius Springer, Brief (masch. Abschrift), Berlin, 21. 5. 1860 (HBV 60/35), hier wiedergegeben nach der Abschrift, Theodor-Fontane-Archiv Da 23.
 - 27 THEODOR FONTANE: *Jenseit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland*. Dortmund 1979 (Die Bibliophilen Taschenbücher; 144).
 - 28 Die einzelnen Rezensionen können hier nur gekürzt wiedergegeben werden.
 - 29 Fontane hatte, wie aus dem Brief vom 5. Juni an Julius Springer hervorgeht, Lübke direkt angesprochen, die Rezension ist nur mit den Initialen W. L. gezeichnet.
 - 30 19. Jg. (1860) Heft 26 (= 1. Semester, Bd. 2), S. 80.
 - 31 K-y.: *Zwei Kulturbilder aus Schottland*. In: *Europa. Chronik der gebildeten Welt*. Leipzig. Nr. 29, 1860, Sp. 993–1012, hier Sp. 994.
 - 32 *Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung*. Hrsg. von F. W. HACKLÄNDER. Bd. 5, 3. Jahrgang, 1. Semester, Nr. 2, Stuttgart, 10. 10. 1860, S. 22.
 - 33 NF. Bd. 5, Nr. 57.
 - 34 Keiner der drei Briefe ist überliefert.
 - 35 THEODOR FONTANE an Julius Springer, eigh. Brief, o. O., 5. 6. 1860 (HBV 60/37).

- 36 *Neue Preußische [Kreuz-] Zeitung* Nr. 139, 16. 6. 1860.
- 37 *Berliner Montags-Post. Zeitung für Politik, Gesellschaft, Literatur und Kunst*, VI. Jahrgang, Nr. 26, 25. 6. 1860.
- 38 *Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen*. Berlin. Nr. 167, 19. 7. 1860, 1. Beilage.
- 39 Mehrfach finden sich in den Briefen Invektiven auf Max Ring, besonders aufschlußreich in diesem Zusammenhang eine Äußerung in einem Brief Fontanes an seine Frau vom 15. 6. 1879: »Die Sachen von der Marlitt, von Max Ring, von Brachvogel, Personen die ich gar nicht als Schriftsteller gelten lasse, erleben nicht nur zahlreiche Auflagen, sondern werden auch wo möglich ins Vorder- und Hinter-Indische übersetzt; um mich kümmert sich keine Katze.«
- 40 Sic!
- 41 THEODOR FONTANE an Julius Springer, eigh. Brief, Berlin, 14. 8. 1860 (HBV 60/54).
- 42 Wie Anm. 2, S. 17 f.
- 43 Durch die Remittenden.
- 44 JULIUS SPRINGER an Theodor Fontane, eigh. Brief, o. O., 14. 8. 1860.
- 45 THEODOR FONTANE an Julius Springer, eigh. Brief, Berlin, 14. 8. 1860 (HBV 60/54).
- 46 JULIUS SPRINGER an Theodor Fontane, eigh. Brief, o. O., 15. 8. 1860.
- 47 Vgl. HBV sowie die Teilpublikationen in *Theodor Fontane. Der Dichter über sein Werk*. Wie Anm. 6.
- 48 Vgl. FBI 74 (2002), S. 138-140.

Die Fontane-Chronik. Ein Arbeitsbericht aus dem vierten Jahr

ROLAND BERBIG / JOSEFINE KITZBICHLER¹

Chronisten sind stille Arbeiter, darin ähneln sie den Bibliographen. Sie sammeln Daten und Fakten, die sie ordnen und verwalten. Sorglich sind sie bedacht, tagaus, tagein diese Daten zu mehren – und je mehr sie beisammen haben, um so mehr Quellen scheinen sich zu öffnen. Überall fliegen ihnen Zettel und Verweise zu, die nach ihrem rechten Platz suchen. Verwertbarkeit für die Chronik – einzig nach diesem Kriterium taxiert sich den Chronisten jedes Blatt, das ihnen unterkommt. Schritt für Schritt, wie langsam auch immer, verdichten sich die zuerst weit auseinanderliegenden Punkte zu gestrichelten Lebens-Linien, die sich schließlich im Auge des Betrachters abschnittsweise zur Lückenlosigkeit ergänzen können. Das gilt im Allgemeinen, und es gilt für Dichter-Chroniken im Besonderen.

Die Chronik *Theodor Fontane: Leben und Werk* ist in ihrem vierten Jahr. Sie wird, wie an dieser Stelle anlässlich der Projektpräsentation bereits berichtet,² von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert. Angesichts des Arbeitsumfanges und der Größe des Unternehmens ist es nicht ehrenrührig, auf den Umfang der Förderung hinzuweisen. Neben der Sachförderung hat die DFG Gelder für eine halbe wissenschaftliche Stelle und für zwei studentische Hilfskräfte á 40 Wochenstunden zur Verfügung gestellt. 1999 begann die erste Förderphase, 2001 folgte nach Prüfung des Erreichten die Bewilligung eines zweiten Förderzeitraums bis 2003.

Zu den heiklen Risiken, die ein solches Projekt eingeht, gehört die Planung. Der Wunsch, die Erfassung verlässlich zu takten, erweist sich als unerfüllbar. Wie sollen Quellen, von deren Existenz zu Arbeitsbeginn kein Mensch wusste, eingeplant werden? Wie ist abzuschätzen, wann der Chronist endlich an jenen abgelegenen Ort gelangt, wo die Quelle ihre friedliche Existenz fristet? Wer garantiert, dass unter dieser Quelle nicht weitere schlummern – alle nur dazu berufen, geweckt zu werden, um ihren Platz in

der Chronologie von Leben und Werk Theodor Fontanes einzunehmen? Grenzen sind zu ziehen, Grenzen sind vernünftig. So unsinnig, wie historisch-kritische Ausgaben sind, deren Erarbeitung sich über Menschenleben streckt und an deren Abschluss die in Spinnweben eingesponnenen Bearbeiter nur mit einem ›Gottseibeius‹ auf den Lippen zu denken wagen, so abwegig ist eine Chronik, die Scheu vor einem (zumindest vorläufigen) Endpunkt hat. In einem Zeitalter, das durch elektronische Verwaltung der Daten schier alles möglich zu machen scheint (auch deren Totalverlust, beiläufig), wird und kann dieser Punkt immer ein Komma sein.

Die Fontane-Chronik hat dem von Beginn an Rechnung getragen. Sie hat sowohl die Aufbereitung der Daten in einem elektronischen Medium organisiert, das jederzeit die Fortführung, Erweiterung und Ergänzung gestattet, als auch – dank des freundlichen Entgegenkommens durch den Aufbau Verlag – den Buchdruck avisiert, der angesichts des digitalen Zeitalters keineswegs außer Kurs geraten ist. Bei der Erschließung war sie auf Systematik bedacht. Diese Systematik ließ sich übersetzen in überschaubare, praktikable, den Kapazitäten angemessene Phasen:

Phase 1 – Aufbau eines chronikalischen Grundgerüsts, Auswertung eines Kernbestandes, dessen Basis die gedruckt vorliegenden Quellen (allen voran Fontanes Briefe und Tagebücher) sind

Phase 2 – Auffüllen des chronikalischen Gerüsts durch weitere gedruckte Quellen, Erschließen, Sammeln und Auswerten ungedruckter Quellen, mit dem Schwerpunkt unveröffentlichte Fontane-Briefe und Tage- bzw. Notizbücher

Phase 3 – Einarbeitung entlegenerer Quellen mit dem Ziel, das Datennetz in der Chronik so weit wie möglich zu verdichten; Sichtung der unpublizierten Quellen aus Fontanes Umkreis

Phase 4 – Endbearbeitung der Chronik, redaktionelles Lektorat, eingehende Korrekturlektüre, Erstellen der umfangreichen Register, die einen möglichst differenzierten Zugriff auf das Chronikmaterial erlauben sollen.

Der Mut, sich auf eine Chronik Fontanes einzulassen, dessen Leben lang war, ausgefüllt mit Reisen, Bekanntschaften, literarischen Arbeiten aller Art, mit Verbindungen zur politischen, journalistischen, literarischen Welt, dieser Mut also speiste sich aus dem schon erreichten Grad der Quellenerschließung. Briefwechsel, Tagebücher, differenzierte Lebensbeschreibungen lagen zu Beginn der Arbeit vor – sie schützten den Mut vor Übermut. Und dennoch: Die bündige Auswertung gedruckter Quellen wollte gelernt sein. Ein wenigstens annähernd einheitliches Maß, was ›chronik-relevant‹ ist, was nicht, wann das Zitat, wann die Umschreibung zu bevorzugen ist, welcher Tatbestand formalisiert, welcher jeweils individuell zu formulieren ist – es

existiert bisher nicht, Normierungen, auf die wir uns berufen könnten, fehlen. Schon der flüchtige Blick in die zahlreichen Chroniken von Eichendorff über Droste-Hülshoff bis Benn belehrt darüber den Suchenden.

Aber wer einen Zwischenbericht versprochen bekommt, soll mit dergleichen Unwägbarkeiten nicht belästigt werden. Er ahnt, was eben angedeutet, ohnedies. Ihn interessiert: Wie weit ist die Chronik, was steht auf ihrer ›Haben‹-Seite? Hierzu einige Angaben, nicht vollständig, aber doch geeignet, einen Begriff vom erreichten Stand zu bekommen:

Ausgewertet sind:³ Fontanes autobiographische Arbeiten (von *Meine Kinderjahre* über *Von Zwanzig bis Dreißig* bis zum *Scherenberg*-Buch und den beiden Bänden über seine französische Gefangenschaft 1870: im Vergleich der unterschiedlichen Ausgaben, ein sehr komplexes, weil widerspruchsgespicktes Unterfangen), die informationsreiche Ausgabe seiner Gedichte, besorgt von Anita Golz und Joachim Krueger, natürlich das Fontane-Briefverzeichnis (so weit möglich unter Einbeziehung aller Korrekturen und neuen Funde), die von Otto Drude, Helmuth Nürnberger u.a. herausgegebene Briefausgabe (vier Briefbände samt Kommentarband, der eine Fülle von biographischen Informationen enthält), Fontanes Tagebücher (hrsg. von Charlotte Jolles und Gotthard Erler unter Mitarbeit von Therese Erler und Rudolf Muhs), der dreibändige Ehebriefwechsel Fontanes, seine Briefwechsel mit der Tochter Martha (samt dem von Regina Dieterle erschlossenen Familienbriefnetz), mit Friedrich Eggers, mit dem Ehepaar von Merckel, mit Paul Heyse, mit Bernhard von Lepel, mit Wilhelm Wolfsohn, mit Mathilde von Rohr, und andere, kleinere Editionen der Briefe von und an Fontane. Weiterhin sind ausgewertet biographische Arbeiten über – um Beispiele zu geben – so schwierige Umbruchphasen wie die 1848–50, 1858–1860 und Fontanes Akademiezeit. Immer galt es zu vergleichen, unterschiedliche Aussagen zu prüfen und sie für die Chronik transparent zu halten. Neben den gedruckten Quellen, die gestatteten, den schnellsten Arbeitsgang einzulegen, wurde frühzeitig die Recherche in Archiven nach unerschlossenen Materialien aufgenommen. Dabei leisteten Vorarbeiten, wie sie sich in Karteikatalogen im Fontane-Archiv oder im Deutschen Literaturarchiv in Marbach befinden, gute Hilfestellung, die wir dankbar nutzten.

In dieser weitgehend unbekanntem, weil noch nicht publizierten Welt gleicht die Orientierung einem Gang durch unerschlossene Berghöhlen. Begleitet von der Frage nach Aufwand und Ertrag, die den Schritt dorthinein nicht leicht werden lässt, stößt man dann doch wiederholt auf Erzadern, die den nutzlosen Stein durchziehen: Das gilt beispielsweise für die Akten im Dahlemer Geheimen Preußischen Staatsarchiv, die in gebotenem Maß gesichtet und ausgewertet wurden, das gilt weiterhin für die vielen verstreuten

Fontane-Briefe, die zu guten Teilen nun in Kopieform verfügbar und ausgewertet sind, und das gilt schließlich für die Briefe an Fontane. Deren erfassten Hauptbestand bewahrt das Fontane-Archiv auf, gut katalogisiert, bequem zugänglich – aber eben doch ein so heterogener Bestand, da beinahe jede Erschließung ein individuelles Herangehen verlangt. Nicht selten sind umfängliche biographische Sachklärungen Voraussetzung, um die tatsächlich relevanten Fakten aus der jeweiligen Korrespondenz zu ziehen. Sei es eine dunkle Anspielung, die erhellt sein will, sei es der Hinweis auf eine Zeitschrift, die Fontane zugesandt wurde, deren bibliographischen Nachweis der Chronik-Benutzer erwarten darf. Die Versuchung, bei Funden diesen Zuschnitt jenem Einzelpfad weiter zu folgen, ist groß – und verbietet sich! Sie ist andererseits ein schönes Signal für den Zukunftswert, den das in der Chronik konzentrierte und geordnete Wissen besitzt.

Unter einer Voraussetzung freilich: dass die umfangreiche Arbeit zu einem guten Ende gebracht werden kann. Die Tücken stecken im Detail, und eine Chronik besteht – aus Details. Die beiden zuletzt genannten Phasen sind gewichtige Brocken. Sie zufriedenstellend zu bewältigen erfordert langen Atem. Auch wenn ein ›Jahrhundert‹-Projekt den Beteiligten fern steht, soll die Grenze weit hinaus geschoben werden. Dass jede Hilfe mehr als willkommen ist, muss nicht gesagt werden. Schon jetzt stehen Mitarbeiter des Theodor-Fontane-Archivs mit Rat und Tat zur Seite, liefert die Bibliographie-Gruppe hilfreiche Informationen und schicken aufmerksame Fontane-Leser wie Klaus Stelling, dem wir Hinweise zu Fontanes Schottland-Reise verdanken, ihre Funde. Die DFG, noch einmal, ist verlässliche Partnerin, ohne deren Förderung ein solches Projekt undenkbar ist. Ein Bericht dieser Art ist gern genutzter Anlass, dem Dank für die bisher erfolgte Unterstützung Ausdruck zu geben. Mit diesem Dank verbindet sich die Hoffnung, auch für das letzte Wegstück die nötige Unterstützung zu bekommen.

Aus der Werkstatt: Die Jahre 1848 und 1858/59 in der Fontane-Chronik

Der erste Eindruck, den ein Leser von der Fontane-Chronik erhalten wird, ist der der Asymmetrie und Ungleichgewichtigkeit, und zwar sowohl hinsichtlich der Dichte der chronikalischen Einträge als auch, was ihre Beschaffenheit, ihre Vernetzung, ihr biographisches Gewicht betrifft. In dieser Ungleichmäßigkeit zeigt sich indes weniger ein Mangel, als vielmehr die spezifische Möglichkeit und Eigenart der Gattung Chronik. Deren Aufgabe nämlich ist es, im chronologischen Gerüst ein genaues Abbild weniger des

Schriftstellerlebens als vielmehr seiner schriftlichen Spuren zu geben, und zwar mit allen Unbeständigkeiten, Irregularitäten und sicher auch mit den Brüchen und Inkonsequenzen dieses Lebens, die sie unmittelbar durch ihre eigene Gestalt vor Augen zu führen vermag. Die wesentliche Konsequenz daraus ist die, dass sich eine Chronik in Methode und Form unmittelbar den jeweiligen Besonderheiten der Quellenlage anpasst. Wo ein Ausgleich möglich ist – um so besser; wo aber nicht, scheint jede künstliche Begradigung fehl am Platz. Der folgende Arbeits- und Erfahrungsbericht greift zwei Zeiträume aus dem Leben Fontanes heraus, die beide in hohem Maß als biographisch entscheidend gelten können, aber zugleich in Umfang und Beschaffenheit der schriftlichen Überreste grundlegend differieren: die Jahre 1848 und 1858/59.

Das Revolutionsjahr 1848, so wichtig es unter historischem wie unter biographischem Aspekt zweifellos ist, als Exempel zu wählen, versteht sich keineswegs von selbst. Vergleicht man dieses Chronik-Jahr mit vielen, den meisten anderen, dann präsentiert es sich in mancher Hinsicht als mager. Fontanes Leben in diesem Jahr ist mit den Mitteln der Chronik schwer zu greifen. Dem Blick des Lesers erschließt sich dieser Tatbestand schnell in doppelter Weise: in der, verglichen mit anderen Jahren, verschwindend kleinen Anzahl chronikalischer Einträge und in deren von ›normalen‹ Chronik-Notizen deutlich abweichenden Beschaffenheit. Aber es gibt natürlich gute Gründe, gerade dieses prekäre Jahr zum Demonstrationsobjekt zu wählen. Zunächst liegt es sowohl im Sinne der Redlichkeit gegenüber zukünftigen Lesern als auch in unserem ureigensten Interesse, ein ›schwieriges‹ Beispiel für die Probe aufs Exempel auszusuchen. Dann unterscheidet sich die schmale Quellenbasis für 1848 zwar fundamental von der weit ergiebigeren, die uns für viele spätere Jahre zur Verfügung steht; für die frühen Jahrzehnte, die in der Chronik generell kürzer ausfallen, kann dieses Jahr aber durchaus als Repräsentant dienen. Und schließlich vermag das Jahr 1848, gerade weil es so prekär und einschneidend ist, ein besonderes Interesse auf sich zu ziehen, und ist mithin vielleicht geeignet, als *captatio benevolentiae* für unsere Arbeit zu dienen.

Der Werkstattbericht setzt an der Stelle ein, an der ein Kernbestand auszuwertender Quellen – gedruckt vorliegende Tagebücher, Briefe, autobiographische Äußerungen Fontanes – bereits gesichtet ist, also am Beginn der zweiten Projektphase. Das Resultat ist ernüchternd: Tage- und Notizbücher für diesen Zeitraum existieren nicht. Die uns bekannte Korrespondenz beschränkt sich auf einige Briefe von und an Bernhard von Lepel, ein Schreiben an Wilhelm Wolfsohn und ein Zirkular Wilhelm von Merckels, das Fontane als »gelesen« quittiert hat. Immerhin, so knapp die Ausbeute ist, ergibt

sich doch die eine oder andere Notiz über eine taggenau datierbare Unternehmung Fontanes, z.B.:

10.1.48 Mo F besucht eine Vorstellung des römischen Zirkus von Alessandro Guerra, der in Berlin gastiert,
oder über ein geplantes Vorhaben:

13.12.48 Mi Brief an Bernhard von Lepel: weder F noch Werner Hahn können am 16.12. einen Ausflug zu Lepel nach Bellevue unternehmen; daher bittet F Lepel, stattdessen nach Bethanien zu kommen, sein Trauerspiel mitzubringen und möglichst über Nacht zu bleiben

So können ›normaltypische‹ Chronik-Notizen aussehen – im Jahr 1848 lassen sie sich beinahe an den Fingern abzählen.

Bleiben die autobiographischen Äußerungen. Tatsächlich bieten die bekannten Kapitel aus *Von Zwanzig bis Dreißig* allerhand Lesestoff über Fontanes Aktivitäten im revolutionären Berlin und sein Leben im Krankenhaus Bethanien. In den Netzen, mit denen die Chronisten üblicherweise fischen, bleibt davon jedoch wenig hängen; von dem wenigen ist vieles, chronikalisch betrachtet, von zweifelhafter Beschaffenheit. Und doch muss für dieses Jahr 1848, schon weil sie fast die einzige Quelle darstellt, die Schilderung in Fontanes Erinnerungsbuch als Kern für die Fontane-Chronik verwendet werden.

Nun ist es kein Geheimnis, dass Fontanes Selbstaussagen stets, auch jenseits rückblickender Literarisierung, mit Vorsicht zu nehmen sind. Auch in der Korrespondenz reicht das Spektrum an Unzuverlässigkeit, mit dem zu rechnen ist, vom einfachen Irrtum über Not- und Höflichkeitslügen bis hin zu erzählerischer Ausschmückung oder taktisch motivierter Färbung. Vieles davon lässt sich ohne Schwierigkeiten klären und entsprechend notieren. Etwas heikel aber bleibt dieses Problem dennoch. Es wird einleuchten, dass jeder Rahmen gesprengt würde, wenn wir in allen Einzelfällen eine quellenkritische Diskussion ausführen wollten. Meistens muss daher der einfache Nachweis über die Herkunft einer Information die Erörterung über ihren Wert und ihre Zuverlässigkeit ersetzen: Der Rest bleibt dem Leser und Benutzer anheim gestellt. Mitunter kann darüber hinaus ein eingefügtes Zitat verdeutlichen, aus wessen Sicht und in wessen Interesse über ein Ereignis gesprochen wird; mitunter ergibt die einfache Gegenüberstellung widersprüchlicher Angaben bereits einen hinreichenden Eindruck vom Sachverhalt.⁴

In ›normalen‹ Jahren bleiben am Ende nur wenige Ausnahmefälle, in denen es zwingend ist, vom skizzierten Prinzip einer Minimalversion quellenkritischer Absicherung abzuweichen. Bei der Auswertung der Fontaneschen autobiographischen Bücher dagegen wird diese Ausnahme zum

Regelfall, und hier wiederum stellen sich die Erzählungen aus dem Jahr 1848 als besonderes Problem heraus.

Die retrospektiv ohnehin ›verschobene‹ Erinnerung wird hier nicht allein durch den literarischen Anspruch überformt, sondern auch durch Abmilderung oder Ridikülierung des politischen Engagements, sei es bewusst, sei es unbewusst, zu einem Selbst- und Zeitbild transformiert, wie es Fontane in den neunziger Jahren akzeptabel und öffentlich vertretbar erschien. Das Problem der Chronisten liegt also zunächst darin, wie von der einseitigen und gefärbten Perspektive Fontanescher Erzählung zu der von Walter Gödden postulierten »Polyperspektive«⁵ zu gelangen sei, wie durch Vernetzung verschiedener Quellen jene Struktur entstehen kann, die für eine Autorenchronik typisch und wünschenswert ist. Eben hier kommt die Chronik aber für weite Teile des Jahres 1848 an die Grenzen ihrer Möglichkeiten.

Nehmen wir als Beispiel das bekannte »Wollboden«-Kapitel aus *Von Zwanzig bis Dreißig*. Da andere Quellen zu dem hier erzählten Ereignis nach unserer Kenntnis nichts zu sagen wissen, steht die autobiographische Erzählung als einziger Anhaltspunkt da. Da uns keine Wahl bleibt, vertrauen wir zunächst diesem Kapitel und verfassen (unter Einbeziehung der von den Editoren an die Hand gegebenen Kommentierung) unter dem 1. Mai 1848 einen vorläufigen Eintrag, der ungefähr so lautet:

- nach dem Bericht in *Von Zwanzig bis Dreißig* wird F zum »Wahlmann« für die Wahl der verfassungsgebenden preußischen Nationalversammlung gewählt; die Wahl findet auf einem zum Wahllokal hergerichteten Wollboden in der Königstraße statt; ein Schulvorsteher namens Schäfer oder Scheffer hält eine Rede, durch deren Phrasenhaftigkeit F sich zu einer – ganz unpolitischen – Gegenrede bewegt sieht; darin schlägt er Bäcker Roesike als Wahlmann vor, weil er »in der ganzen Gegend die besten Semmeln hätte«, und wird daraufhin von diesem genötigt, selbst dieses Amt zu übernehmen
- abends besucht F laut *Von Zwanzig bis Dreißig* Pastor Ferdinand Schultz in Bethanien; Schultz hat mehrere Herren zu Gast, »lauter Pommersche von Adel, unter ihnen ein Senfft-Pilsach, ein Kleist, ein Dewitz«, die über Fs Wahl zum Wahlmann spotten

In dem Wissen um die chronikalische Unzuverlässigkeit des autobiographischen Buches weichen wir hier bereits von dem sonst befolgten Verfahren ab, indem wir den Hinweis auf die Quelle ausnahmsweise auch im Chronikeintrag selbst (anstatt nur in der Fußnote) begeben.

Nur geringfügig lassen sich beide Einträge durch andere Belege aus Fontanes Feder – einen Brief an Bernhard von Lepel vom 22. November 1848 und eine Passage aus dem George-Hesekiel-Kapitel in *Von Zwanzig bis*

Dreißig – ergänzen. Bei vielen anderen, weniger bedeutenden Ereignissen würden und müssten wir uns nun mit dieser Version zufriedengeben, wohl wissend, dass wir es hier mit allem anderen, nur nicht mit ›harten Fakten‹ zu tun haben, dazu heimlich hoffend, dass im Lauf unserer Arbeit sich vielleicht doch noch ergänzende, bestätigende, widerlegende Hinweise ergeben, dass eben die erhoffte Vernetzung auch hier Früchte trägt. Aufwendige flankierende Recherchen aber, die etwa dem Ablauf jener Wahlen gelten müssten, liegen – angesichts siebenundsiebzig weiterer zu bewältigender Jahre – zu unserem eigenen Verdruss weit jenseits unserer Kapazitäten. Auch lautete eine prinzipielle Entscheidung, die zu Beginn des Projektes mit guten Gründen getroffen worden war, dass politische Ereignisse nur notiert werden, wenn sie in unmittelbarem Zusammenhang mit biographischen Daten stehen, und auch dann auf die allerknappsten Hinweise zu beschränken sind.

Hier liegt die Sache freilich anders. Wenn wir selbst zwar den Aufwand umfangreicher zusätzlicher Ermittlungen nicht leisten können, so können wir doch auf Forschungen zurückgreifen, in denen andere detailliertes Material gesammelt und gründlichen Untersuchungen unterworfen haben. Seit Charlotte Jolles in ihrer Dissertation⁶ auf die Unvereinbarkeit der retrospektiven Darstellung Fontanes mit unmittelbar zeitgenössischen Berichten über die Wahlen vom 1. Mai 1848 hingewiesen hat, sind verschiedentlich Versuche zur Aufklärung unternommen worden, so von Hubertus Fischer, der Fontanes erzählerische Strategien, das Spiel des Spurenlegens und Spurenverwischens, eindrucksvoll ins Licht des historischen Kontextes gestellt hat, um auf diese Weise wenigstens begründete Vermutungen über Ausmaß und Ernsthaftigkeit der Aktivitäten Fontanes anstellen zu können.⁷ Biographische Sekundärliteratur also, bestens geeignet, in die Chronik integriert zu werden.

Entsprechend erweitern wir nun unseren Eintrag um die Erkenntnisse, die wir aus Fischers Aufsatz gewonnen haben, und ergänzen ihn um die beiden oben genannten Fontane-Stellen:

- F wird im 111. Wahlbezirk zum Wahlmann für das Frankfurter Parlament gewählt – nicht für die verfassungsgebende Preußische Nationalversammlung, wie in *Von Zwanzig bis Dreißig* berichtet; nach eben diesem Bericht findet die Wahl auf einem zum Wahllokal hergerichteten Wollboden in der Neuen Königstraße statt; ein Schulvorsteher namens Schäfer oder Scheffer hält eine Rede, durch deren Phrasenhaftigkeit F sich zu einer – ganz unpolitischen – Gegenrede bewegt sieht; darin schlägt er Bäcker Roesike als Wahlmann vor, weil er »in der ganzen Gegend die besten Semmeln hätte«, und wird daraufhin von diesem genötigt, selbst die-

ses Amt zu übernehmen; jedoch ist zu vermuten, dass Fs Kandidatur weit weniger spontan und unpolitisch war, als in den Erinnerungen dargestellt; an Bernhard von Lepel schreibt F später (vgl. 22.11.48), dass er seine Rede mit »Liebe zum Volk, aber auch Liebe zum König« geschlossen habe

- abends besucht F laut *Von Zwanzig bis Dreißig* Pastor Ferdinand Schultz in Bethanien, der als Vertreter der protestantischen Orthodoxie den politischen Gegenpol zu Fs demokratischer Position besetzt; Schultz hat mehrere Herren zu Gast, die über Fs Wahl zum Wahlmann spotten, »lauter Pommersche von Adel, unter ihnen ein Senfft-Pilsach, ein Kleist, ein Dewitz«; möglicherweise steht diese Runde in Verbindung mit jener Versammlung vom 22.4., die die Gründung der *Kreuzzeitung* beschloss, und bei der u.a. Ernst von Senfft-Pilsach, Hans-Hugo von Kleist-Retzow und ein Rittergutsbesitzer von Dewitz-Wussow eine Rolle gespielt hatten; an anderer Stelle in *Von Zwanzig bis Dreißig* – im Kapitel über George Hesekei – berichtet F von einem bethanischen Zirkel aus späterer Zeit: »Der Zufall ließ es geschehen, daß ich eben damals – mehrere Jahre vor meinem persönlichen, erst 1860 erfolgenden Eintritt in die Kreuzzeitungsredaktion – viel in Bethanien verkehrte, wo sich bei dem zu jener Zeit in großem Ansehen stehenden Pastor Schultz, einem Freunde meiner Eltern, die führenden Kreuzzeitungs-Leute [...] zu versammeln pflegten«

In dieser Form steht (bis auf weiteres) der 1. Mai 1848 in der Chronik und erfährt nur insoweit noch eine Erklärung, als bereits unter dem 18. März des Jahres in einem gesonderten Punkt – ein Einzelfall in der gesamten Chronik – die spezielle Problematik der Quellsituation für Fontanes Aktivitäten während und nach den Märzereignissen skizziert wurde. Gewonnen ist damit sicherlich einiges an Sauberkeit und Korrektheit unserer Darstellung. Was die »harten Fakten« angeht, an denen die Chronik zu messen ist, konnte immerhin die von Fontane falsch erinnerte »Preußische Nationalversammlung« zum »Frankfurter Parlament« korrigiert werden. Der Rest indes sind Vermutungen und Indizien, die zudem in einem Maß explikationsbedürftig wären, das wiederum die Chronik sprengen würde. Ohnehin ist ihre sonst übliche Form bereits beträchtlich überdehnt, einmal durch das indirekte Referat aus *Von Zwanzig bis Dreißig*, zum zweiten durch die Vor- und Rückgriffe und damit die Aufgabe der chronikalischen »Von-Tag-zu-Tag-Struktur«.

Der Abschnitt über den 18. März endet mit dem Kapitel *Nachspiel. Berlin im Mai und Juni 48*. Es schließt sich jener Teil an, der über Fontanes Zeit im Diakonissenhaus Bethanien berichtet. Fontane lässt sie bekanntlich falsch im Juni (anstatt im September) beginnen, und man mag nicht an Zufall glauben, wenn sich zeigt, dass die von Fontane kurzerhand weggemogelte »Lücke« auch in der Chronik nicht zu schließen ist. Zwischen einem

Lepel-Brief vom 1. Juni und dem Erscheinen des Aufsatzes *Preußens Zukunft* am 31. August verzeichnet die Chronik für volle drei Monate keinen noch so marginalen Eintrag. Danach aber verdichtet sich die Struktur. Wenn auch noch nicht jene Dichte zu erreichen ist, die für spätere Jahre möglich wird, so kann die Chronik für die ersten bethanischen Monate doch ihre Stärke erweisen.

Spurenverwischung in der Art, wie Fontane sie bei seinen revolutionären Aktivitäten betrieben hat, war hier, das ist der erste günstige Umstand, unnötig. Mögen auch »Friede, Freundlichkeit, Freudigkeit«,⁸ die Fontane der Zeit in Bethanien zuschrieb, in rückblickender Idyllisierung verstärkt worden sein, so ist dieser Grundzug seiner Schilderungen doch sicherlich nicht aus der Luft gegriffen, sondern beruht auf realem Erleben. Allenfalls einseitig, nicht aber in jener Weise irreleitend, wie dies bei den Wahl-Ereignissen der Fall war, ist das Bethanien-Kapitel zu nennen.

Diese Einseitigkeit in der gewünschten Weise zur Polyperspektive zu erweitern, erlaubt uns hier, im Unterschied zu den Frühjahrs-Ereignissen, eine Anzahl weiterer Quellen. Ein intensiver Briefwechsel mit Lepel gibt Einblicke in Fontanes politische Positionierung. Er wird ergänzt durch eine Folge von vier politischen Aufsätzen, die Fontane in diesen Monaten in der *Berliner Zeitungshalle* publizierte (*Preußens Zukunft* am 31.8., *Das Preußische Volk und seine Vertreter* am 13.9., *Die Teilung Preußens* am 14.10., *Einheit oder Freiheit* am 7.11.). Sitzungs-Protokolle des *Tunnel* lassen auf eher halbherzige Beteiligung Fontanes an den Bestrebungen zur Neuausrichtung des Vereins schließen. Das Vorhaben, ein Karl-Stuart-Drama zu schreiben, wird im Lepel-Briefwechsel und in erhaltenen Fragmenten greifbar. Und schließlich haben biographische Spezialuntersuchungen einen ganzen Stapel an Archivalien zutage gefördert, an denen deutlich wird, dass auch Fontanes Eintritt in Bethanien nicht reibungslos verlief und seine politische Dimension hatte.⁹

Auf dieser Grundlage gesicherter Daten und nachweislicher Ereignisse operierend, können die Chronisten für das vierte Quartal des Jahres 1848 dem nahekommen, was sie sich zum Ziel gesetzt hatten. Sie können die verwirrende Abfolge der Auseinandersetzungen, die zwischen dem Krankenhaus Bethanien und den Behörden in Fontanes Angelegenheit geführt wurden, von seiner provisorischen Einstellung am 15. September bis zur endgültigen Entscheidung am 4. November zur Übersichtlichkeit aufdröseln. Sie können Fontanes eigene Beschreibung seiner Tätigkeit neben das aktenkundliche Stellenprofil legen. Sie können die Gleichzeitigkeit von bethanischem Idyll und politischer Schriftstellerei sichtbar machen. Kurz, die in den Stichworten Vernetzung und Polyperspektive angedeuteten Vorzüge einer Chronik lassen sich hier sehr weit entfalten.

Das zweite politische Ereignis, das sich unmittelbar in Fontanes Biographie einschrieb, war die »Neue Ära«, die mit der Regierungsübernahme durch Prinz Wilhelm am 7. Oktober 1858 und der bald darauf folgenden Ersetzung des Kabinetts Manteuffel durch die liberale Regierung Rudolf von Auerswalds begann. Bis dahin hatte Fontane als Londoner Korrespondent und Presseagent unmittelbar in ministeriellen Diensten gestanden. Ob er nun der Möglichkeit einer erzwungenen Absetzung durch eigenes Kündigungsgesuch zuvorkommen oder einfach nur die günstige Gelegenheit zur ohnehin gewünschten Rückkehr nach Berlin ergreifen wollte – Fontane gelang es jedenfalls, den eigentlich bis 1860 laufenden Vertrag mit der Zentralpressestelle vorzeitig aufzulösen und überdies die Zahlung einer Abfindung (2000 Taler abzüglich einer bereits geleisteten Vorschusszahlung) auszuhandeln. Er kehrte im Januar 1859 nach Berlin zurück, um sich dort eine Existenzmöglichkeit als Schriftsteller zu suchen. Da Fontane für das letzte Londoner und das erste wieder in Berlin verbrachte Jahr, anders als im Fall 1848, keine Spurenverwischung betrieben hat, bereitet diese Zeit den Chronisten vergleichsweise wenig Kopfzerbrechen. Die genannten Jahre können mithin als Exempel dienen, wenn es gilt, zugleich mit den Vorzügen auch die »normalen« Probleme, die scheinbaren und wirklichen Schwachstellen der Chronik zur Sprache zu bringen. Probleme, wohlgemerkt, die einer Chronik per se eignen, und Schwachstellen, die sich im rechten Licht mitunter als Stärken erweisen.

Bis Anfang Oktober 1858 schöpft die Chronik den absolut dominierenden Teil ihrer Informationen aus einer einzigen Quelle: dem Fontaneschen Tagebuch. Dieses mag in seinem nüchternen, notizbuchartigen Gestus als Lektüre wenig spannend sein. Für die Chronisten ist es ein Glücksfall – zunächst wenigstens. Gerade die Knappheit der Fontaneschen Aufzeichnungen und die schon vorgegebene »Von-Tag-zu-Tag-Struktur« kommen ihrer Arbeitsweise entgegen. Das Bild, das sich durch diese Überführung des Tagebuches in Chronik-Form ergibt, vermittelt einen bunten, vielfältigen und lebendigen Eindruck vom Londoner Alltag der Fontanes.

An erster Stelle sind dabei Erfordernisse und Begleiterscheinungen des Journalisten-Berufes zu verzeichnen: herausragende Ereignisse wie die Hochzeit von Prinz Friedrich Wilhelm und Prinzessin Victoria, die journalistisch zu begleiten Fontane allerhöchsten Auftrag hatte (25. Januar 1858), aber auch zahllose Gänge zur Preußischen Gesandtschaft und in Buchläden, auf Zeitungsredaktionen und auf die Post, Gespräche mit deutschen und englischen Kollegen, Freunden, Bekannten über englische und deutsche Zustände, politische und literarische Gegenstände, dazu Schreibtischstunden, in denen vorwiegend Korrespondenzen entstanden sind – alles also,

worüber Fontanes Notizen uns Nachricht geben. Ferner vermerkt die Chronik die Unternehmungen des Privatmannes Fontane, den wir auf kleinen Teegesellschaften und größeren Dinnerpartys sehen, mit Emilie spazierend durch Oxford Street oder Regent's Park, bei Besuchen in »Werber-« oder »Kaffe-Kneipen« oder einfach im altgedienten Café Divan. Krankheiten spielen eine Rolle: So wie Fontane selbst seinen »Blutandrang nach dem Kopfe« (28. Juli) und Emilies »Krampfanfälle« (14. März) für notierenswert hielt, so halten auch wir, im Wissen um seine psychosomatische Sensibilität (Fontane hätte gesagt: nervöse Veranlagung), entsprechende Hinweise für belangvoll. Selbst noch der Besuch eines Panoptikums (16. Juni) und die Daguerrotypien, die Fontane von seinen Söhnen anfertigen ließ (24. September), sind einer Notiz wert, wie schließlich auch die lakonischen Bemerkungen: »Pläne gemacht«, »Sechsendsechzig gespielt« oder einfach nur »gelesen«. Das Bild, wie gesagt, ist bunt, anschaulich und lebendig; kein Tag, über den die Chronik nichts zu berichten hätte.

Und dennoch können Zweifel aufkommen, Zweifel, die sich auf zwei Punkte beziehen. Der erste ist nicht neu. Die enorme Datendichte kann nicht überdecken, dass wir es wieder mit nahezu einseitiger Perspektive zu tun haben. Unter der erdrückenden Dominanz der dem Tagebuch entnommenen Informationen verschwinden die wenigen anderen Quellen fast völlig. Briefe Fontanes sind aus diesem Jahr – überraschender Weise, da immerhin der Kontakt nach Deutschland ausschließlich per Korrespondenz zu halten war – vergleichsweise wenige bekannt.¹⁰ Ergänzend treten, nach bisheriger Kenntnis, nur einige wenige Funde aus preußischen Ministerialakten hinzu, die sich fast ausschließlich auf die Abwicklung von Gehalts- und Spesenzahlungen an Fontane beziehen. Auch die Konfidentenberichte, die Edgar Bauer über in London lebende Deutsche, darunter Fontane, für die dänische Polizei anfertigte, mögen anderweitig von Interesse sein – chronikalisch sind sie nicht sehr ergiebig.¹¹ Die in den verfügbaren Quellen vorgefundene Asymmetrie kann mit unseren Mitteln abgebildet, nicht aber aufgehoben werden.

Diffiziler erscheint der zweite Punkt. An dem »tagebuchlastigen« Jahr 1858 lässt sich ablesen, dass nicht nur allzu spärliches, sondern bisweilen auch allzu umfangreiches Material die Prinzipien der Chronik auf die Probe stellt. Schnell drängt sich die schlichte Frage auf, bis wohin Alltäglichkeiten noch als notierenswert gelten dürfen, und ab wo die Chronisten Gefahr laufen, ihre Arbeit durch pedantisches Herzählen von Banalitäten unhandlich und sich selbst lächerlich zu machen. Dass mit Reglementierung hier wenig gewonnen ist, vielmehr von Fall zu Fall und mit einem an der Arbeit selbst wachsenden Gespür zu entscheiden, versteht sich von selbst. Im Zweifelsfall lautet unsere Devise: Nachträgliche Straffung und Kürzung ist, wenn einmal

der Blick aufs Ganze gegeben sein wird, leichter getan als nachträgliche Ergänzung.

Vor dem Hintergrund der gesamten Chronik rechtfertigt sich dieses Vorgehen, weil so für einen begrenzten und überschaubaren Zeitraum einmal ein Mosaik aus kleinen und kleinsten Steinen entsteht, das zugleich mit dem Bild vom Leben Fontanes und seiner Familie auch ein Alltags- und Zeit-Bild jener Jahre überhaupt vorstellen kann. Eben darin liegt, angesichts anderer, spärlicher bestückter Jahre, der eigene Wert und Reiz dieser Kleinteiligkeit. Dagegen wäre jeder Versuch, eine so weit gehende Detailverliebtheit auch für alle übrigen Jahre erstreben zu wollen, illusorisch. In diesem Sinn ist eine Chronik ohne die Lücken, die sie immer zu schließen hofft, letztthin nicht denkbar.

Der vorläufig letzte bekannte Tagebucheintrag, der uns Fontanes Londoner Alltag vor Augen bringt, datiert vom 4. Oktober 1858. Wenige Tage darauf kam es zur besagten Regentschafts-Übernahme, die den politischen Umschwung Preußens einleitete: Auch hier fällt eine Veränderung der Lebenssituation Fontanes mit verändertem Aussehen der Chronik zusammen. Bereits am Tag nach dem Thronwechsel äußerte Fontane die Hoffnung, bei einem Regierungswechsel London »mit Manier« verlassen zu können: »Was dort dann wird, das mögen die Götter wissen; die Freudlosigkeit dieses nebelgrauen Lebens aber ist so groß, dass ich schließlich doch der Wiederaufnahme der alten Sorgenexistenz den Vorzug vor diesem indifferenten Dasein geben würde.«¹² Fontanes Erwartung einer sorgenvollen Zeit sollte sich bestätigen. Das auf seine Rückkehr am 17. Januar 1859 folgende Jahr kann man einen biographischen Transitraum, mit aller damit verbundenen Unsicherheit und Unruhe, nennen. Die Chronisten dagegen, nachdem sie für 1848 mit einem »Zu-wenig« und »Zu-ungewiss« der erreichbaren Informationen zu kämpfen hatten, in den letzten Londoner Monaten mit einem »Zu-viel«, gelangen hier tatsächlich einmal in ruhiges, sicheres Fahrwasser. Wie zum Ausgleich für das verlorene Tagebuch bietet sich ihnen ein reichhaltiges Material, das für diesen Abschnitt die erstrebte Vielstimmigkeit und Dichte sehr weitgehend realisierbar werden lässt. Verschiedene Quellen bestätigen und ergänzen einander, oft ist es möglich, eine Chronik-Notiz durch mehrere Nachweise zu verifizieren. Aber auch Divergenzen ergeben sich, wenn etwa den Klagen über Entfremdung im Freundeskreis (z.B. gegenüber Heyse am 13. Mai 1859) die regelmäßige Teilnahme an *Tunnel*-, *Rütli*- und *Ellora*-Zusammenkünften gegenüber steht.

Tatsächlich erfuhren Fontanes mühevollen Versuche, sich und seiner Familie als Berufsschriftsteller zugleich größtmögliche schriftstellerische Freiheit und ausreichenden Lebensunterhalt zu sichern, aus dem Berliner Freundes-

kreis und darüber hinaus mannigfach Unterstützung. Anhand der Briefwechsel – vor allem mit Eggers, Heyse, Merckel, außerdem ist Fontanes Korrespondenz mit seiner Frau zu nennen, die sich manchmal in Sachen Informationsdichte dem Tagebuch fast als ebenbürtig erweist – können wir dies in der Chronik sichtbar werden lassen. Die Auswertung der Korrespondenzen fordert von den Chronisten aber auch einiges an Fingerspitzengefühl, wenn es gilt, aus den oft durch Empfindlichkeiten und taktische Erwägungen diktierten Briefen sachliche, ausgewogen urteilende Chronik-Einträge zu kondensieren.

Offenkundig wird diese Problematik anhand der Münchenreise im Februar und März des Jahres, die Paul Heyse – erfolglos – mit Blick auf eine Anstellung Fontanes als königlicher Bibliothekar arrangiert hatte. Bereits durch Auswertung der Korrespondenzen Fontanes mit Heyse, Merckel und seiner Frau lässt sich ein außerordentlich dichtes Netz aus Informationen zum Reiseverlauf knüpfen. Wichtiges, ja Unentbehrliches für die Einschätzung der Chancen und Gründe des Scheiterns erschließt sich aber erst aus sekundären Quellen (z.B. dem Tagebuch Paul Heyses), die wir in diesem Fall einer einschlägigen Untersuchung Walter Hettches entnehmen können.¹³

Ab Jahresmitte 1859 begann Fontane, seine literarischen Aktivitäten – »wie mit Dampf«, »zum großen Teil rein Erwerbs halber, aber doch auch einiges mit Lust und Liebe«¹⁴ – zu verstärken. Es scheint selbstverständlich, dass diese gesteigerte Produktivität in der Chronik zuerst an den Publikationen Fontanes greifbar werden muss; sind es doch am Ende immer die Texte, die eine Schriftstellerchronik motivieren. Die Selbstverständlichkeit verflüchtigt sich indes sofort, wenn man die Fragen nach dem Woher, Wie, Wieviel stellt.

Die besonderen Schwierigkeiten der Publikationsgeschichte Fontanescher Texte – Stichwort ›echte‹ und ›unechte‹ Korrespondenzen, um ein Beispiel unter vielen zu nennen – sind bekannt und müssen hier nicht ausgeführt werden. Ebenfalls bekannt ist, dass, als parallel zu unserer Chronik verfolgtes Projekt, eine Fontane-Bibliographie in Arbeit ist. Zwischen der Einsicht also, dass eine Dokumentation Fontanescher Veröffentlichungen für die Chronik unabdingbar ist, der Resignation angesichts der gewünschten, aber kaum erreichbaren Vollständigkeit und Zuverlässigkeit unserer Angaben, und der Besorgnis, wie die Abgrenzung beider Projekte, der Chronik und der Bibliographie, sowohl sachlich vernünftig als auch einvernehmlich in der Arbeitsteilung am besten geschehen kann, mussten wir einen Kompromiss finden, der unsere Entscheidungen dem Benutzer der Chronik transparent und nachvollziehbar macht.

Erste Prämisse ist, dass wir bibliographischen Ansprüchen – Autopsie, Vollständigkeit, Detailliertheit der Angaben – weder gerecht werden können noch wollen. So beschränken wir uns in aller Regel mit den bibliographischen Angaben, die wir in unserem eingangs skizzierten Quellenkorpus (Werk- und Brief-Ausgaben, Editionscommentare etc.) vorfinden, wo möglich ergänzt um Arbeitsmaterialien zur Fontane-Bibliographie, die uns Dr. Wolfgang Rasch freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat, dargeboten in einer auf das Allernötigste verknappten Form. Was wir anstreben, ist dabei weniger eine reduzierte Form von Bibliographie, sondern vielmehr das Abklopfen der uns zugänglichen bibliographischen Informationen auf ihre »Chronik-Relevanz« hin. Daher werden zwar Erstdrucke so vollständig wie irgend möglich notiert, Nachdrucke von Zeitungsbeiträgen, Neuauflagen von Büchern etc. aber nur dann, wenn sie im Zusammenhang der Chronik von Belang sind. Denn ihre eigentliche Aufgabe ist es, die am Ende stehende Veröffentlichung in zeitlichen Zusammenhang mit den vorausgegangenen Arbeitsphasen, Verhandlungen mit Redakteuren und Verlegern etc. zu stellen. Immer freilich – um den kleinen Exkurs zu generellen Arbeitsprinzipien der Chronik zu beenden – gelingt dies nicht. So wissen wir zwar, dass Fontane als Korrespondent seit Ende Juli »Vertrauenskorespondent« im Auftrag der preußischen Zentralpressestelle regelmäßig Beiträge an verschiedene deutsche Zeitungen schickte,¹⁵ können aber aus unseren Kapazitäten heraus einzelne Artikel nicht belegen und verweisen an dieser Stelle auf die Bibliographie: ein praktikabler, aber eben doch ein Kompromiss.

In vielen Fällen freilich gelingt es, die genannten Verhältnisse deutlich werden zu lassen. Dies gilt für Fontanes schottisches Reisebuch *Jenseit des Tweed*, das als Nachklang aus der englischen Zeit im Frühsommer ausgeführt wurde und in Zeitungs-Abdrucken erschien, bevor Fontane zum Ende des Jahres die Suche nach einem Verleger für die Buchausgabe intensivierte. Dies gilt gleichermaßen für die ersten märkischen Wanderungen; Reisen und Veröffentlichung erster märkischer Kapitel in der *Vossischen* und der *Kreuzzeitung* wechselten ab Sommer in rascher Folge. Rekonstruierbar werden diese Vorgänge anhand der zahlreich erhaltenen Briefzeugnisse Fontanes. Und schließlich dienen im Fall der Reiseliteratur sogar die Texte selbst als Quelle, aus der – mit Einschränkungen, ähnlich den für Fontanes autobiographische Bücher geltend gemachten – Anhaltspunkte für eine chronikalische Darstellung der Reisen und Ausflüge geschöpft werden können.

An dieser Stelle soll abgebrochen werden. Nicht dass im Vorstehenden bereits alles gesagt wäre, was es über die Erfahrungen der Chronisten zu sagen gibt. Von unseren Versuchen beispielsweise, das nüchterne Nachschlagewerk, das die Chronik in erster Linie sein muss, durch Beigabe von Zitaten

aufzulockern und um schöne Zentimeter in Richtung Lesbarkeit zu verschieben, war noch nicht die Rede, ebensowenig von der Frage ›Buch oder Datenbank‹, die uns immer wieder gestellt wird. Auch das spannende Kapitel der Datierungsfragen blieb unbeachtet, das uns zwar oft pedantische Puzzle-Arbeit abverlangt, gar nicht selten aber auch mühelose Erfolge beschert, die die Chronik gewissermaßen aus sich selbst heraus produziert, etwa bei der Korrektur bisher widersprüchlicher Datumsangaben. Jedoch wollen wir die Trockenschwimmübung, die ein solcher Erfahrungsbericht für den Leser darstellt, solange ihm die Chronik noch nicht zugänglich ist, nicht über Gebühr ausdehnen.

Vorläufig hoffen wir, dass an dem teils summarisch zusammenfassenden, teils am Einzelfall vorgehenden Bericht nachvollziehbar geworden ist, wie vielgestaltig die Quellenlage, damit die Arbeitsweise der Chronisten und am Ende die Gestalt der Chronik sein kann. Zwei grundverschiedene Formen, in denen sich die Chronik der jeweiligen Quellenlage entsprechend realisiert, stehen im Chronik-Jahr 1848 nebeneinander. Die erste kann sich nahezu ausschließlich auf Fontanes autobiographische Erzählung stützen und darüber hinaus lediglich Vermutungen anstellen und Indizien beibringen. Sie läuft, das ist uns bewusst, stets Gefahr, entweder mit erörternden Diskussionen und Versuchen einer historischen Kontextualisierung die von Tag zu Tag vorgehende Chronikform zu verlassen, oder durch eingeschränkte Perspektive die Benutzbarkeit aufs Spiel zu setzen. In der zweiten Form jedoch ergibt sich aus dem Zusammenspiel verschiedenartiger Informationsquellen bereits ein dichteres chronikalisches Netz, wie es nötig ist, um den Wert und die Benutzbarkeit einer Chronik zu gewähren.

Auch 1858/59 stehen sich zwei deutlich, wenn auch nicht so grundsätzlich differierende Erscheinungsbilder gegenüber. Auf die überbordende und doch eingleisige Detaildokumentation zum Fontaneschen Alltag folgt das bereits aus dem Kernbestand an Quellen schon dicht geknüpfte Netz vielfältigster Informationsarten,¹⁶ das Fontanes »Sorgenexistenz« des ersten Berliner Jahres nach seiner Rückkehr belegt. Hier kommt unsere Arbeit dem Wunschbild einer Schriftstellerchronik am nächsten. »Vielleicht,« so schrieb Fontane an Julius Springer mit Blick auf »die Anfügung von einer Art historischer Tabelle« für *Jenseit des Tweed*, »sieht es ein bischen pedantisch und schulmeisterlich aus, ist aber gewiß praktisch.«¹⁷

Anmerkungen

- 1 Der erste Teil wurde von Roland Berbig, der zweite von Josefine Kitzbichler verfasst. Für den gesamten, gemeinsam konzipierten und redigierten Beitrag zeichnen beide Verfasser verantwortlich.
- 2 Zum Projekt *Theodor Fontane. Chronik von Leben und Werk*. In: FBI 69 (2000), S. 158f.
- 3 Aus Gründen der Vereinfachung belassen wir es hier bei verkürzten bibliographischen Angaben und bitten dafür um Verständnis.
- 4 Ein hübsches Beispiel findet sich unter dem 5. Juli 1853, wo es heißt: F reist nicht »mit Frau und Kind in's Bad«, wie er an Brockhaus schreibt, sondern besucht Hermann Scherz in Kränzlin.
- 5 Vgl. WALTER GÖDDEN: *Annette von Droste-Hülshoff. Leben und Werk. Eine Dichterchronik*. Bern u.a. S. 17.
- 6 CHARLOTTE JOLLES: *Fontane und die Politik*. Berlin (2. Auflage) 1988, S. 50f.
- 7 HUBERTUS FISCHER: *Theodor Fontanes Achtzehnter März. Neues zu einem alten Thema*. In: FBI 65–66 (1998), S. 163–189.
- 8 THEODOR FONTANE: *Autobiographische Schriften*. Band 2: *Von Zwanzig bis Dreißig*. Berlin 1982, S. 388.
- 9 Vgl. ERNST SCHERING: *Der junge Fontane. Zwischen Revolution und Diakonie (1848–49)*. In: *Die Innere Mission. Zeitschrift des Diakonischen Werkes*. 59. Jahrgang. Berlin-Friedenau 1969, S. 531–546. – DERS.: *Von der Revolution zur preußischen Idee. Fontanes Tätigkeit im Mutterhaus Bethanien und der Wandel seiner Politischen Einstellung*. In: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte*. Köln, Bd. XXII (1970) H. 4, S. 289–323. – MANFRED STÜRZBECHER: *Die Apothekenschwestern im Krankenhaus Bethanien und Theodor Fontane*. In: *Der Bär von Berlin. Jahrbuch 1970 des Vereins für die Geschichte Berlins*, S. 84–105.
- 10 Das Fontane-Brief-Verzeichnis zählte 46 Briefe, die meisten davon an das Ehepaar Merckel und an Bernhard von Lepel. Zum Vergleich: Für 1857 weist das Briefverzeichnis 79, für 1859 sogar 91 Briefe nach, nicht zu reden von späteren, noch um vieles dichter dokumentierten Jahren.
- 11 Vgl. EDGAR BAUER: *Konfidentenberichte über die europäische Emigration in London 1852–1861*. Hrsg. von ERIK GAMBY. Trier 1989.
- 12 An Henriette von Merckel. In: *Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel. 1850–1870*. 2. Band. Berlin 1987, S. 131.
- 13 WALTER HETTICHE: *Von Flußkrokodilen, Eidechsen und Nashörnern. Anmerkungen zu Fontanes Aufenthalt in München 1859*. In: FBI 50 (1990), S. 86–91.
- 14 So in Briefen an Emilie Fontane am 17. 9. 1859 bzw. an Henriette von Merckel am 12. 9. 1859.
- 15 Vgl. THEODOR FONTANE: *Tagebücher. 1866–1882. 1884–1898*. Hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Therese Erler. Berlin (2. Auflage) 1995,

- S. 272–274, und CHARLOTTE JOLLES: *Fontane und die Politik*. Berlin (2. Auflage) 1988, S. 142f.
- 16 Als kleinere Posten wären hier noch die Gelegenheitsgedichte Fontanes zu nennen, denen häufig einiges über die ›Gelegenheit‹ (Geburtstagsfeiern, festliche Gesellschaften und dergleichen) entlockt werden kann; außerdem die von Emilie Fontane geführten Haushaltungsbücher (aufbewahrt im Theodor-Fontane-Archiv Potsdam), die uns genaueste Kenntnis über das bei den Fontanes stets kritische Kapitel der finanziellen Situation geben. Manchmal können sogar (nicht ohne Heiterkeit) die Angaben Emilies mit Fontanes Ausführungen zur »Geldposition« (an Emilie Fontane, 20.9.1859) verglichen werden, die er mit offenkundiger Diplomatie gegenüber seiner Frau anstellte. Dasselbe gilt für die zwischen Fontane und Julius von Jasmund zwecks Abwicklung der Finanzen gewechselten Briefe (aufbewahrt im Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin Dahlem). Was diese in den preußischen Ministerialakten erhaltenen Briefe betrifft, so ist es freilich schade, dass sie sich ganz auf Finanzabwicklung beschränken, und bis in den Herbst hinein keine weitere Auskunft über Fontanes Verhältnis zur Zentralpressestelle nach seiner Rückkehr aus London geben. Erst wieder Fontanes Ausschluss aus dem Kreis der »Vertrauenskorespondenten« im September scheint im Geheimes Preußischen Staatsarchiv aktenkundig geworden zu sein.
- 17 An Julius Springer, 13. 5. 1860. In: HFA IV/1, 1976, S. 704.

Erwerbungen des Theodor-Fontane-Archivs

Verzeichnet werden Bestandsergänzungen bis zum 15. 7. 2003 sowie die Artikel des vorigen Heftes der *Fontane Blätter*.

Bearbeiter: KLAUS-PETER MÖLLER (Handschriften), PETER SCHAEFER (Druckschriften)

Handschriften

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gotthilf Weißstein [?], Berlin, 1. 11. 1889

Inhalt: Fontane gibt dem Empfänger im Vertrauen bereits vorab Bescheid über eine Zuwendung von 250 Mark und berichtet über seine Lektüre-Eindrücke eines nicht näher bezeichneten Werkes, das in den »Montags-Nummern« abgedruckt war.

4° 2 Bl. (1 Bg.), 1^r, 2^v Text, 1^v-2^r leer. (HBV 89/181) Signatur C 328

FONTANE, THEODOR: eigh. Briefumschl. an Friedrich Fontane, [15. 6. 1898; Poststempel]

Gehört evtl. zum Brief Fontanes an seinen Sohn Friedrich vom 14. 6. 1898 (B 566), vgl. *Fontane Blätter* 64 (1997), S. 37 f.

1 Briefumschlag, Briefmarke herausgerissen. (HBV nicht verzeichnet) Signatur: B 687

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Fritz Mauthner, Berlin 1. 1. 1890

Inhalt: vgl. *Fontane Blätter* 75 (2003), S. 8-13.

4° 4 Bl. (2 Bg.), 1^r, 2^v, 3^r, 4^v Text, Rest leer (HBV 90/1) Signatur: C 376

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Unbekannt, Berlin 15. 11. 1896

Inhalt: Fontane bedankt sich für die Zusendung eines Romans des Briefempfängers und verspricht baldige Lektüre.

4° 1 Bl. (1/2 Bg.), 1^r Text, 1^v leer (HBV nicht verzeichnet) Signatur: C 377

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Unbekannt (Anrede: »Hochgeehrter Herr Professor!«)

Berlin, 22. 3. 1876

Inhalt: Fontane bedankt sich für den anvertrauten Vortrag, den er mit Dank zurückschickt: »Den Schluß hab ich beinah wörtlich citirt [...]«

4° 2 Bl. (1 Bg.) 1^r Text, 1^v-2^v leer. Signatur: C 379

MÜLLER, MAX: Zeichnung, mit Tusche überarbeitet, mit eigenh. Widmung an Wilhelm Wolfsohn, 1843, auf der Rückf. Bleistiftskizze eines Esels

Vgl.: Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn. Hrsg. von Wilhelm Wolters. Mit neun Bildern und einem Faksimile. Berlin: Bondi 1910, nach S. 48 (Hier andere Fassung!)

1 Bl., ca 14 x 10 cm, in zeitgenöss. Rahmen

Sign. AI 644

PAULSEN, FRIEDRICH: eigh. Br. m. U. an Theodor Fontane, Steglitz bei Berlin, 14. 5. 1898

Inhalt: Antwort auf den Brief Fontanes vom 12. 5. 1898.

4° 2 Bl. (1 Bg.) 1^r-2^r Text, 2^v leer.

Signatur: C 378

Primärliteratur

DEL F VON WOLZOGEN, HANNA: »Sie haben die Geschichte zur Verfügung...« oder:

Ein Geburtstagsbrief. Pierre-Paul Sagave zum Neunzigsten. In: Fontane Blätter 75 (2002), S. 8-13. (65/5536=75)

FONTANE, THEODOR: Der alte Zieten. Ill. von ROBERT W. WAGNER. Berlin und Karwe/bei Neuruppin: Edition Rieger o.J. [2002]. 13 gez. S. (2003/125)

RASCH, WOLFGANG; OLEJNIK, HANNA (Hrsg.): Aus den Berliner Korrespondenzen Fontanes für das »Danziger Dampfboot« 1851/52. In: Fontane Blätter 75 (2002), S. 14-25. (65/5536=75)

Sekundärliteratur

1. Bücher und Aufsätze

ANONYM: »Kinder, ihr kommt mir wie gerufen.« In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 191-192. [zuerst 1910] (2003/102)

ANONYM: »Sehen Sie ich bin kein Berliner.« In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 188-190. [zuerst 1912] (2003/102)

ABECASIS-PHILLIPS, JOHN A. S.: Der König und der Dichter. Th. Fontanes mißglückte Reise nach München. In: Aspekte des Bayerischen. Ein Reader. 2. Aufl. Bayreuth, Okayama: Abecasis 2003, S. 132-136. [zuerst 1971] (2003/107)

ANDERSON, PAUL IRVING: »Interpredition«. Verpfuschte Klassikerpflege am Beispiel Fontane. In: Ztschr. für Literaturwissenschaft u. Linguistik 129 (2003), S. 123-137. (ZA 2003+,3)

ANGELOW, JÜRGEN: Geschossen hat er nicht. Th. Fontane u. das Jahr 1848. In: Theodor Fontane Dichter der Deutschen Einheit. Bernd Heidenreich u.a. (Hrsg.). Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2003, S. 29-38. (2003/103)

AUST, HUGO: Fontane und der historische Roman. Ludwig Rellstabs »1812«, Theodor Fontanes »Vor dem Sturm« und Leo Perutz' »Der Marques de Bolibar«. In: Theodor Fontane Dichter der Deutschen Einheit. BERND HEIDENREICH u.a. (Hrsg.). Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2003, S. 133-145. (2003/103)

- BERG, LEO: Beredte Handbewegungen, lebhaftes Mienenspiel. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 223–224. [zuerst 1898] (2003/102)
- BETA, OTTOMAR: Er hat mich bis zuletzt geottomart. Gespräche in London u. Berlin. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 34–43. [zuerst 1898] (2003/102)
- BLEIBTREU, KARL: Weltmännische Schlichtheit. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 104–110. [zuerst 1901] (2003/102)
- BÖLSCHE, WILHELM: Vom alten Fontane. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 280–288. [zuerst 1901] (2003/102)
- BOUCLEY, SÉVERINE: »Unterm Birnbaum« von Theodor Fontane. Die Erzählung aus d. Sicht d. Hauptfigur. Verbergen u. Entbergen. Seminararb. Johannes-Gutenberg-Univ. Mainz 2003. 47 S. 30 cm (2003/113 q)
- BUNNERS, CHRISTIAN: »...wiste 'ne Beer«. Zur Funktion des Plattdeutschen in Fontanes Ribbeck-Ballade. In: Stünn um Stünn. Festschr. für Bernd Jörg Diebner to sienen 60. Geburtsdag. Hrsg. von HEINRICH KRÖGER u.a. Soltau, Heidelberg: Selbstverlag der Plattform »plattdüütsch in de kark« 2000, S. 53–55. (de kennung; Beiheft 9) (ZA 2000+,31)
- CRONER, SIEGFRIED: Fontane gab mir zu meiner Freude recht. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 219–222. [zuerst etwa 1911] (2003/102)
- DAHMS, GUSTAV: Drei Mark im winzigen Portemonnaie. Fontane u. seine Verleger. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 30–33. [zuerst 1899] (2003/102)
- DAHN, FELIX: Beglückt vom Lob des Balladenritters. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 21–23. [zuerst 1891] (2003/102)
- DAVID, JAKOB JULIUS: Wir sprachen von Wien. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 195–196. [zuerst 1909] (2003/102)
- ENGEL, EDUARD: »Ein alter Herr möchte Sie sprechen«. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 111–118. [zuerst 1929] (2003/102)

- ERNST, OTTO: »Erschrecken Sie nicht; ich bin es selbst.« In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 201–207. [zuerst 1908] (2003/102)
- »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003. 318 S. [Artikel einzeln verzeichnet] (2003/102)
- FECHNER, HANNS: Überhaupt seine Briefe! In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 210–216. [zuerst 1919] (2003/102)
- FONTANE, FRIEDRICH: Fontane und Hauptmann. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 168–171. [zuerst 1922] (2003/102)
- FONTANE, FRIEDRICH: Genesung durch Erinnern. Wie »Meine Kinderjahre« entstanden. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 193–194. [zuerst 1923] (2003/102)
- FONTANE, FRIEDRICH: »Papa arbeitet, seid mäuschenstill!«. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 70–74. [zuerst 1939] (2003/102)
- FONTANE, FRIEDRICH: Potsdamer Straße 134 c IIII. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 80–86. [zuerst 1938] (2003/102)
- FONTANE, FRIEDRICH: Reiselustig und theaterbegeistert bis zum Schluß. Die letzten Jahre meiner Mutter. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 289–293. [zuerst 1937] (2003/102)
- FONTANE, FRIEDRICH: Wie mein Vater starb. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 265–269. [zuerst 1929] (2003/102)
- FONTANE, FRIEDRICH: Wie Theodor Fontane umzog. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 75–79. [zuerst 1922] (2003/102)
- FONTANE, THEODOR JUN.: Familienverhältnisse. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 44–51. [Erstdruck] (2003/102)

- FONTANE, THEODOR JUN.: Liebenswürdige Natur. Erinnerungen des Sohnes. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 52–69. [zuerst 1974] (2003/102)
- FREYDANK, RUTH: Der Herr hat heute Kritik. Der Theaterkritiker Th. Fontane. In: Berlinische Monatsschrift 10 (2001) 1, S. 26–38. (ZA 2001+,23)
- FRIEDLAENDER, GEORG: Ein Gott aus der Provinz. Aus dem Alltag des Theaterkritikers. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 99–101. [zuerst 1904] (2003/102)
- FRIEDLAENDER, GEORG: Nachdienst im Schlafrock. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 11–13. [zuerst 1907] (2003/102)
- GÖSSMANN, WILHELM: Kontrastierung mit anderen Autoren. Fontane als Erzähler. In: DERS., Literatur als Lebensnerv. Vermittlung, Leselust, Schreibimpulse. Düsseldorf: Grupello 1999, S. 208–226. (Grupello-Tatsachen) (ZA 1999+,47)
- GRUBER, SABINE: »Aber nicht: ›Haupt voll Blut und Wunden‹. Dies verbiete ich ausdrücklich«. Religiöse Tradition, Geistliches Lied u. Gesangbuch in Fontanes »Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13«. In: Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie 41 (2002), S. 204–225. (ZA 2002+,18)
- HARMAT, MÁRTA: Eisenbahnen, Zivilisationskritik und Kulturskepsis in »Anna Karenina« und »Effi Briest«. In: Europavisionen im 19. Jahrhundert. Vorstellungen von Europa in Lit. u. Kunst, Geschichte u. Philosophie. Hrsg. von WULF SEGBRECHT. Würzburg: Ergon 1999, S. 190–198. (Literatura; 10) (ZA 1999+,48)
- HAUPTMANN, GERHART: Mein höchster Protektor. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 172–1176. [zuerst 1966] (2003/102)
- HEILBORN, ERNST: Fontanes Persönlichkeit. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 197–198. [zuerst 1919] (2003/102)
- HIRSCHFELD, GEORG: Abendgesellschaft bei Otto Brahm. Fontane und die Naturalisten. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 177–180. [zuerst 1919] (2003/102)
- HIRSCHFELD, GEORG: »Klatschen Sie ruhig weiter!« Die Uraufführung von Hauptmanns »Florian Geyer«. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 181. [zuerst 1926] (2003/102)

- HÖPFNER, CHRISTIAN: Was soll der Unsinn? Fontane als Chronist des preußischen Biedermeier. In: Evangelische Kommentare. Monatsschr. zum Zeitgeschehen in Kirche u. Gesellschaft 31 (1998) 9, S. 543–545. (ZA 1998+,46)
- HOLTZE, FRIEDRICH: Tischrunde im Weinhaus Huth. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 131–141. [zuerst 1926] (2003/102)
- KLITSCHER, GUSTAV: »Nur keine linealen Korrektheiten.« In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 217–218. [zuerst 1898] (2003/102)
- KNAUER, BETTINA: Dass er sich nur nicht regt! So treu u. deutsch wie er: Deutsche Dichter auf Podesten. In: Die Zeichen der Zeit. Lutherische Monatshefte 3 (2000) 4, S. 12–15. [passim Fontane] (ZA 2002+,27)
- KRAUS, HANS-CHRISTOF: Theodor Fontane als politischer Journalist in der Ära Mantuffel. In: Theodor Fontane Dichter der Deutschen Einheit. BERND HEIDENREICH u.a. (Hrsg.). Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2003, S. 39–54. (2003/103)
- KRAUSS, EDITH: Fontanespuren auf dem Alten St. Matthäikirchhof in Berlin. Gesammelt u. ill. von E. K. (Texte u. Fotos) u. JOACHIM KLEINE (Dias). Privatdruck [Berlin 2002]. 50 S. 30 cm : Abb., Kt., 74 Dias. (2003/129 q)
- KROBB, FLORIAN: Scheidewege. Zum Judenbild in dt. Romanen d. 1890er Jahre. In: German Monitor (Amsterdam). (2000) 53, S. 1–21. (ZA 2000+,29)
- KROLL, FRANK-LOTHAR: Fontane und Bismarck. In: Theodor Fontane Dichter der Deutschen Einheit. BERND HEIDENREICH u.a. (Hrsg.). Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2003, S. 169–77. (2003/103)
- KUTSCHELIS, ANDREAS: Rouanet-Kummer, Emilie, verheiratete Fontane. In: UNVERRICHT, HUBERT (Hrsg.): Liegnitzer Lebensbilder des Stadt- und Landkreises. Bd. 2. Hofheim/Taunus 2003, S. 137–140. (ZA 2003+,4)
- LAZARUS, NAHIDA: In einer Oktobernacht des Jahres 1870. Kriegsgefangen. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 87–94. [zuerst 1906] (2003/102)
- LESSING, THEODOR: »Zahntechniker ist besser, als Lyriker.« In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 225–227. [zuerst 1969] (2003/102)
- LINDENBERG, PAUL: Altfränkische Höflichkeit. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 182–187. [zuerst 1928] (2003/102)

- LINDENBERG, PAUL: In Rübezahls Reich. Unterhaltung im Riesengebirge. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 124–125. [zuerst 1941] (2003/102)
- LOWSKY, MARTIN: Erläuterungen zu Theodor Fontane Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't«. Hollfeld: Bange 2003. 111 S. (Königs Erläuterungen und Materialien; 360) (2003/106)
- LOWSKY, MARTIN: Erläuterungen zu Theodor Fontane Irrungen Wirrungen. Hollfeld: Bange 2002. 108 S. (Königs Erläuterungen und Materialien; 330) (2003/105)
- LÜBKE, WILHELM: »Ellora«. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 24–26. [zuerst 1891] (2003/102)
- LÜBKE, WILHELM: Im Labyrinth der Kanäle. Ausflg in den Spreewald. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 27–29. [zuerst 1891] (2003/102)
- MAUTHNER, FRITZ: »Das ganze Metier hat einen Knax weg.« In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 154–158. [zuerst 1920] (2003/102)
- MEINECKE, ANTONIE: »Vater ist bei Fontane«. Die Tochter des Hausarztes Wilhelm Delhaes erinnert sich. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 126–127. [zuerst 1964] (2003/102)
- MEYER, PAUL: Erinnerungen an Theodor Fontane. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 230–249. [zuerst 1936] (2003/102)
- MEYER, PAUL: Theodor Fontanes Fangeball. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 228–229. [zuerst 1929] (2003/102)
- Mit den Fontanes durch Neuruppin. Stadtpaziergang. Hrsg. STÄDTISCHER KULTUR & SPORT BETRIEB DER FONTANESTADT NEURUPPIN. Neuruppin 2002. 20 S. : Fotos, Kt. (2003/111)
- MÖLLER, KLAUS: »Bin ich's denn wirklich?« Fontane-Porträts und Bildnisse (1). In: Fontane Blätter 75 (2002), S. 26–40. (65/5536=75)
- MÜLLER, MAX: Der Leipziger »Herwegh-Club«. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 14–16. [zuerst 1901] (2003/102)
- MÜLLER-GROTE, GUSTAV: Kontroverse zwischen Autor und Verleger. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von

- WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 119–123. [zuerst 1941] (2003/102)
- MÜLLER-REISENER, CHARLOTTE: Thomas Mann liest Fontane. Kreative Momente e. Lektüre. In: mehrBlick 1 (2002), S. 5–50. (2003/128)
- MÜLLER-SEIDEL, WALTER: Kritik und Sympathie. Zum Bild d. Sozialdemokratie in Fontanes erzählter Welt. In: Theodor Fontane Dichter der Deutschen Einheit. BERND HEIDENREICH u.a. (Hrsg.). Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2003, S. 147–164. (2003/103)
- NEITZEL, SÖNKE: Die Kriegsbücher Fontanes. In: Theodor Fontane Dichter der Deutschen Einheit. BERND HEIDENREICH u.a. (Hrsg.). Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2003, S. 121–131. (2003/103)
- NEUMANN, GERHARD: »Blut sühnt«. Tischgespräche in Fontanes Roman »Der Stechlin«. In: Politikwissenschaftliche Spiegelungen. Ideendiskurs institutionelle Fragen polit. Kultur u. Sprache. Festschr. für Theo Stammen zum 65. Geb. Hrsg. von DIRK BERG-SCHLOSSER u.a. Opladen: Westdt. Verl. 1998, S. 96–108. (ZA 1998+,45)
- NÜRNBERGER, HELMUTH: Geschichte und Politik bei Theodor Fontane. In: Theodor Fontane Dichter der Deutschen Einheit. BERND HEIDENREICH u.a. (Hrsg.). Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2003, S. 9–25. (2003/103)
- OSBORNE, JOHN: Aus Schottland und Frankreich. Überlegungen zum Gattungscharakter von Fontanes Kriegsberichten. In: Fontane Blätter 75 (2002), S. 42–63. (65/5536=75)
- PACHOLSKI, JAN (Hrsg.): »... um mehr als zehn Jahre zu spät.« Eine unbek. Rez. zu Fontanes »Stechlin« von Maksymilian Kohlsdorfer. Übersetzt von Armin Grundke. In: Fontane Blätter 75 (2002), S. 112–117. (65/5536=75)
- PAPARUNAS, PENNY: Hilde, Cécile, Ebba, Melusine und kein Ende? Die Wasserfrauenserie bei Fontane. In: Variations. Literaturztschr. d. Univ. Zürich (2001) 7, S. 119–138. (ZA 2001+,21)
- PAULIN, ROGER: The »Schillerfeier« of 1859 and the »Shakespearefest« of 1864. With Some Remarks on Fontane's Contributions. In: History and Literature. Ess. In honor of Karl S. Guthke. Ed. by WILLIAM COLLINS DONAHUE. Tübingen: Stauffenberg 2000, S. 351–365. (ZA 2000+,28)
- PELSTER, THEODOR: Lektüreschlüssel für Schüler. Th. Fontane, Effi Briest. Stuttgart: Reclam 2003. 85 S. (Universal-Bibliothek; 15327) (2003/101)
- PIETSCH, LUDWIG: Originalität der Auffassung und des Urteils. Ein Nachruf. In: »erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 270–275. [zuerst 1898] (2003/102)

- POPPE, ALBERT: »Nasalton bis hierher.« In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 208–209. [zuerst 1919] (2003/102)
- RADECKE, GABRIELE: »Leider nicht druckfertig«. Spuren d. Unvollendetheit in Th. Fontanes »Mathilde Möhring«. In: Schrift Text Edition. Hans Walter Gabler zum 65. Geburtstag. Hrsg. von CHRISTIANE HENKES u.a. Tübingen: Niemeyer 2003, S. 221–230. (ZA 2003+,1)
- RIEGER, GÜNTER: Das Fontane-Haus in Neuruppin. Berlin und Karwe/bei Neuruppin: Edition Rieger 1998. 24 S. : Ill., farb. Fotos (2003/126)
- ROQUETTE, OTTO: Bei Bier und Tabaksqualm. Im »Tunnel über der Spree«. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 17–20. [zuerst 1907] (2003/102)
- SCHACHT, GERTRUD, GEB. MENGEL: »Kind, Du darfst kommen.« In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 258–264. [zuerst 1951] (2003/102)
- SCHEFFEL, MICHAEL: Wege der Fontane-Rezeption im geteilten und vereinten Deutschland 1945–1998. In: Theodor Fontane Dichter der Deutschen Einheit. BERND HEIDENREICH u.a. (Hrsg.). Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2003, S. 133–145. (2003/103)
- SCHERER, FRIEDRICH: Fontane und das Wilhelminische Deutschland. In: Theodor Fontane Dichter der Deutschen Einheit. BERND HEIDENREICH u.a. (Hrsg.). Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2003, S. 79–87. (2003/103)
- SCHUEUR, HELMUTH: »Deutsches. Märkisch-Preußisches.« Das »Schönmenschliche« im Historischen. Zur polit. Lyrik Th. Fontane. In: Theodor Fontane Dichter der Deutschen Einheit. BERND HEIDENREICH u.a. (Hrsg.). Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2003, S. 91–104. (2003/103)
- SCHLENTHER, PAUL: »Der Herr hat heute Kritik«. Th. Fontane als Theaterkritiker. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 95–98. [zuerst 1904] (2003/102)
- SCHMIDT, BERNHARD: Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland. Theologische Anmerkungen zu e. frommen Gedicht. In: Mainzer Anthologie. Eine Festgabe für Hermann Kurzke zum 60. Geb. Verlagsatelier Michael Pfeifer 2003, S. 188–191. (ZA 2003+,5)
- SCHNEIDER, JEFFREY: Masculinity, Male Friendship, and the Paranoid Logic of Honor in Theodor Fontane's »Effi Briest«. In: The German Quarterly 75 (2002) 3, S. 265–281. (ZA 2002+,15)

- SCHÜPPEN, FRANZ: Eine frühe Lösung von Frau Jenny Treibels Problem: Alwine Wuthenow über Poesie und Prosa 1862. In: Stünn um Stünn. Festschr. für Bernd Jörg Diebner to sienen 60. Geburtsdag. Hrsg. von HEINRICH KRÖGER u.a. Soltau, Heidelberg: Selbstverlag der Plattform »plattdüütsch in de kark« 2000, S. 87–98. (de kennung; Beiheft 9) (ZA 2000+,30)
- SCHÜTZE, MARIANNE: Verführung und Verlobung bei Theodor Fontane. Die Verführungsszene in »Schach von Wuthenow«. In: mehrBlick 1 (2002), S. 51–75. (2003/128)
- SEIDEL, HEINRICH WOLFGANG: Begegnung im Tiergarten. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 128–130. [zuerst 1940] (2003/102)
- SEILER, BERND W.: Beliebt, doch nicht ganz einwandfrei. Fontane, »Effi Briest«, 1894. In: (K)ein Kanon: 30 Schulklassiker neu gelesen. Hrsg. von Klaus-Michael Bogdal. München: Oldenbourg 2000, S. 84–88. (Oldenbourg Interpretationen; 100) (ZA 2000+,35)
- SERVAES, FRANZ: Sein Herz war in beiden Lagern. Nachruf der jungen Generation. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 276–279. [zuerst 1900] (2003/102)
- SETTLER, HUMBERT: »Der Stechlin«. Fontanes preuß. Altersepos neu interpretiert. Scheeßel: Heimatverein Niedersachsen 2003. 176 S. (2003/104)
- Spurensuche mit Theodor Fontane in der alten Grafschaft Ruppın. GÜNTER RIEGER (Textausw. u. Fotos). Karwe/bei Neuruppın: Edition Rieger 2002. 141 S. : farb. Fotos (2003/127)
- STERNFELD, RICHARD: Fontane als Historiker. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 163–167. [zuerst 1919] (2003/102)
- STERNHEIM, HANS: Verborgene Schätze auf dem Hängeboden. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 199–200. [zuerst 1927] (2003/102)
- STORCH, DIETMAR: Theodor Fontane und die Reichsgründung. In: Theodor Fontane Dichter der Deutschen Einheit. BERND HEIDENREICH u.a. (Hrsg.). Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2003, S. 55–68. (2003/103)
- STREITER-BUSCHER, HEIDE: Fontane als Beobachter der englischen Politik und Kultur. In: Theodor Fontane Dichter der Deutschen Einheit. BERND HEIDENREICH u.a. (Hrsg.). Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2003, S. 105–120. (2003/103)

- TEBBEN, KARIN: Effi Briest, Tochter der Luft: Atem, Äther, Atmosphäre zur Bedeutung eines Motivs aus genderspezifischer Sicht. In: *New German Review* 17 (2001/2002) = www.germanic.ucla.edu/ngr17/effi.htm. 14 gez. S. (ZA 2002+,12)
- TEBBEN, KARIN: »Der Roman dahinter«: zum autobiographischen Hintergrund von Th. Fontanes »L'Adultera«. In: *German Life and Letters* 55 (2002) 4, S. 348–362. (ZA 2002+,14)
- Theodor Fontane Dichter der Deutschen Einheit. BERND HEIDENREICH, FRANK-LOTHAR KROLL (Hrsg.). Berlin: BWV Berliner Wissenschafts-Verlag 2003. 193 S. [Beiträge einzeln verzeichnet] (2003/1003)
- WEBER, ELISE: Fontane als Ehemann. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 250–257. [zuerst 1916] (2003/102)
- WEILER, HANS: Fontane, die Grenze und das Fremde. Betrachtungen eines späten Brandenburgers. In: *Wissen Macht Transformation. Interkulturelle u. internationale Perspektiven*. Festschr. für Patrick v. Dias. Hrsg. von VATHSALA AITHAL u.a. Frankfurt: iko 1999, S. 203–214. (ZA 1999+,46)
- WEISS-SUSSEX, GODELA: Fontane und die englische Malerei. Die »Briefe aus Manchester«. In: *Fontane Blätter* 75 (2002), S. 64–79. (65/5536=75)
- WERNER, ANTON VON: Aktenwesen. Fontane als Sekretär d. Akademie d. Künste. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 102–103. [zuerst 1913] (2003/102)
- WILKES, JOHANNES: Der Baum auf dem Grabe. Zum Gedenken an Th. Fontane. In: *Wege zum Menschen. Monatsschr. für Seelsorge u. Beratung, heilendes u. soziales Handeln* 52 (2000) 2, S. 103–106. (ZA 2000+,32)
- WILKES, JOHANNES: Effi Briest die Dynamik einer Scheidung. Zum 100. Todestag von Th. Fontane. In: *System Familie. Forschung, Beratung u. Therapie* 11 (1998) 4, S. 179–183. (ZA 1998+,44)
- WINTERHAGER-SCHMID, LUISE: Erinnernte Kindheiten im 19. Jahrhundert. Th. Fontanes »Meine Kinderjahre« u. Wilhelm von Kügelgens »Jugenderinnerungen eines alten Mannes«. In: *Neue Sammlung. Göttinger Ztschr. für Erziehung u. Gesellschaft* 41 (2001) 2, S. 179–195. (ZA 2001+,22)
- WOLBE, EUGEN: »Tagesschriftstellern hat wenig Geltung.« In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 145–146. [zuerst 1925] (2003/102)
- WOLFF, JÖRG: Die Kattetragedie bei Theodor Fontane. In: *Recht Rechtstatsachen Technik*. Festschr. für Helmut Pieper. Hrsg. von PETER SALJE. Hamburg: Kovac 1998, S. 663–686. (ZA 1998+,47)

- WOLPERT, GEORG: »Es war eine traurige Auktion« – ein bislang unbekannter zeitgenöss. Bericht zu d. Versteigerung des schriftl. Nachlasses Th. Fontanes 1933. In: *Fontane Blätter* 75 (2002), S. 92–111. (65/5536=75)
- WOLZOGEN, ERNST VON: Ich liebte den alten Herrn zärtlichst. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 159–162. [zuerst 1923] (2003/102)
- WOLZOGEN, ERNST VON: Reden vor und nach dem Käse. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 150–153. [zuerst 1923] (2003/102)
- WÜLFING, WULF: »Luft ist kein leerer Wahn«. Th. Fontane u. die Berliner Luft als Metapher für das polit.-gesellschaftl. Klima im nachmärzlichen Preußen; unter besonderer Berücksichtigung des Briefwechsels mit Th. Storm im Jahre 1853. In: *Formen der Wirklichkeitserfassung nach 1848. Dt. Lit. u. Kultur vom Nachmärz bis zur Gründerzeit in europ. Perspektive. Bd. 1.* Hrsg. von HELMUTH KOOPMANN u. a. Bielefeld: Aisthesis 2003, S. 167–188. (ZA 2003+,2)
- ZIEBURA, EVA: Prinz Heinrich von Preußen und sein Rheinsberger Hof im Werk Theodor Fontanes. In: *Theodor Fontane Dichter der Deutschen Einheit.* BERND HEIDENREICH u.a. (Hrsg.). Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2003, S. 147–164. (2003/103)
- ZOBELTITZ, FEDOR VON: Ich sehe den Alten vor mir. Spaziergänge mit Fontane. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 142–44. [zuerst 1928] (2003/102)
- ZOBELTITZ, FEDOR VON: Der 70. Geburtstag. In: »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. Erinnerungen an Th. Fontane. Hrsg. von WOLFGANG RASCH u. CHRISTINE HEHLE. Berlin: Aufbau-Verlag 2003, S. 147–149. [zuerst 1928] (2003/102)

2. Rezensionen

- Berbig, Roland: *Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine.* Berlin: de Gruyter 2000. Rez.:
– F. BETZ in *Monatshefte* 94 (2002) 2, S. 249–252.
- Doebeling, Marion: *New Approaches to Theodor Fontane. Cultural Codes in Flux.* Rochester, N.Y.: Camden House 2000. Rez.:
– A. KOCH in *Monatshefte* 94 (2002) 3, S. 406–407.
- Fontane, Theodor: *Effi Briest. Effi Briest Roman.* Mit e. Nachw. neu hrsg. von Helmuth Nürnberger. Vollständige, im Kommentar revid. u. mit e. Nachw. verse-

- hene Ausg. München: Deutscher Taschenbuch Verl. 1995. 412 S. (dtv klassik. 2366.) Rez.:
- S. WEIHER in Die Rheinpfalz v. 22. 2. 2003.
- Fontane-Handbuch. Hrsg. von Christian Grawe u. Helmuth Nürnberger. Stuttgart: Kröner 2000. Rez.:
- ANON. in The Year's Work in Modern Language Studies 62 (2000), 1 S.
 - D. MUGNOLO in studi germanici 38 (2000) 3, S. 557-561.
 - A. CARTER in Colloquia Germanica 34 (2001) 3/4, S. 340-342.
 - R. KOLK in Arbitrium (2001) 3, S. 324-326.
 - E. SZABÓ in Jahrb. d. ungar. Germanistik 2001, S. 342-346.
 - F. BETZ in Monatshefte 94 (2002) 2, S. 249-252.
 - F. HEINZ in WDR Radio 5: Alte und neue Heimat, Sendemanuskript 2002, 1 S.
- Osborne, John: Theodor Fontane. Vor den Romanen. Krieg u. Kunst. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1999. Rez.:
- H.-E. VOLKMANN in Fontane Blätter 75 (2002), S. 82-84.
- Perrey, Hans-Jürgen: »Nirgends ist ihm ganz zu trauen.« Bismarck im Urteil Th. Fontanes. Friedrichsruh: Otto-von-Bismarck-Stiftung 2002. Rez.:
- M. HORLITZ in Fontane Blätter 75 (2002), S. 85-87. (65/5536=75)
- Wölfel, Udo: Theodor Fontane im Riesengebirge. Husum: Verl. d. Nation 2000. Rez.:
- F. HEINZ in WDR Radio 5: Alte und neue Heimat, Sendemanuskript, 1 S.

3. Zeitungsartikel

betr. »Effi Briest«-Aufführung im Eisenacher Theater:

- ANON.: »Effi Briest«-Premiere. In: Südthüringer Ztg; Freies Wort v. 10. 1. 2003.
- SOBKO, SUSANNE: Zwischen verspieltem Teenager und verführerischer Lady. Th. Fontanes Schauspiel »Effi Briest« feiert am Eisenacher Landestheater Premiere. In: Südthüringer Ztg v. 16. 1. 2003.

betr. »Effi Briest«-Aufführung im Freiburger Theater:

- ANON. (dpa): Von Ehebruch und Resignation. In: Wiesbadener Tagblatt v. 11. 1. 2003.
- HAMMERSTEIN, DOROTHEE: Wie Scherenschnitte im Gänsemarsch. Glänzender Erfolg. In: Stuttgarter Ztg v. 16. 1. 2003.
- KOPP, SIEGBERT: »Effi Briest« als Bühnenstück am Theater Freiburg. Besuch auf der Literaturpflegestation. In: Südkurier v. 11. 1. 2003.
- MARCUS, DOROTHEA: Von Effi Briest überleben lernen. In: die tagesztg v. 15. 1. 2003.
- MENDEN, ALEXANDER: Ewiger Herbst. Eindringlich. In: Süddt. Ztg v. 11./12. 1. 2003.
- SCHMITTER, ELKE: Tolles Triebleben. In: Der Spiegel v. 13. 1. 2003.

SCHULTE, BETTINA: Pippi L. in Hinterpommern. Th. Fontanes Roman »Effi Briest«, bearb. u. inszeniert v. Amélie Niermeyer am Theater Freiburg. In: Badische Ztg v. 11. 1. 2003.

SPINNEN, BURKHARD: Lauter Instettens, überall. (Die Zeit-Schülerbibliothek). In: Die Zeit v. 6. 2. 2003.

STRITTMATTER, ANDREAS: Suche nach Erfüllung außerhalb der Ehe. In: Allg. Ztg; Gießener Allg.; Pforzheimer Ztg; Wiesbadener Tagblatt v. 11. 1.; Schwarzwälder Bote v. 13. 1.; Nordsee-Ztg; Offenburger Tageblatt v. 15. 1.; Reutlinger General-Anzeiger v. 18. 1. 2003.

betr. Fontane-Briefmarke:

GOTTWALD, KATHRIN: Jetzt ist Fontane platt. Seit gestern gibt es Neuruppins größten Sohn als Briefmarke. In: Märkische Allgemeine v. 17. 1. 2003.

RAU, UDO: Theodor Fontane begrüßt Ludwig van Beethoven. In: Mannheimer Morgen v. 18. 1. 2003.

betr. Fontane-Preis:

ANON.: Berliner Fontane-Preis für Wilhelm Genazino. In: Berliner Ztg; Dresdner Morgenpost; Mannheimer Morgen; Neue Zürcher Ztg; Ostthüringer Ztg; Reutlinger General-Anzeiger; Der Tagesspiegel v. 3. 3.; Frankfurter Rundschau v. Rhein-Ztg v. 4. 3.; Traunsteiner Tageblatt v. 7. 3.; Neues Deutschland v. 19. 3.; Freie Presse v. 20. 3. 2003.

RICHTER, STEFFEN: Der stille Beobachter. In: Der Tagesspiegel v. 20. 3. 2003.

SCHÜTT, H. D.: Flaneur. In: Neues Deutschland v. 3. 3. 2003.

betr. Geburtshaus der Elisabeth von Ardenne in Zerben:

anon.: Geburtshaus der echten Effi Briest wird Museum. In: Hessische/Niedersächsische Allg. v. 29. 4.; Schwarzwälder Bote v. 30. 4. 2003.

GROSSE, SUSANNE: Geburtshaus der »echten Effi Briest« soll Museum werden. In: Magdeburger Volksstimme v. 23. 4.; Schweriner Volksztg v. 29. 4.; Badisches Tagblatt; Leipziger Volksztg v. 2. 5.; Nordsee-Ztg v. 9. 5. 2003.

HIEBER, JOCHEN: Unser aller Effi. In: Frankfurter Allg. v. 2. 5. 2003.

weiteres:

ANON. (hl): Der grüne Dichterst. Fontane, die Blüten u. die Bäume. In: Märkische Allg. v. 12. 3. 2003.

ANON. (tt): »Der Stechling«. Fontanekreis verschiebt Vortragsabend. In: Bocholter-Borkener Volksblatt v. 28. 3. 2003.

- ANON. (vw): Das große Suchen. In dem, was wir vermissen, finden wir zu uns selbst: Elf Verlustmeldungen aus d. Welt d. Künste. Fontanes Nachlaß. In: Frankfurter Allg. Sonntagsztg v. 20. 4. 2003.
- FELSCH, JULIANE: Fontane als guter Bekannter. Gotthard Erler las Erinnerungen. In: Märkische Allgemeine v. 28. 4. 2003.
- GROTE, KLAUS D.: Fontaneplatz erhält seine Würde. Neuruppins Bürgermeister Otto Theel übergab gestern das neu gestaltete Umfeld am Dichterdenkmal. In: Märkische Allg. v. 9. 5. 2003.
- MOHM, HANS-WERNER: Mit Fontane in die Berge um Kabul. E. Ballade des märkischen Dichters erinnert an das britische Desaster von 1842. In: Märkische Allg. v. 18./19. 1. 2003.
- MÜLLER, TORSTEN: Fontane wird noch widerlegt. Willkommen im Dahmeland: Auf nach Mittenwalde. In: Märkische Allg. v. 25. 4. 2003.
- NECKELMANN, CHRISTIAN: Ironische Distanz? Zum Artikel »Der Stechling«. Leserbrief. In: Bocholter-Borkener Volksblatt v. 4. 3. 2003.
- STEYER, ELFRIEDE: Spurensuche in Italien. Joachim Kleine über die neuen Vorhaben des Zeuthener Fontane-Kreises. In: Märkische Allg. v. 14. 1. 2003.
- WILKE, KLAUS: »Die Zuneigung ist etwas Rätselvolles«. Fontane-Herausgeber Dr. G. Erler über den großen märk. Dichter u. seine kl. Launen, über dessen Ehefrau u. die Germanistik [Interview]. In: Lausitzer Rundschau v. 18./19. 1. 2003.

4. Fontane in den elektronischen Medien

- Vor dem Sturm. Fernsehfilm in sechs Teilen (BRD, Österreich 1984). Regie: Franz-Peter Wirth. VHS-Videoaufzeichnung. (VC 61,1+2)

5. Nachträge

- DOTZLER, BERNHARD J.: »...diese ganze Geistertummelage«. Thomas Mann, der alte Fontane u. die jungen Medien. In: Thomas Mann Jahrbuch 9 (1996), S. 189–205. (ZA 1996+,856)
- GLAUBITZ, GEROLD: Historische Reiseliteratur und Reisedidaktik: Heines »Reisebilder« u. Fontanes »Wanderungen«. In: Geschichte, Erziehung, Politik 7 (1996) 12, S. 667–682. (ZA 1996+,857)
- GOLDBÆK, HENNING: Hjemstavn er lukket land. Sarah Kirsch som læser af Theodor Fontane. In: Læserens åndedrag. En antologi om de læsende digter og den digtende læser. Festschr. für Lars Peter Roemhild. Red. Lilian Munk Dahlgreen. København: Museum tusculanums forlag 1996, S. 69–84. (ZA 1996+,859)

- GUCKEL, AUSRELE VENCLOVA: The motif: theory and practical illustrations from the novels of Fontane. Diss. Univ. of Illinois 1965. IV, 211 S. (2003/121 q)
- HAYENS, KENNETH: Theodor Fontane. A critical study. London u.a.: Collins (1920). VII, 282 S. (2003/122 q)
- HAYES, CHARLES NELSON: Symbol and Correlative in Theodor Fontane's Fiction. Diss. Brown Univ., Sacramento 1967. IV, 154 S. (2003/120 q)
- HENNING, HERBERT: Weltliteratur als Tanztheater. Irene Schneider inszenierte »Effi Briest« u. »Peer Gynt« in Magdeburg. In: Ballett-Journal Das Tanzarchiv 47 (1999) 1, S. 38. (ZA 1999+,49)
- JAROSZEWSKI, MAREK: Theodor Fontane und die deutsche Polenliteratur des 19. Jahrhunderts. In: Studia niemcoznawcze (Warszawa) 5 (1989), S. 179–186. (ZA 1989+,397)
- JAROSZEWSKI, MAREK: Theodor Fontane und die deutschsprachige Literatur mit Polenmotiven. In: Literatur und Geschichte. Studien zu den dt.-poln. Wechselbeziehungen im 19. u. 20. Jhd. Warszawa 1995, S. 88–96. (ZA 1995+,520)
- KARLSSON, GEORGE LAINEN: France in Fontane's Life and Works. Diss. Univ. of Pittsburgh, 1958. III, 86 S. (2003/117 q)
- KEUNE, MANFRED ERWIN: Motive im Romanwerk Theodor Fontanes. Diss. Michigan State Univ., Ann Arbor 1967. III, 218 S. (2003/119 q)
- KÜHNEL, ANTON: Theodor Fontane starb vor 100 Jahren. Er schrieb Reisebriefe aus Böhmen. In: Prager Nachrichten 49 (1998) 5, S. 2–3. (ZA 1998+,48)
- LIERENFELD, WINFRIED: Das Urbild der »Effi Briest«. Ein Schicksal, das in Benrath begann. In: Das Tor. Düsseldorfer Heimatblätter 50 (1984) 5, S. 44–46. (ZA 1984+)
- MINDEN, MICHAEL: Realism versus Poetry. Th. Fontane, Effi Briest. In: The German novel in the twentieth century. Beyond realism. Ed. By David Midgley. Edinburgh: Edinburgh University Press 1993, S. 19–29. (ZA 1993+,628)
- MOSTERT, JOHANNA: Theodor Fontane und die Gesellschaft. Diss. Bonn 1921. IV, 144 S. (2003/116 q)
- PAUL, ADOLF: Der Einfluß Walter Scotts auf die epische Technik Theodor Fontanes. Breslau: Priebatsch 1934. VIII, 272 S. (Sprache und Kultur der germanischen und romanischen Völker. B. Germanistische Reihe; 10) (2003/123 q)
- PISTOR, GUNTHER: »Vom Abendsonnenglanz geblendet ...«. Reflexionen über das Alter bei Wilhelm Raabe, Th. Fontane u. Werner Bergengruen. In: ders., Im eigenen Hause suche nach Schätzen. Rostock: Greif 1997, S. 58–78. (2003/124)
- RIECK, WERNER: Theodor Fontanes »An der Elster« – poetischer Nachklang deutscher Polenlieder. In: Kwartalnik Neofilologiczny (Warszawa) 42 (1995) 2, S. 109–122. (ZA 1995+,521)

- ROSSELL, ANNA: La construcción del vacío femenino en ›Effi Briest‹ y ›La Regenta‹. In: Tropelías. Revista de teoría de la literatura y literatura comparada (Zaragoza) (1996/97) 7/8, S. 363–368. (ZA 1997+,267)
- SPIER, HEDWIG: Theodor Fontane: Weltbild und Träger seines Gesellschaftsromans. Diss. Univ. of Washington 1967. 166 S. (2003/114 q)
- TOMASI, SILVIA: Fontane: il genio della non-precocità. In: Paragone. Rivista mensile di arte figurativa e letteratura. N.S. 46 (1995) 49–50 (540–542), S. 152–154. (ZA 1995+,519)
- ZERNER, MARIANNE: Die sozialen Schichten in den Berliner Romanen Theodor Fontanes. Diss. Yale Univ., 1939. 190 S. (2003/118 q)

Informationen

Das Zentrum für die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte hat sich im Jahr 1995 als ein Zentrum für die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte gegründet. Es hat sich zum Ziel gesetzt, die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte zu fördern und zu unterstützen. Das Zentrum ist ein interdisziplinäres Zentrum, das die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte in Verbindung mit anderen Disziplinen wie Geschichte, Philosophie und Kunst fördert. Das Zentrum hat eine Reihe von Projekten und Veranstaltungen durchgeführt, die die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte fördern und unterstützen. Das Zentrum hat auch eine Reihe von Publikationen veröffentlicht, die die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte fördern und unterstützen.

Das Zentrum hat eine Reihe von Projekten und Veranstaltungen durchgeführt, die die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte fördern und unterstützen. Das Zentrum hat auch eine Reihe von Publikationen veröffentlicht, die die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte fördern und unterstützen.

Das Zentrum hat eine Reihe von Projekten und Veranstaltungen durchgeführt, die die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte fördern und unterstützen. Das Zentrum hat auch eine Reihe von Publikationen veröffentlicht, die die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte fördern und unterstützen.

Das Zentrum hat eine Reihe von Projekten und Veranstaltungen durchgeführt, die die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte fördern und unterstützen. Das Zentrum hat auch eine Reihe von Publikationen veröffentlicht, die die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte fördern und unterstützen.

Das Zentrum hat eine Reihe von Projekten und Veranstaltungen durchgeführt, die die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte fördern und unterstützen. Das Zentrum hat auch eine Reihe von Publikationen veröffentlicht, die die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte fördern und unterstützen.

Das Zentrum hat eine Reihe von Projekten und Veranstaltungen durchgeführt, die die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte fördern und unterstützen. Das Zentrum hat auch eine Reihe von Publikationen veröffentlicht, die die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte fördern und unterstützen.

Das Zentrum hat eine Reihe von Projekten und Veranstaltungen durchgeführt, die die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte fördern und unterstützen. Das Zentrum hat auch eine Reihe von Publikationen veröffentlicht, die die Erforschung der deutschen Literaturgeschichte fördern und unterstützen.

Autorenverzeichnis

DR. CHRISTINE HEHLE, geb. 1969; Studium Germanistische Mediävistik, Französisch, Latein in München. Promotion 2000 in München über Notker III. von St. Gallen. Seit 1995 wiss. Mitarbeiterin des Theodor-Fontane-Archivs; editorische Betreuung der Abteilung *Das erzählerische Werk* der Großen Brandenburger Fontane-Ausgabe. Veröffentlichungen überwiegend zu Fontane.

KLAUS-PETER MÖLLER, arbeitet seit 1998 als Archivar im Theodor-Fontane-Archiv; Forschungsinteressen: Literatur der frühen Neuzeit, Lexik der deutschen Sprache, Buchgeschichte, Fontane.

PROF. DR. EDA SAGARRA, geb. 1933; Studium in Freiburg, Zürich und Wien; Dozentur in Manchester; 1975-98 Professorin für Germanistik an der Universität Dublin; Buchveröffentlichungen zu Fontane und zur dt. Literatur- und Sozialgeschichte; z. Zt. Gen. Sekretärin der irischen Akademie der Wissenschaften.

DR. CLAUDIA BUFFAGNI, geb. 1969; Promotion 2002 über Fontane; Lehrbeauftragte für Deutsche Literatur an der Universität von Modena und für Deutsche Sprache und Übersetzung an der Universität von Siena. Forschungsstipendium der Universität von Bologna für ein Projekt über das deutsche Frauendrama der Romantik. Forschungsschwerpunkte: Frauenliteratur der Romantik, Fontane, Christa Wolf.

DR. SOFIA KÄLLSTRÖM, geb. 1974; Promotion 2002 an der Universität Uppsala über Fontanes Effi Briest; Forschungsschwerpunkte: Roman des 19. Jhdts., Fontane, empirische Literaturwissenschaft.

DR. ALFRUN KLIEMS, geb. 1969; Promotion 2000 über tschechische Exilliteratur; Forschungsschwerpunkte: tschechische Literatur des 20. Jhdts., ostmitteleuropäische Exilliteratur nach 1945 (u.a. Mitverfasserin und Mitherausgeberin *Grundbegriffe und Autoren ostmitteleuropäische Exilliteraturen 1945-1989. Versuch einer Systematisierung und Typologisierung*).

PD DR. MONIKA WIENFORT, geb. 1961, Historikerin; Promotion 1990 in Bielefeld; Veröffentlichungen: *Monarchie in der bürgerlichen Gesellschaft. Deutschland und England von 1640 bis 1848*, Göttingen 1993; *Patrimonialgerichte in Preußen. Ländliche Gesellschaft und bürgerliches Recht 1770-1848/49*, Göttingen 2001; Arbeitsschwerpunkte: Geschichte Preußens, Geschichte internationaler Organisationen im 20. Jhd.

PROF. DR. ROLAND BERBIG, geb. 1954; Promotion 1981 über die Hölderlin-Rezeption in der DDR-Lyrik; Habilitation 1994 über Schriftstellerprofile und literarische Vereinigungen im 19. Jhdt.; Forschungsschwerpunkt Geschichte des literarischen Lebens im 19. und 20. Jhdt., Fontane (u.a. *Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften. Verlage und Vereine*, 2000), Storm, deutsche Literatur nach 1945, besonders Uwe Johnson (Mithrsg. zweier Sammelbände 1993 und 2002).

zö-
von
che
on-

hiv;
che,

ien;
sität
lge-

agte
che
ver-
tik.

iber
em-

tur;
päi-
riffe
isie-

feld;
und
änd-
eits-
im

Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs

Theodor-Fontane-Archiv Potsdam 1935–1995. Berichte, Dokumente, Erinnerungen. Hrsg. von Manfred Horlitz. Berlin 1995. 206 S. Mit zahlr. Abb. (vergriffen)

Theodor Fontane aus transatlantischer Sicht. Hrsg. von Manfred Horlitz. Berlin 1996. 94 S. (vergriffen)

Theodor-Fontane-Archiv Potsdam: Die Fontane-Sammlung Christian Andree. Hrsg. von der Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit dem Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 1998. (KulturStiftung der Länder – Patrimonia 142). 84 S. Mit zahlr. Faks. (vergriffen)

Ich bin ganz einfach nur Fontane. FontaneJahrBuch. Museumspädagogischer Dienst Berlin; Theodor-Fontane-Archiv. Berlin 1998. 118 S. Mit Karte und zahlr. Abb. (€ 1,53)

Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Manfred Horlitz. Potsdam 1999. 245 S. (€ 76,00)

Oceane kehrt zurück. Hrsg. vom Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, und der Stadtbibliothek Wuppertal. Potsdam 2001. 109 S. Mit zahlr. Faks. (€ 17,50)

(Direkt beim Theodor-Fontane-Archiv zu beziehen)

Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13.–17. September 1998 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger. Bde I–III. Würzburg: Königshausen und Neumann 2000. (Gesamtpreis € 102,00)

I. Der Preuße. Die Juden. Das Nationale. 324 S. (Einzelpreis € 44,00)

II. Sprache. Ich. Roman. Frau. 261 S. (Einzelpreis € 40,00)

III. Geschichte. Vergessen. Großstadt. Moderne. 311 S. (Einzelpreis € 44,00)

(Im Buchhandel erhältlich)

Aus den Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Reihe hrsg. von der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv:

Theodor Fontane: Königs Wusterhausen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2000. 64 S. (€ 8,00)

Theodor Fontane: Schloss Oranienburg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 92 S. (€ 8,00)

Theodor Fontane: Schloss Paretz. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 86 S. (€ 8,00)

Theodor Fontane: Rheinsberg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2002. 140 S. (€ 8,00)

Theodor Fontane: Caputh. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2003.

(Zu beziehen bei der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg)

erun-
i)

Berlin

ndree.
itane-

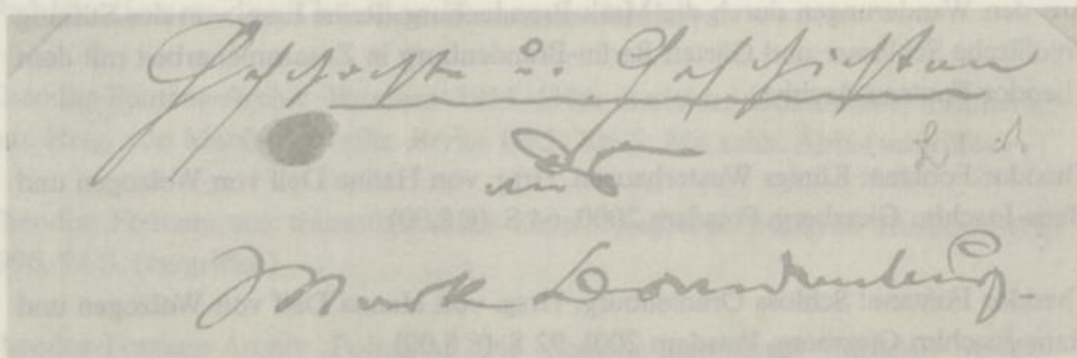
. Mit

scher
zahlr.

iftrag
15 S.

der

des
nber
mit
000.



Fontanes *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* und die europäische Reiseliteratur

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Hanna Delf
von Wolzogen

Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs
18.–22. September 2002 in Potsdam

Themenschwerpunkte: *Reisen, Werkstatt und Geschichte und
Geschichten*

Beiträger: Wolfgang Albrecht (Weimar), Hugo Aust (Köln), Roland Berbig (Berlin), Renate Böschstein (Genf), Claudia Buffagni (Sassuolo), Michael Ewert (München), Hubertus Fischer (Hannover), Philipp Frank (Hamburg), Uwe Hentschel (Zepernick), Manfred Horlitz (Potsdam), Gerd Heinrich (Berlin), Erdmut Jost (Berlin), Jerzy Kałużny (Poznań), Ingrid Kuczynski (Duisburg), Michael Masanetz (Leipzig), Rudolf Muhs (London), Stefan Neuhaus (Bamberg), Karl Alfred Opitz (Lisboa), Jan Pacholski (Wrocław), Gabriele Radecke (München), Eda Sagarra (Dublin), Isabelle Solères (Toulouse), Matthias Schmandt (Bingen), Andreas Stuhlmann (Cork), Peter Wruck (Berlin), Wulf Wülfing (Bochum).

Herbst 2003
Ca. 620 Seiten
Preis: ca. 75 €

Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der *Fontane Blätter*

Einsendeadresse: Theodor-Fontane-Archiv, Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam.

Über die Veröffentlichung entscheiden die Herausgeber gemeinsam mit dem Redaktionsbeirat. Autoren werden gebeten, eine max. vierzeilige Autoreninformation beizufügen.

1. Manuskriptform

Das Manuskript soll auf fortlaufend nummerierten Seiten (30 Zeilen/Seite bzw. 1800 Zeichen/Seite) geschrieben werden. Der Umfang sollte 20 Manuskriptseiten (inklusive Anmerkungen) nicht überschreiten. Rezensionen sollten auf 3 Manuskriptseiten beschränkt bleiben und auf Anmerkungen verzichten. Anmerkungen sollen als Endnoten formatiert werden. Absätze: Einzug der ersten Zeile ohne vorherige Leerzeile. Text: Fließtext (ohne Silbentrennung), linksbündig. Das Manuskript bitte einsenden: als Ausdruck und auf Diskette bzw. als e-mail-Anhang im Textverarbeitungsformat (Word) und unformatiert (bevorzugt Word-RTF).

2. Titel

Der Name des Autors bzw. Herausgebers steht unter dem Titel. Der Titel endet ohne Punkt. Zwischen Titel, Autor und Text steht jeweils eine Leerzeile.

3. Hervorhebungen im Manuskript

Kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.

4. Zitate im Manuskript

Normale Anführungszeichen "..."; Zitat im Zitat in einfachen Anführungen „...“.
Zitate über 4 Zeilen werden wie Absätze behandelt.

Auslassungen: drei Punkte in eckigen Klammern [...].

Einfügungen des Autors bzw. Herausgebers: in [eckigen Klammern].

5. Titel von Werken, Zeitungen u. Zeitschriften, Vereinsnamen

Im Text kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.

6. Endnoten

Fortlaufende Zählung. Im Text hochgestellt ohne Klammer oder Punkt. Eine Endnotenziffer folgt auf das Satzzeichen, wenn sie sich auf den ganzen Satz, sie steht unmittelbar hinter dem Wort, wenn sie sich nur auf das Wort bezieht.

Endnotenziffern erscheinen freistehend ohne Klammer vor dem Text der Endnote.

Namen von Autoren / Herausgebern unterstreichen.

Beim Zitieren eines Titels gilt folgende Form:

- 1 Autor (Vorname Nachname): Titel. Untertitel. Ort Jahr, S. (Reihentitel)
 Bei Zeitschriftenaufsätzen bzw. nicht selbständig erschienenen Schriften:
 1 Autor (Vorname Nachname): Titel. Untertitel. In: Zeitschriftentitel Jg. und/oder
 Bd. (Erscheinungsjahr) H. oder Nr., S. (evtl. Reihentitel)
 Wiederholte Zitate in direkter Folge: Ebd., S. X; ansonsten: Name, wie Anm. X. Ver-
 weise: vgl.

7. Siglen und Abkürzungen

- AFA (Aufbau Fontane-Ausgabe) Hrsg. von PETER GOLDAMMER, GOTTHARD
 ERLER u. a. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1969–1993. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
 z. B.: THEODOR FONTANE: *Wie sich meine Frau einen Beamten denkt*. In: AFA *Autobio-
 graphische Schriften* III/1. 1982, S. 438.
- GBA (Große Brandenburger Ausgabe) Hrsg. von GOTTHARD ERLER. Berlin:
 Aufbau-Verlag 1994ff. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
 z. B.: Theodor Fontane: *Die Juden in unserer Gesellschaft*. In: GBA *Wanderungen durch
 die Mark Brandenburg*. Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows*. 1994, S. 299.
- HBV (Hanser Briefeverzeichnis) *Die Briefe Theodor Fontanes*. Verzeichnis u. Regi-
 ster. Hrsg. von CHARLOTTE JOLLES u. WALTER MÜLLER-SEIDEL. München:
 Carl Hanser Verlag 1987.
- HFA (Hanser Fontane-Ausgabe) *Werke, Schriften und Briefe* [zuerst unter dem Titel
Sämtliche Werke]. Hrsg. von WALTER KEITEL u. HELMUTH NÜRNBERGER.
 München: Carl Hanser Verlag 1962–97. (Abteilung/Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
 z. B.: THEODOR FONTANE: *Geschwisterliebe*. In: HFA I/7. 2. Aufl. 1984, S. 123–153.
- NFA (Nymphenburger Fontane-Ausgabe) *Sämtliche Werke*. Hrsg. von EDGAR
 GROSS, KURT SCHREINERT u. a. München: Nymphenburger Verlagsbuchhand-
 lung 1959–1975. (Bd. Jahr, S.)
 z. B.: THEODOR FONTANE: *Geschwisterliebe*. In: NFA XXIV. 1975, S. 9–39.
- Prop (Propyläen Briefausgabe) *Briefe*. I–IV. Hrsg. von KURT SCHREINERT. Zu Ende
 geführt u. mit einem Nachw. vers. von CHARLOTTE JOLLES. Berlin: Propyläen
 Verlag 1968–1971.

Hrsg.	Herausgeber(in)	hrsg.	herausgegeben
FBI	Fontane Blätter	TFA	Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

8. Abbildungen

Abbildungsvorlagen: Schwarzweißzeichnungen bzw. Hochglanzfotos, rückseitig ana-
 log zu den Abbildungsnummern im Manuskript numeriert. Bildlegenden mit Quellen-
 nachweis auf gesondertem Blatt beifügen. Die Reproduktionserlaubnis ist vom Autor
 einzuholen.

DIE REDAKTION

Vertriebshinweise

Die *Fontane Blätter* sind als Einzelheft (€ 13,50 zzgl. Versand) oder im Abonnement (2 Hefte jährlich, € 9,50 zzgl. Versand) zu beziehen.

Ferner sind erhältlich:

das Register für *Fontane Blätter* 1/1965 – 57/1994. 126 S.,

das Inhaltsverzeichnis der Hefte 1/1965 – 75/2003. 30 S. (je € 2,00), sowie eine Angebotsliste älterer, noch lieferbarer Hefte.

Der aktuelle Stand ist zu finden unter www.fontane-archiv.de

Zu beziehen:

Theodor-Fontane-Archiv, Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam.

Impressum

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen und Hubertus Fischer

Redaktion: Peter Schaefer, Potsdam; Bettina Plett, Köln

Redaktionsbeirat: Hugo Aust, Köln; Roland Berbig, Berlin; Gotthard Erler, Berlin; Charlotte Jolles, London; Michael Masanetz, Leipzig; Helmuth Nürnberger, Freienwill; Helmut Peitsch, Potsdam; Eda Sagarra, Dublin; Peter Wruck, Berlin

Anschriften:

Theodor-Fontane-Archiv
Am Bassin 4, 14467 Potsdam
Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam
Telefon: 0331/20 13 96
Fax: 0331/2 01 39 70
e-mail: wolzo@rz.uni-potsdam.de
www.fontanearchiv.de

Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
Am Alten Gymnasium 1
16816 Neuruppin
Telefon/Fax: 03391/65 27 72

Koordination: Bernd Thiemann

Alle, die über Fontane arbeiten, bitten wir, ein Exemplar ihrer Veröffentlichungen, Diplomarbeiten und Dissertationen im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden.

Für die uns im letzten Halbjahr zugesandten Materialien danken wir im Namen aller Benutzer des Archivs.

Die Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber wieder. Alle Rechte vorbehalten, auch das der fotografischen und elektronischen Wiedergabe.

Umschlagentwurf, Typographie, Satz:
Therese Schneider, Berlin
Druck und Verlag:
Königsdruck, Berlin

Gesell-
er

Berlin;
Freien-

ingen,
eodor-

n aller

sgeber
schen

ISSN 0015-6175